Jt. coll. 76 (32

<36626497480013

<36626497480013

0 Bayer. Staatsbibliothek

Wauni, aur O-Waihi.

Wahlbergmuth. fe.

Tianna, *aus Atuai.*

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Neue Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen

in einem ausführlichen Auszuge,

worinnen

eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, Naturgeschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird.

Aus verschiedenen Sprachen zusammengetragen

Achter Band.

Mit Kupfern.

Berlin,
verlegts August Mylius, 1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Auszug

aus des

Kapitain John Mears und des Kapitain William Douglas Reisen nach der Nordwestküste von Amerika,

in den Jahren 1786 bis 1789.

Der Kapitain John Mears, der diese Reise beschreibt, hat sie auch gemacht. Er ist, wie der Fortgang des Buchs immer mehr und mehr entwickelt, ein glaubhafter Mann, von einem in Gefahren, in dieser größten Schule der Moral, erprobtem Karakter, ein guter Erzähler, und ein feiner Beobachter der menschlichen Natur.

Die Veranlassung zur Reise des Kapitains war ein Handelsprojekt; und am 20. Jan. 1786 wurden zu dieser Unternehmung zwey Fahrzeuge angekauft. Das eine, von 200 Tonnen Last, erhielt den Namen Nutka; das zweyte, von 100 Tonnen, wurde die See-Otter genannt. John Mears erhielt das Kommando über das erstere, und Herr William Tipping über das zweyte. Die See-Otter gieng mit einer Ladung von Opium nach Malakka; und John Mears machte sich für eine hinlängliche Belohnung verbindlich, den Oberkriegszahlmeister der königlichen

Truppen in Indien, Herrn Burke, nebst seinem Gefolge, nach Madras zu bringen.

Den 12. März fing J. Mears seine Fahrt nach Madras an, und am 27. hatte er dieselbe schon geendigt. Am 7. April stach er in See, nachdem er sich in Madras, durch die Güte des dortigen Gouverneurs, und anderer Personen, welchen er in seinem Werke öffentlich Dank abstattet, mit allen zu einer Reise von achtzehen Monaten erforderlichen Nahrungs- und Hülfsmitteln, hinlänglich versehen hatte. Das Schiff hatte eine Bemannung von vierzig Europäern, mit Innbegrif des Zahlmeisters, des Wundarztes, der fünf Offiziere und des Bootsmanns. In Madras kamen noch zehen Indier, die als Matrosen dienten, hinzu. Jedoch mangelte ihnen ein zu einer Seereise beynahe unentbehrliches Stück, ein Schiffszimmermann.

In Malakka, welches sie den 23. May mit Verlust ihres Bootsmanns erreichten, versahen sie sich von neuen mit den nothwendigen Erfrischungen, giengen den 29. in See, kamen in wenigen Tagen in das chinesische Meer, und reisten ohne Hinderniß bis zum 22. Junius. Am 26. konnten sie in der Grafton-Insel (die ein Theil der Baschi-Inseln ist, welche die Spanier vier Jahre vorher im Besitz genommen hatten, weil sie in den Innern der Gebirge edles Metall vermutheten) eine englische Viertelmeile vom Ufer in sechs Faden Tiefe den Anker werfen. Die ganze Gegend rings umher ist, seiner Beschreibung zufolge, durch eine überraschende Abwechslung von majestätischen Bergen, mit anmuthigen Pflanzungen, schlanken

Bäu-

Bäumen und sanft hingleitenden Gewässern, von einer ungemeinen, unbeschreiblichen Schönheit. Der Gouverneur störte ihren Tauschhandel mit den dortigen Einwohnern weder durch ausdrückliches Verbot, noch durch Chikane. Nach einem Aufenthalt von vier Tagen, während welchem sie gegen rohes Eisen eine Menge nützlicher Thiere und süsser Batatten eingetauscht hatten, verließen sie am 1. Jul. die Baschi-Inseln, und seegelten nordostwärts, längs der japanischen Inselgruppe. Sobald sie nun über den 25sten Grad nördlicher Breite gekommen waren, hatten sie einen undurchdringlichen Nebel.

Am 1. August wurden sie bey Tagesanbruch durch die Nebelbänke hindurch die Inseln **Amluck** und **Atscha** gewahr. In der ersteren, wo sie sich zwey Tage aufhielten, wurden sie von den Russen und Eingebohrnen besucht. Auf der Fahrt von hier nach **Unalaschka** geriethen sie zwischen den fünf Inseln, welche **Coxe** in seinen russischen Entdeckungen unter dem Namen **Port Sopke** beschreibt, in sehr große Verlegenheit, indem sie von allen Seiten mit Felsen umgeben, von dem entsetzlichen Nebel verhindert waren, ihren fernern Lauf zu sehen; und das Rauschen des Wassers am Felsenstrande gab noch überdies der schrecklichen Vermuthung Raum, daß sie in einen gefährlichen Meerbusen gerathen wären, aus welchem der Kanal, durch welchen sie hineingekommen waren, sie wieder zurückführen müßte. Am 5. zerstreute sich der Nebel. Sie sahen sich gerettet, und von allen Seiten mit fürchterlich hohen mit Schnee bedecktem Lande umgeben. Zwischen den Höhlungen

entdeckten sie zwey Kanäle, davon der eine südwärts, und der andere gegen Nordosten läuft. Sie erwählten, weil die Richtung der Strömung im Sommer beständig nördlich ist, diesen letztern, schifften mit Nordwind durch die Enge zwischen Unamah und Unalaschka hindurch, und auf der Südseite der Insel kam ein Russe zu ihnen, der sie nach dem Hafen führte.

Die dortigen Russen waren von Ochotsk und Kamscharka in Gallioten dahin gekommen. Ihre Fahrzeuge, die etwa funfzig Tonnen halten, und 60 bis 80 Mann fassen, wurden zum Fang der Meerottern und der mit Pelzen bekleideten Thiere dahin gesandt, und immer nach einem Zeitraum von acht Jahren abgelöst. Der Ertrag des Handels gehört der Kaiserinn, welche sie durch den Schnupftaback, den Lieblingsartikel der Russen, hinlänglich entschädigt. Der einzige Zugang zu den in der Erde ausgehöhlten Gruben, welche ihre Wohnungen ausmachen, ist ein rundes Loch, durch welches man auf einem eingekerbten Pfosten hinuntersteigt. Der erste Offizier und der Wundarzt des Schiffs fielen unversehens in eine solche Grube, und verjagten dadurch die Eingebornen. Man versöhnte sie am andern Morgen durch eine geringe Menge Schnupftaback. Ihre Schlafstellen sind Verschläge an den Seiten der Grube angebracht; ihre Betten, Thierfelle. In Ermangelung des Brennholzes brauchen sie Lampen. Ihre Speisen sind Fische mit einer Brühe von Fischöl. Die Russen kochen sie, und die Eingebohrnen verzehren sie roh. Ihr einziges Küchenkraut ist wilde Sellery. Hunde sind ihre einzigen Hausthiere.

Das

Das Meer liefert ihnen so viel Fische als sie nur immer brauchen; und diese Nahrung erhält sie gesund und stark.

Die ganze Race der Eingebohrnen dieser Inselreihe (welche man die **Fuchsinseln** nennt) ist stark, untersetzt, hat eine gesunde Farbe und runde Gesichter, deren Bildung nichts weniger als Wildheit verräth. **John Mears** hielt sie vielmehr für gutmüthige Geschöpfe; denn selbst die große Aufmerksamkeit, welche der weibliche Theil seinen Schiffsleuten abnöthigte, erregte die Eifersucht des männlichen nicht. Die einzigen vierfüßigen Thiere der Insel sind Füchse, von denen die mit schwarzen Pelzen bekleideten selten und sehr theuer sind.

Der Hafen, wo Mears lag, liegt im 54°2^{1} N. B. und 193°25^{1} O. L. von Greenwich.

Den 20. August reisten sie von **Unalaschka** ab, und erblickten am 27. die **Schimaginsinseln**. Die Inseln selbst, die Kanots, welche ihnen vier Seemeilen weit von der Küste entgegen kamen, und die Eingebohrnen, glichen den **Fuchsinseln** in Lage, Bauart, Kleidung und Sprache.

Am 28. August beschlossen sie, in der Hofnung noch vor dem Winter manchen vortheilhaften Handel zu schließen, westwärts von dem **Cooksfluß** einen Hafen zu besuchen. Sie waren schon zwanzig Seemeilen weit in einer Oefnung vorgerückt, die von einer Insel gebildet schien, als ihnen das erste Kanot von der inländischen Seite entgegen kam. Es führte drey Mann, von denen der eine, ein russischer Matrose, zu ihnen an Bord stieg;

der ihnen den Namen der Insel (Kodjack) sagte, und ihnen erzählte, daß die Mannschaften dreyer Gallioten hier ihren Posten hätten, und längs der Küste noch eine Insel gleiches Namens läge. Diese Nachricht benahm dem Kapitain die Hoffnung zum Handel, er fuhr durch die von ihm so genannte Petrrin's Meerenge fort, und bey der Landspitze Kap Douglas, in den Kooksfluß.

Bey Kap Douglas kauften sie von den Indianern des Cooksflusses, die zu ihnen gekommen waren, zwey oder drey Meerotterfelle für ein Pfund rohes Eisen. Mears war nicht der erste Engländer, welchen diese Indianer sahen; denn sie riefen bey seinem Anblicke sogleich: „Englisch! Englisch!“ auch zeigte es sich in der Folge, daß die Schiffe König George und Königinn Charlotte schon da gewesen waren. Die Indianer verließen nun das englische Schiff, um mehrere Felle zu suchen.

Das stürmische Wetter, welches mit dem 20. September seinen Anfang nahm, bestimmte den Kapitain in Prinz Wilhelm's Sund zu überwintern. Auch hier stürmte es gewaltig, vorzüglich bey seiner Ankunft in Cooks Sund = Corner = Cove. In drey Tagen wurden sie keinen Eingebohrnen gewahr. Einige Stücke Bambu, und frisch geschnittenes Holz, welches sie auf ihren Streifwegen am Lande fanden, brachten sie auf die Vermuthung, daß die Seeotter schon hier gewesen, und nach China bereits abgeseegelt seyn müsse. Am vierten Tage bestärkten einige Kanots von Eingebohrnen, die sich zu ihnen gesellten, diese Vermuthung noch mehr. Sie versprachen den

Eng=

Engländern, sie den Winter über mit Meerottern zu versehen.

Am 7. Oktob. takelten diese ihr Schiff ab, für welches sie in einiger Entfernung einen bequemen Hafen gefunden hatten, und fingen den Bau eines hölzernen Hauses am Lande an. Jedoch wurden sie an der Fortsetzung des Gebäudes durch die Besuche der Eingebohrnen, die eine unüberwindliche Leidenschaft zum Stehlen äußern, nicht wenig verhindert. Aller dieser Hindernisse ungeachtet ließ **Mears** mit der größten Gelindigkeit verfahren, und verbot den Gebrauch des Schießpulvers auf das härteste.

Am 25. Oktob. zeigten sich eine Menge Indianer in der Bucht, zu welcher noch eine Anzahl anderer aus dem Walde stieß. In dem Augenblick, wo diese den Engländern die Aexte aus den Händen reissen wollten, sah sich **Mears** genöthigt die Kanonen gegen sie richten zu lassen, worauf sie sogleich ihre Arme zum Zeichen der Freundschaft ausstreckten, und Lali! Lali! (Freund! Freund!) laut aufschrien. Als sich die Leute am Bord versammelt hatten, ließ **Mears** einige Feldstücke abfeuern, um ihnen die Würkung des Pulvers anschaulich zu machen, welches den gehoften Endzweck erreichte. Nun boten ihnen die Engländer ihre Waaren zum Tauschhandel an, worauf sie sich sogleich auszogen, und gegen eine mäßige Quantität eiserner Nägel 60 schöne Seeotterfelle hingaben. Das Eisen lieben sie ungemein, welches sie durch ihre schlauen Kunstgriffe, um es zu stehlen, häufig zeigten.

Mears stellte nun seine Operationen am Lande ein, und gab dem Schiffe eine bessere und bequemere Einrichtung.

Am 31. Oktob. fiel das Thermometer bis zum Gefrierpunkt, Morgen und Abende waren empfindlich kalt. Die Fische hatten sich aus den kleinen Flüssen wegbegeben, und mußten auf eine lächerliche Art, im Schwimmen, mit einer Keule vor den Kopf geschlagen werden. Am 5. Nov. war auch kein Vogel mehr zu sehen. Das Eis sperrte sie von allen Seiten ein, und der trockne Schnee auf den Gebirgen rund umher machten die Aussicht schauderhaft schön.

Den November und December hindurch genossen die Engländer einer vollkommnen Gesundheit, und lebten im besten Einverständnisse mit den Indianern. Das Thermometer stand im November zwischen 26° und 28°, aber im December fiel es auf 20°.

Das Jahr 1787 fieng mit härterer Kälte und beträchtlichem Schneefall an. Dieses Wetter machte viele Leute krank, die am Scharbock litten. Vier Mann starben. Der Wundarzt und der Offizier waren krank. Diesem letzteren that der Gebrauch junger Tannenzweige, die er käute und den Saft niederschluckte, sehr gute Dienste. Gegen das Ende des Februars hatte Mears dreyßig Entkräftete, vier Todte, und großen Mangel an Nahrungsmitteln.

Im Januar und Februar blieb das Thermometer auf 14° bis 15°. Die Eingebohrnen setzten

ihre

ihre Besuche in ihrer gewöhnlichen Kleidung von Seeotterfellen fort; diese Kleidung schützt nur den Körper, und läßt die Füße bloß. Sie baten sich oft auf Wallfischfett, welches die Engländer als Oel, und sie als ein leckerhaftes Nahrungsmittel gebrauchten, zu Gaste; und behaupteten, daß der Gebrauch dieses Fetts die Engländer vor jeder Krankheit sichern würde. Sie wußten, zu Mears Verwunderung, den Tod seiner Leute, und selbst ihre Grabstätte; waren aber keine Menschenfresser, wie dieser vermuthet hatte. Sie beobachteten die Engländer nur so genau, weil sie ihre Nachbarn von dem Handel mit denselben abhalten wollten. Sie haben keine festen Wohnplätze. Tag und Nacht ist ihnen gleich. Des Nachts zünden sie, aus Furcht vor andern Stämmen, die ihre Feinde sind, Feuer an.

Im Monat März stieg das Thermometer zuweilen bis auf 17°.

Im April traten heftige Winde und Schnee ein. Diese Winde bringen Sommer, und ihr Kampf mit dem Nordwinde, der im Winter herrscht, verursachte sieben Todte. Der Gebrauch des Tannensafts war jedem heilsam, aber sein ekelhafter Geschmack hielt die meisten vom Gebrauch ab. Gegen das Ende des Monats stieg das Thermometer in der Mittagssonne bis 32°, und fiel des Nachts auf 27°. Während der letzten Tage des Aprils brachten die Eingebohrnen Fische und Heringe, die Mears selbst unter den Kranken vertheilte, und ihnen dadurch ungemeine Freude machte. Die Bewegung war ihnen sehr schmerzhaft; und jeder Kranke, der sich in seinem Bette recht heiter be-

fand, hatte bey der mindesten Erschütterung heftige Schmerzen und Ohnmachten.

Bis zum 6. May waren die Matrosen wieder hergestellt. Sie hatten Fische, und es zeigten sich auch Vögel wieder. Am 17. May kam Schenowäh, der König des Sunds, mit einem beträchtlichen Gefolge am Bord, um den Engländern zum Antritt des Sommers Glück zu wünschen.

Am 29. hatte Mears die große Freude, daß ihn der Kapitain Dixon und Portlock, Befehlshaber der Schiffe Königinn Charlotte und König George, unvermuthet besuchte. Sein Entzücken über diese außerordentliche Ueberraschung war unbeschreiblich.

Am 12. May wirkte die Mittagssonne schon kräftig. Das Thermometer stand am Tage im Schatten auf 40°, in der Nacht auf 32°. Am 17. May befanden sie sich wieder auf offenem Wasser.

Die Eingebohrnen sind fünf bis sechshundert an der Zahl, kraftvoll, länger als unsre Mittelgröße, von starkem Gliederbau. Sie betrachten diesen Sund als ihr Eigenthum, und ziehen sich, wenn Feinde eindringen, auf die Felsenspitzen. Ihr König, ein sehr alter Mann, brachte bey dem obenerwähnten Besuche drey Weiber mit, die er seine Frauen nannte. Für die Geschenke der Engländer bezeigten diese ihre Dankbarkeit auf eine anständige Art. Im Oktober 1786 hatte Mears eine Frauensperson, die eine von den Kriegsgefangenen war, welche die Indianer nicht, wie die übrigen, getödtet und aufgefressen, sondern der Königinn zur Aufwartung bestimmt hatten, von

dem

dem Könige selbst für eine Axt erhandelt. Eingebohrne konnten die Engländer nicht erhalten.

Im Januar und Februar wurde Mears von einigen Fremden mehr südwärts liegenden Stämmen besucht. Das Mädchen, die selbst aus einem solchen Stamme war, bezeigte große Lust mit ihnen zu reisen. Mears schlug ihr die Bitte ab, und sie entlief.

Die Einwohner beyderley Geschlechts halten das Haar kurz, hinten und vorne von gleicher Länge. Die Männer haben einen Einschnitt in der Unterlippe, in einerley Richtung mit dem Munde, der einem zweyten Munde ähnlich sieht. Die Knaben haben an derselben Stelle mehrere Löcher, und die Weiber, kleine Oefnungen, in welche sie Muscheln stecken. Männer und Weiber stecken einen großen Federkiel oder ein Stück Baumrinde durch den durchbohrten Nasenknorpel. Die Alten tragen Bärte auf der Oberlippe und an der Spitze des Kinns. Ihre Backenknochen sind hoch hervorstehend, ihre Gesichter rund und platt, die Augen schwarz und klein, und das Haar pechschwarz. *) Ihr Anblick ist wild und gräßlich. In den Ohren, die mit Löcheen durchbohrt sind, sind Gehenke von Knochen oder Muschelwerk befestigt. Gesicht und Hals beschmieren sie mit rother, in der Trauer, mit schwarzer Farbe. In ihren Kanots tragen sie

statt

*) Diese Beschreibung ist ziemlich widersprechend. „Die „Backenknochen hoch hervorstehend, die Gesichter rund und platt.“ Ich habe diese ganze Stelle wörtlich abgeschrieben, um den Leser selbst urtheilen zu lassen.

statt der Seeotterfelle Wallfischdärme, und dieses ist ihr Hauptanzug.

Die dortigen Pflanzen sind alle Arten von Tannen, Schlangenwurz und Grisang, das den Indianern zur Arzney dient.

Die Thiere sind, Bären, Füchse, Marder, Bergschaafe, Hermeline, Gänse, Krähen und Adler.

Glasperlen und spitziges Eisen lieben sie ungemein.

Sie nähren sich vom Wallfischfett am liebsten; die Fische kochen sie nur selten.

Für ihre Rohigkeit und Wildheit zeugt ihre Gleichgültigkeit gegen körperlichen Schmerz. Einer von den Eingebohrnen, der sich durch Glas verletzt hatte, verlachte die Menschenfreundlichkeit des Mears, der ihn wollte verbinden lassen, und schnitt sich ihm zum Troß an mehreren Stellen mit demselben Glase.

Am 21. Junius verließ Mears die Bucht, und war am folgenden Tage in offener See, und hatte dreyundzwanzig Menschen verloren. Ein hoher Pik von sonderbarer Gestalt zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie näherten sich dem Lande, und eine große Menge Kanots, die von denen im Sunde durch ihre ansehnliche Länge und unbeträchtliche Breite sich auszeichnete, kam ihnen entgegen. Hier hatten die Weiber einen breiten Einschnitt in der Unterlippe, trugen in der Oefnung ein eyrundes Stück Holz, und entstellen ihr Gesicht auf eine abscheuliche Art. Der hiesige Stamm ist zahlreicher als der im Sund, und scheint durch Sprache mit ihm verwandt. Mears ist der erste

See-

Seefahrer, der diese Küste besucht hat. Ihre Breite ist 56° 38¹ M., die Länge 223° östlich von Greenwich.

Mears hatte nun Nordwind und heiteres Wetter bis zur Insel Owaihsi (Owhyhee). Er näherte sich den Sandwichsinseln kaum, als seine Kranken schon völlig durch das gesunde Clima dieser wohlthätigen Gegend geheilt waren. Hier blieb er einen Monat, und hatte sein inniges Vergnügen an der Gastfreundschaft, den brüderlichen Gefälligkeiten, und der verständigen Gutmüthigkeit dieser Insulaner. Tianna, ein Fürst von Atuai, der Bruder des Königs dieser Insel, ließ sich durch keine Gegenvorstellung zurückhalten, Mears mußte ihn mitnehmen. Er spielt in der Folge des Werks eine wichtige Rolle.

Am 21. März verließen die Engländer die Sandwichinseln, und kamen am 20. Oktober 1787 in Typa, den Hafen bey Makao an. Hier sahen sie die Fregatte Kalypso von 30 Kanonen und ein Proviantschif, unter der Führung des Grafen de Kergarieu; beydes französische Schiffe, von welchen sie gefangen zu werden fürchteten. Allein ihre Besorgniß war so ungegründet, daß sie in einem Sturm, denn sie hier aushalten mußten, von den Franzosen sogar unterstützt wurden.

Von seinen Gefährten in der Seeotter, unter Kapitain Tippings Anführung, hat man keine Nachricht mehr erhalten, sobald es Prinz Wilhelmssund verlassen hatte. Wahrscheinlicherweise sind Schiff und Leute untergegangen.

Auszug

Auszug aus John Mears und William Douglas Reise von China nach der Nordwestkuste von Amerika, in den Jahren 1788 bis 1789, mit den Schiffen Felice und Iphigenia.

Im Januar 1788 kaufte John Mears die Schiffe Felice von zwey hundert und dreyßig und Iphigenia von zwey hundert Tonnen Last. Beyde waren am 20sten dieses Monats segelfertig und in vollkommen gutem Zustande. Eins von diesen Schiffen sollte zu Ende des Herbstes die Küste von Amerika verlassen, in den Sandwichinseln überwintern, dann wieder in Amerika mit dem andern Schiffe zusamnienkommen, und nachdem es von diesem alle erforderliche Vorräthe erhalten hätte, Faktoreien in Amerika anlegen, und das Handelsprojekt erweitern.

Er bemannte die Schiffe mit Europäern und einigen Chinesern ;welche letztere durch ihren Fleiß, ihre Gleichgültigkeit gegen äußere Unfälle, und ihre einfache Nahrung, die bloß in Fischen und Reis besteht, ihre ungemeine Brauchbarkeit zu einer solchen Unternehmung bewiesen. Zum Befehlshaber auf dem Schiffe Iphigenia wurde Douglas, wegen seiner Kenntniß von Amerika, gemacht; und die Felice übernahm John Mears zu eigener Führung. Die Mannschaft der Iphigenia bestand aus vierzig Personen. Die Felice hielt funfzig Mann. Beyde Kapitains hatten sich

mit

mit Zimmerleuten, chinesischen Schmieden, deren sie in Menge haben konnten, weil die Chineser eine fast unwiderstehliche Lust zu dieser Reise bezeigten, und mit europäischen Künstlern hinlänglich versehen. Auch gereicht es ihnen zur großen Ehre, daß sie mit unermüdetem Fleiße auf die Anwendung aller möglichen Mittel gegen den Scharbock, und auf die äußerste Bequemlichkeit der Reisenden bedacht waren; daß sie ferner nicht bloß zum Behuf eines Handelsprojekts die Reise angestellt, sondern noch den löblichen Zweck mit derselben verbunden hatten, Menschen in ihr Vaterland zurückzubringen, die man von Amerika und den Sandwichinseln nach China gebracht hatte; und daß sie noch überdies diesen Menschen durch den Ankauf nützlicher Hausthiere ein angenehmeres Leben auf ihrer Insel zu verschaffen suchten. Vorzüglich aber fühlten sie und mehrere Andere, für den im ersten Abschnitt bereits angeführten Tianna, Prinz von Atuai, der nunmehr ein Mann von ausgebildetem Geiste und von einem liebenswürdigen Charakter geworden war, ein so lebhaftes Interesse, daß ihn Cox, ein in China etablirter brittischer Kaufmann, mit einer beträchtlichen Anzahl Rinder und anderer nützlichen Hausthiere, und mit einer Summe Geldes beschenkte, die er nach Belieben anwenden konnte. Die europäischen Freunde des Tianna lehrten ihn den wahren Werth des Geldes kennen, sich auf seinem Vortheil verstehen, und eine kluge Wahl der zu seinem Unterhalt und zur Vervollkommung seiner Landsleute beytragenden Dinge.

John Mears brachte alle Zeit, welche ihm die Erfüllung seiner Pflichten als Kapitain übrig

ließ, in der nähern Bekanntschaft mit diesem seltenen Menschen zu. Er bemerkte an ihm vorzüglich eine liebenswürdige Mischung von Freude über alles, was er nur Neues, Merkwürdiges und Belehrendes sah, und von Schwermuth über die Entfernung, in welcher er sich von den Seinen befand; und sobald er nur erfuhr, daß er diese in kurzem wieder sehen, daß er sein geliebtes Weib, sein hofnungsvolles Kind in kurzem wieder in seine Arme schließen werde, war ihm auch jede neue Wahrheit, durch die Hofnung, daß er sie den Seinen werde mittheilen können, um so wichtiger. Der Anblick der Schiffe in Wampo (dem Orte, wo die nach China gehenden Schiffe liegen, da sie in dem Flusse von Kanton nicht weiter hinaufgehen dürfen) setzte ihn außer sich; aber die Betrachtung der weisen Anordnung, welche auf einem solchen Schiffe herrscht, versenkte ihn tief in sich selbst. Er fühlte sich Mensch, und doch um so viel unvollkommner, als die übrigen Menschen. Vielleicht liegt eben in dieser Achtung für alles, was er über sich glaubte, und in der Verachtung gegen alles, was er unter sich sah, der Grund zu seiner Liebe für die Engländer, oder Männer von Britanni, wie er sie nannte, und zu seinem Abscheu gegen die Chineser. Er war ohngefähr zwey und dreyßig Jahr alt, sechs Fuß fünf Zoll hoch, und von starkgezeichneten Muskeln. Sein Anstand war edel, seine Manier ungezwungen. Er hatte seine Tracht mit der europäischen verändert, ohne in das Lächerliche zu fallen. Nur selten schimmerte eine kindische Idee aus seinen rohen Zeiten, durch seine jetzigen aufgeklärten Begriffe. Das Eisen war in seinen Augen noch immer das schätzbarste Metall,

und

und er konnte sich nicht enthalten, es für das allgemeine Tauschmittel andrer Nationen zu halten. Er erstaunte über die Kunst des chinesischen Malers Spoilum, als er seine Gesichtszüge unter der Hand des Meisters entstehen sah, nahm das fertige Portrait mit einer überraschenden Feyerlichkeit an, und erzählte bey dieser Gelegenheit den unglücklichen Zufall, der Kapitain Cook's Tod veranlaßt hatte. Er sagte: daß ein schrecklicher Krieg in allen Sandwichinseln wegen dem Bildniß jenes großen Mannes entstanden sey; daß seine Landsleute dieses Gemälde als ein Heiligthum betrachteten, und die Verehrung, welche sie ihm bezeigten, als die einzige Buße für Cook's Ermordung. Ueberhaupt äußert John Mears die Meynung, daß die entfernten Bewohner der Inseln im unbesuchten Weltmeer Cook's Tod so sehr als die Europäer bedauern. Er versichert, daß eine Anzahl Menschen ihr Schiff umringt, und sie flehentlich gebeten habe, ihnen die Freunde des Verstorbenen in England zu zeigen, und in wehmüthige Empfindungen geriethen, als sie erfuhren, daß die Ehre, der Reisegefährte der Engländer zu seyn, den Tianna allein vorbehalten wäre.

Vor Mears Abreise legte Taheo, der König der Insel, einen Besuch bey ihm ab, beklagte den Tod Cook's, und bezeugte seinen Unwillen und seine Unschuld an dieser That, welche die Insulaner noch jetzt als ihr größtes Verbrechen betrachten.

Am 22. Jan. lichteten beyde Schiffe im Typa (Hafen von Makao) die Anker, um in See zu

gehen; mußten aber, wegen einer Windstille, auf der Rheede in sechs Faden Tiefe, auf Schlammgrund, die Anker fallen lassen.

Am 22. Januar steuerten sie bis auf die sogenannte große **Ladrone** zu, und beschlossen, wegen der in dieser Jahrszeit gewöhnlichen südlichen Strömungen, sich so viel als möglich nach Osten zu halten. Sie glaubten, unter dem Schutze der Küste von **Luzon** dem Sturme weniger ausgesetzt zu seyn.

Am 25sten hörte **Mears** vom Kapitain **Douglas**, daß dessen Schiff leck geworden, und zu befürchten sey, die Matrosen möchten diesen Unfall für eine sehr schlimme Vorbedeutung nehmen. Auch war die chinesische Mannschaft seekrank, und das Vieh mußte aus Mangel an Futter geschlachtet werden. Abends war der Wind stürmisch. Der Fokmast der **Iphigenia** hatte einen gefährlichen Sprung bekommen und mußte abgetakelt werden.

Am 26sten ward das Wetter erträglicher. Sie befanden sich damals in 17°5' N. B. und 118° O. L. In der Nacht stürmte es heftig, bis zum 27sten, da der Wind sich in Norden setzte. Sie hatten nun den weiten Ozean vor sich, und konnten es nicht wagen, mit der Iphigenia sich auf denselben zu begeben. Dieses bestimmte sie, die spanische Niederlassung **Samboangan**, an der Südspitze von **Magindanao**, zur Ausbesserung dieses Schiffs zu wählen. Am folgenden Mittag konnten sie die Sonnenhöhe beobachten. Sie befanden sich in 16° 16' N. B.

Sie

Sie fürchteten noch immer gegen Süden getrieben zu werden, bis sie endlich zu ihrer größten Befriedigung des Landes ansichtig wurden.

Am 29sten waren sie sechs Meilen weit vom Ufer entfernt, welches ihnen sehr gebirgicht und waldicht schien. Große Rauchsäulen, die aus dem Innern aufstiegen, überzeugten sie, daß die Gegend bewohnt sey.

Den 31ten des Morgens wurden sie die Ziegeninsel, sechs Meilen weit gegen Nordost, bey Norden gewahr. Diese Insel ist mäßig hoch, und dem Anschein nach waldicht. Sie trafen nun alle zu ihrer Sicherheit nöthigen Vorkehrungen; denn diese ganze See war von Seeräubern sehr stark besucht. Die Proas oder kleinen Fahrzeuge fahren an hundert und funfzig wohl bewaffnete Männer, und hauen auf den Schiffen, die sie überwältigen, alles nieder, oder verdammen die Gefangnen zu einer ewigen Sklaverey. Der Mast der Iphigenia sollte nun ausgebessert werden; aber der obere Theil war gänzlich verfault und zu keiner großen Reise mehr tauglich. Wegen einer sehr dunkeln Nacht legte die Felice abwärts vom Ufer bey; aber die Iphigenia schiffte voran.

Den 2. Februar sahen sie die Calamianes von Südwest nach Südost, sechzehn oder siebzehn Meilen abwärts. Das Wetter war günstiger geworden, und beyde Schiffe wünschten einander gegenseitig Glück zu ihrer Durchfahrt. Hier erfuhren sie vom Kapitain Douglas, daß seine Leute am Scharbock litten. Die Witterung hatte

sich nun plötzlich verändert, und war von sehr nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit, ohngeachtet Mears die besten Anstalten zur Verhütung des Skorbuts getroffen hatte.

Während der Nacht steuerten sie an den Ufern von Mindoro. Den 3. Februar verloren sie dieses aus dem Gesichte, und zu Mittage sahen sie die Insel Panay von Nordost bey Ost, nach Südost neun Seemeilen weit, liegen.

Mindoro ist weitläuftig, gebirgicht, wahrscheinlicherweise bewohnt; und bildet eine schöne Gegend.

Am folgenden Tage erreichten sie die Insel Panay; erblickten am Abhange der Hügel zahlreiche Dörfer, regelmäßig gebaute Wohnungen, und eine prächtige Gegend, die ihnen an dem schönen Tage einen herrlichen Anblick gewährte. John Mears bedauert sehr, daß er keine Zeit hatte, hier vor Anker zu gehn, und sich mit den Einwohnern, welche unter den schattigten Bäumen zum Theil ruheten, zum Theil beschäftigt waren, in eine Unterredung einzulassen. Während dieser Zeit ward am Bord der Felice ein Aufruhr entdeckt, den Mears durch seine klugen Maasregeln sehr bald dämpfte.

Tianna bekam durch seine treue Pflege der armen Waini, ein schwächliches Weib von Owaisi, welches sie mitgenommen hatten, ein Fieber, das ihn eine Zeit lang im Bette hielt. Mears sorgte mit menschenfreundlicher Milde für sie; aber alle menschliche Hülfe war vergebens, und sie starb am 5. Februar. Die Ursache, welche

das

das Mädchen bewogen hatte, Vaterland und Freunde zu verlassen, war folgende:

Madame Barclay, welche mit ihrem Manne, dem Kapitain, die Reise nach den Küsten von Amerika machte, hatte Wohlgefallen an der Waini gefunden, und nahm diese, mit Einwilligung ihrer Verwandten, nach Europa mit. Bey der Abreise der Barclay von China nach Europa, mußte Waini schon Krankheitshalber zurückbleiben, um sich mit den andern Bewohnern der Sandwichinseln nach ihrem Vaterlande einzuschiffen. Am Morgen ihres Todes gab sie dem Tianna, zum Zeichen der Dankbarkeit, einen Spiegel, eine Schüssel, eine Flasche vom feinsten chinesischen Porzellan, einige Kleidungsstücke für seine Frau, und das Vermächtniß ihres übrigen Eigenthums, welches er ihren Verwandten einhändigen sollte.

Am 5. Februar hatten sie Panay aus dem Gesichte verloren, und wurden am folgenden Morgen die hohe, gebirgichte Küste von Magindanao gewahr. Am 7ten um Mittag sahn sie die Insel Basilan, welche sie durch ihre vielen kegelförmigen Berge, davon der höchste wie ein chinesischer Mandarinshut aussieht, angenehm überraschte. Nachmittags sahen sie die Enge, welche Basilon von Magindanao trennt, in der nächsten halben Stunde hatten sie die Südspitze von Magindanao umschifft, und befanden sich zwischen beyden Inseln. Bald nachher wurden sie eine kleine von Steinen erbauete Festung an der Küste von Magindanao gewahr; und in einer kleinen Entfernung ein Dorf. Sie zo-

gen ihre Flagge auf, und sahen nun auch die spanische Flagge von den Wällen wehen. Dieses überzeugte sie, daß sie in Samboangan waren. Das ganze Fort ist ein Viereck, schlecht befestigt, hat mit Stroh gedeckte Schilderhäuschen an jeder Ecke. Die Wälle standen gedrängt von Malayern.

Mears schickte seine Zimmerleute an das Land, um die Holzarten näher zu untersuchen. Gegen fünf Uhr kam ein kleines Boot mit weisser Flagge an sein Schiff. Die Ruderer, vier Malayer, brachten drey spanische Padres, welche am Bord kamen und Erfrischungen zu sich nahmen, sobald sie dem Mears friedseelige Gesinnungen zutrauten. Da, nach dem Bericht der Zimmerleute, alle Arten von Bauholz vorhanden waren, so schickte Mears am folgenden Morgen einen Offizier mit starker Bedeckung (um sich gegen die Malayer, die im Walde aufpaßten, zu sichern) und mit einigen Zimmerleuten ab, um einige tüchtige Bäume für die Felice zu schneiden. Die Iphigenia, welche etwa eine englische Meile von Mears vor Anker lag, that ein Gleiches.

Um ein Uhr wünschte ihnen ein großes Boot von dem Gouverneur, der im Dorf wohnt, Glück zu ihrer Ankunft, und lud sie zu einem Feste bey demselben ein. Der Offizier, der die Einladung brachte, warnte sie vor den Einwohnern. Sie beschlossen nun unverzüglich die Schiffe dem Dorf näher zu legen, und lichteten die Anker, sobald die Fluth ihnen günstig war.

Sie

Sie wurden von dem Gouverneur von Samboangan mit Erfrischungen versehen, und in das sehr verfallne Fort geführt, wo man sie nach spanischer Sitte reichlich bewirthete. Ihren Wasservorrath ergänzten sie durch ein Flüßchen, welches durch das Dorf hinrieselt, und sich sodann in das Meer ergießt.

Einige Tage nach den 10. Februar verabredeten beyde Schiffe ihre Trennung; denn die Iphigenia war noch nicht im Stande; die Felice aber völlig segelfertig. Tianna und Komekela, der Mann von König Georg's Sund, waren die einzigen Fremden am Bord des letztern Schiffs.

Tianna, der noch immer an seinem Fieber litt, und den zuweilen die traurige Wahrscheinlichkeit, das Schicksal der Waini zu theilen, sehr quälte, wurde dem Kapitain Douglas zur Wartung übergeben, weil Mears Grund hatte, sich von seinem Aufenthalte am Lande bis zur Abreise, viel für die Heilung des Uebels zu versprechen.

Da der aufsteigende Südostwind und trübes Wetter ihre schleunige Reise verhinderte, so benutzte Mears die Gelegenheit, sich dem Gouverneur erkenntlich zu bezeigen, und lud ihn, durch einen Offizier, zur Mahlzeit an Bord, auf den folgenden Tag ein. Er erschien, von drey Priestern und dem Major der Landtruppen begleitet. Das Gastmahl und der Wein bewiesen, daß die Priester dieser Welt noch nicht völlig abgestorben waren.

Um vier Uhr seegelten sie mit frischen Nordwind ab.

Die Breite der Insel **Magindanao** beträgt 24, die Länge 32 deutsche Meilen. Der Boden ist fruchtbar. Hohe Gebirgsketten, die sich an weiten Ebenen und fetten Wiesen anschließen, wechseln im Innern der Insel mit tiefen Thälern ab, in welche sich Gießbäche von dem Gebirge herabstürzen, die durch Regen und Dünste angeschwollen, sich als Ströme in das Meer ergießen. Die **Hillunas**, ein Stamm von Wilden, unwissend und ohne Glauben, leben an beträchtlichen Landseen in der Mitte der Insel, unabhängig vom Sultan von **Magindanao**, im beständigen Krieg mit den Mahomedanern. Dieser Sultan ist mächtig, hat Unteranführer, die ihn gehorchen, und andere, die ihn bekriegen.

Die Stadt selbst liegt auf der Südostseite der Insel, an einem schiffbaren Flusse; treibt Handel mit **Manilla**, **Sooloo**, **Borneo** und den **Molukken**. Die Einwohner, von starkem Gliederbau und einer dunkelkupferbraunen Farbe, bekennen sich zur mahomedanischen Religion. Die **Hillunas**, welche, wie man glaubt, die wahren Eigenthümer dieser Inseln und der ganzen sogenannten Isla de Negros sind, haben wahrscheinlicherweise im 13ten und 14ten Jahrhundert bey den Angriffen der Mahomedaner auf den Gebirgen ihre Freyheit zu retten gesucht. Sie beharren in ihrer Irreligiosität so standhaft, daß sie alle römisch-katholischen Missionarien umgebracht haben.

Die gewöhnlichen Arten von Bäumen in den Waldungen, mit welchen die Insel reichlich versehen

sehen ist, sind Teck, Puhe, Lerchenbäume und der Zimmtbaum, der, in der nämlichen Güte wie der Ceylonische, dort reichlich gefunden wird. Das Thermometer stieg nie höher als 88° und fiel zuweilen bis 72°. Die Luft ist gesund, und durch die Kühlung, welche sie von den Ostwinden erhält, angenehm. Der Passatwind streicht über die ganze Breite der Insel hin, die im Innern, wegen der schweren Gewölke, welche auf den Gipfeln der Gebirge ruhn, ungleich kälter ist.

Die Produkte sind Reis, davon das Pakul oder 133 Pfund für einen spanischen Thaler verkauft werden; Yamswurzel und süße Batatten, die vollkommen gedeihen; Kokosnüsse u. s. w., alle Früchte, die unter diesem heißen Himmelsstriche fortkommen. Die Gegend, wo die **Hillunas** wohnen, soll goldreich seyn; aber die unüberwindliche Entschlossenheit und die Menge der Bewohner lassen an keinen Angriff denken. Unsre zahmen Thiere finden sich auch dort. Ihre Pferde sind klein und muthig; zum Landbau brauchen sie den Büffel.

Die **Magindaner** kauen Betel und Areka; das Opium gebrauchen sie mäßig. Die Malayer führen auf ihren Fahrzeugen funfzig bis hundert Mann, und fügen den Einwohnern, durch ihre plötzlichen Ueberfälle, beträchtlichen Schaden zu. Die Anzahl der Einwohner in der Stadt **Samboangan** beläuft sich, mit Zurechnung des Militairs, auf tausend. Verschiedene kleine Wachthäuser in der umliegenden Gegend beweisen, daß die Spanier erklärte Feinde der Eingebornen sind. Die Häuser stehen auf Pfählen, von Bambusrohr gebaut, mit Matten bedeckt. Der untere Raum

ist der Aufenthalt für das Vieh; der obere, für die Menschen. Die dortigen Spanier haben keine bequemen Wohnungen; aber eine steinerne Kirche. Das Fort und ihre Kriegszucht sind äußerst mangelhaft. Samboangan ist die Botanybay der Philippinen, wohin man viele Missethäter verbannt. Die dortige Besatzung ist zwar sehr schwach, aber dennoch für den Gouverneur äußerst vortheilhaft.

Der dortige Pater ist ein feiner, liebenswürdiger Mann, der zur Verfeinerung der Sitten und zur Reinigung der Begriffe der Einwohner alles beygetragen, und in der That viel geleistet hat. Er hatte die meisten tanzen gelehrt, und den Geschmack, welchen fast alle wilden Nationen an Musik finden, so sehr geläutert, daß Mears zu seinem Erstaunen einige der besten Händelschen Sachen von einer Gesellschaft Tonkünstlern leidlich aufführen hörte. Die Kleidung der Damen ist wahrscheinlicherweise von Manilla entlehnt. Ein bis zu den Knöcheln herabhängender Schleyer bildet an schönen Körpern reitzende Falten, und verdeckt die Unförmlichkeiten der verwahrlosten. Die Arme bleiben unbedeckt; Busen und Umriß der Figur schimmern durch das Gewand; goldene Spangen zieren Knöchel und Hand. Der größte Theil des Frauenzimmers ist schön, und reitzt durch eine karakteristisch-schalkhafte Miene. Der Pastor selbst mischte sich in die Reihen. Dieser seltene Priester wußte auf eine anständige Art die unschuldigen Freuden des Lebens durch die Würde der Religion zu erhöhen.

Der Gouverneur erlaubte den Mears nicht, die astronomischen Instrumente ans Land zu bringen. Sie beobachteten am Bord, und fanden die Breite des Ankerplatzes 6° 58′, die Länge 122° 28′ östlich von Greenwich.

Den 12. Februar setzten sie ihren Lauf längs der Küste von Magindanao fort. Die am Mittag beobachtete Breite war 6° 34′ nördlich. Zwischen Magindanao und Basilan entdeckten sie zwey kleine Inseln, bewaldet, und von unbeträchtlichen Umfang, die Mears Felicens Inseln nannte.

Am folgenden Tage hatten sie die Südwestspitze von Magindanao aus dem Gesichte verloren. Mittags waren sie in 6° 2′ nördlicher Breite. Um diese Zeit bemerkten sie, daß ihre ehemals sehr wilden Büffel nunmehr zahm geworden waren. Am 15ten erblickten sie, fünf Seemeilen weit in Südosten, zwey kleine Inseln, welche sie aber wegen starker entgegengesetzter Strömung nicht umsegeln konnten. Sie fuhren zwischen ihnen durch. Beide sind hochwaldig, mit Klippenreihen von beyden Seiten umgeben. Ein Kanal trennt die südlichste Insel noch einmal in zwey besondere Inseln. Außer diesen beyden befanden sich auch noch mehrere Inseln in der Nähe. Der beständige Ostnordostwind ließ sie fürchten, daß sie durch die gefährlichen Inseln der Molukken würden steuern müssen, welches die schlimmste Fahrt in ganz Indien seyn soll. Die flachen sandigen Inseln in der Nähe des Aequators, machen die Schiffarth in diesen Gegenden noch gefährlicher. Eine kleine, sandige Insel, welche sie in der Nacht erblickt

hatten, liegt in 4° 1′ N. B. und 127° 10′ O. L. Mears nannte sie Insel der Vorsehung.

Bis zum 22. Februar setzten sie ihren Lauf mit großen Schwierigkeiten und vielen Gefahren, wegen der Menge der Inseln und Berge, die um sie herum lagen, mit starken Nordostwinde und südlicher Strömung fort. In Westen erblickten sie einen Theil der Insel Wagiew, welche die nördliche Seite der Pittsstraße einnimmt. Sie waren auch am folgenden Tage noch nicht weiter fortgerückt. Die hohe Küste von Wagiew besteht aus getrennten, vermuthlich unfruchtbaren Bergen.

Sie hatten nun in einem ganzen Monat keine merklichen Fortschritte gemacht; und mußten noch dazu ihre Leute von der Hitze äußerst ermattet, und über die Aussicht zu einer langwierigen Reise nach Amerika mißmuthig sehn. Trotz der vortreflichen Vorschriften Cooks gegen den Scharbock, welche Mears mit der größten Sorgfalt hatte beobachten lassen, würde er dennoch diesem Uebel nicht ausgewichen seyn, wenn nicht den 23sten des Abends ein Nordwestwind aufgestiegen wäre, der ihren Lauf seit der Abreise von Samboangan zum erstenmal begünstigte. Mears richtete das Schiff sogleich gegen Nordosten, und hatte bey Sonnenuntergang Wagiew im Rücken.

Am 24ten bey Tagesanbruch befanden sie sich nur noch drey Seemeilen weit von einer Gruppe Inseln, welche sie des Tages vorher gesehen hatten. Diese Inseln, die mit Waldung bedeckt und von Untiefen umgeben sind, liegen etwa fünf englische Meilen weit von einander, im 0° 20′ N.

Breite

Breite 132° 2′ O. L. Mears nannte sie die Tati-Inseln, veranlaßt von einigen kleinen Kanots, die zwey bis fünf Eingebornen faßten, sich seinem Schiffe nahten, und mit Heftigkeit zu wiederholten malen ausriefen: Tati! Tati! Diese Leute betrachteten das Schiff mit sichtbaren, sogar komischen Zeichen der Verwunderung, konnten aber durch keinen Kunstgriff herbeygelockt werden. Ihr Haar ist wollicht, von schwarzer Farbe; ihr Körper musculös; Gesichtsfarbe und Gestalt verrathen, daß sie von einerley Stamm mit dem Volke von Papua sind. Ihre Kanots sind lang und schmaal, an einer Seite mit einem Ausleger balancirt, zwischen welchem und dem Kanot ein Netz von starken Schnüren aus Kokosfasern befestigt war. Auf dieses Netz legen sie ihre Waffen, ihr Fischergeräthe u. dergl. hin.

Gegen Mittag verließ Mears die Tati-Inseln, und setzte seinen Lauf in nordöstlicher Richtung fort. Das Thermometer stand auf 88° und sehr oft auf 92°. Am 27. Febr. befanden sie sich in 56° N. B. und 136° 35′ O. L. Um diese Zeit wurden sie vom Mastkorbe aus Bäume südwärts von Osten gewahr. Wegen der starken Strömung nach Südsüdwest konnten sie die nördlichste Insel nicht umschiffen. Es waren ihrer vier, davon aber die größte kaum fünf Seemeilen im Umfang haben mochte. Sie schifften drey englische Meilen weit vom Ufer hin, und bemerkten in einem Hayn von Kokuswalde am Strande ein großes Dorf.

Nun trafen eine große Menge Kanots, die mehr als fünfhundert Männer faßten, zu ihnen.

Kanots,

Kanots, Sitten und Mundart dieser Menschen, kam mit eben diesen Eigenheiten der Sandwichinsulaner überein. Sie kamen unbewaffnet an die Seite des Schiffs, und versorgten die Engländer mit frisch gepflückten Kokosnüssen, und aus der faserichten Hülle dieser Nüsse geflochtnen Schnüren, wofür ihnen zolllange Stückchen von eisernen Faßbändern gegeben wurden. Bey dem Anblicke des Eisens bezeigten auch diese Menschen eine lebhafte Freude. Der Empfänger gerieth in seinem Entzücken beynahe in konvulsivische Bewegungen; die frohe Menge drängte sich um ihn her, aber im Augenblick stürzte er sich ins Meer, und schwamm, mit dem Kopfe gegen die Engländer gerichtet und das Eisen noch einmal küssend, dem Ufer zu. **Mears** ließ nun einige eiserne Reife zerhauen und beschenkte seine Gäste damit.

Offenheit, Freundlichkeit und Zutrauen herrschte sichtbar unter den Insulanern, ohngeachtet sie die kluge Vorsicht gebraucht hatten, in ihren Kanots große Matten von dichtem und starkem Gefuge mitzubringen, die den Wurf eines Speers abhalten, und sogar schußsicher sind. Der Kapitain **Carteret**, der diese Inselgruppe entdeckte, hat ihr den Namen **Freewillsinseln** gegeben. Auch gaben diese Menschen zu verstehen, daß sie die Einschiffung des **Tom Freewill**, der, wie bekannt, mit **Carteret** fortgeseegelt, und auf der Fahrt nach **Celebes** gestorben war, trotz des langen Zeitraums, noch nicht vergessen hatten. Jedoch erschütterte sie die Nachricht von seinem Tode, welche ihnen **Mears** hinterbrachte, nicht im mindesten.

Mears schifte nun nach Nordosten, und sah sich nach einer Schiffahrt von einigen Tagen wieder auf den nämlichen Inseln. Die Einwohner kamen ihm mit Freudensbezeugungen entgegen, nahmen aber keine fernere Geschenke an, und zeigten ihm einige Stückchen Eisen, als Beweise ihrer Dankbarkeit. Die Breite der Freewillsinseln ist 56¹ nördlich vom Aequator, die Länge 137° östlich.

Am 1. März verlor sie Mears wieder aus dem Gesichtskreise, und setzte unter trübem Wetter und drückender Luft, Umstände, welche auf die Gesundheit der Mannschaft eine sehr nachtheilige Würkung äußerten, seine Reise fort. Am 2. März stand das Queckſilber im Thermometer öfters auf 90°. Den 3ten wurde das Wetter sehr stürmisch; der Fokmast hatte unter dem Mastkorbe einen gefährlichen Sprung bekommen. Die rauhe Witterung und die starke Erschütterung des Schiffs hatten dem Vieh und den Pflanzen großen Schaden gethan. Bis zum 30. März setzten sie ihren Lauf nach Nordwesten ungehindert fort. Das Wetter war nun sehr angenehm geworden, und Mears benutzte es zur Musterung der Seegel und bessern Einrichtung des Schiffs. Er lobt die Erfindsamkeit und den Fleiß der chinesischen Kleinschmiede, zieht sie den enropäischen weit vor, und versichert, daß sie mit ihren einfachen Instrumenten in kurzer Zeit jedes Muster ausführen, das man ihnen vorlegt. Nur haben sie von der englischen Schiffsbaukunst keinen Begriff. Sie selbst brauchen an einem Schiffe das tausend Tonnen führt, nicht das kleinste Stückchen Eisen; ihre Anker sind von Holz; ihre großen Seegel von Matten verfertigt.

tigt. Und dennoch ist kein Sturm vermögend, diese schwimmenden Holzflöße zu zerstören, die sich auch zum Erstaunen der europäischen Seefahrer leicht regieren lassen. Einen andern Theil der Mannschaft ließ Mears mit einigen Handwerkern am Lande, um ein neues Fahrzeug von funfzig Tonnen zu bauen.

In den ersten Tagen des Aprils hielten sie den Tuffun, ein fürchterliches Phänomen der heißen Weltgegenden, durch Mears angewandte Klugheit, ohne viele Beschädigung aus. Gegen das Ende des Monsuns, oder, der regelmäßig herrschenden Winde in den Meeren von Indien, ereignet sich diese Erscheinung, welche darin besteht: daß die Atmosphäre aus ihrem Gleichgewicht gebracht, und mit elektrischer Materie überladen wird, die alsdann in Gewittern, Wasserhosen und Wirbelwinden mit einer erstaunlichen Heftigkeit losbricht.

Am 3. April erblickten sie Land, welches aber gerade in der Gegend des Windes, acht Seemeilen vor ihnen lag, so, daß Mears verhindert wurde, es zu untersuchen. Am 5ten sahen sie wieder Land, und hatten Grund es für unfruchtbare Inseln zu halten. Mears nannte sie die Grampusinseln, weil er einen großen Nordkaper (engl. Grampus; Delphinus Orca *Linn*) dicht am Ufer in die Höhe spritzen sah. Sie waren nun in der Breite 27° 30′ N. in der Länge 148° 37′ O. die Abweichung 3° 20′ O.

Am 9. April des Morgens wurden sie von der Mastspitze ein seegelndes Fahrzeug, und bald nachher vom Verdeck ein großes Schiff gewahr,

welches

welches eine außerordentliche Menge Seegel zu führen schien, und ein so sonderbares Ansehn hatte, daß kein Fernglas die Richtung, in welcher es steuerte, entdecken konnte. Mears hielt es endlich für die Gallione von Neuspanien, die auf dem Wege nach China so weit nach Norden verschlagen wäre, da ihre gewöhnliche Breite zwischen 13° und 14° N. B. nach Manilla geht. In dieser Vermuthung schrieben sie Briefe an ihre chinesischen Freunde, um sie von ihrem Wohlbefinden zu unterrichten. Innerhalb zweyer Seemeilen von dem Gegenstande, der ihre Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen hatte, lehrten sie ihre Ferngläser, daß es ein ungeheuerer Felsen war, der sie getäuscht hatte. Der Felsen hatte wirklich vollkommen das Ansehn eines Kriegsschiffs vom ersten Range, mit vielen ausgespannten Seegeln, die man in einer gewissen Entfernung unterscheiden zu können glaubte. Mears nannte diesen Felsen Loth's Weib. Er erhebt sich fast senkrecht zu einer Höhe von dreyhundert und funfzig Fuß über der Meeresfläche. Etwa funfzig Schritte von seinem westlichen Rande ragt eine kleine schwarze Klippe aus dem Wasser hervor. In eine Höhle an der Südostseite strömen die Wogen mit fürchterlichem Geräusch. Mears hält das Daseyn dieses Felsens, der vereinzelt im grenzenlosen Weltmeere steht, für einen Beweis jener Zerrüttungen, welche die Gestalt der Erde verändert haben.

Den 12ten befanden sie sich im 33° 18' N. B. 161° O. B. Der Felsenhang, große Züge von Vögeln, vorbeyschwimmende Stücke Bauholz,

überzeugten sie von der Nähe des Landes. Bis zum 27sten Sturm. Indeß befanden sie sich in 38° 31' N. B. und 175° 10' O. L. In dieser Entfernung von dem heißen Erdgürtel sahen sie doch eine auf dem Wasser schlafende Schildkröte, die von dem Geräusch des Schiffes erwachte und untertauchte.

Bis zum 23. April Sturm und schneidende Kälte. Das Tauwerk ward sehr beschädigt, und das Schiff, von dem Widerstande, welchen es den Wellen leistete, heftig erschüttert.

Der May brachte angenehme Witterung, und veranlaßte sie, ihren Lauf mit südlichem Winde ostwärts fortzusetzen. Den 9ten waren sie nur drey Grade der Länge von **König Georg's Sund**, und schifften die ganze Nacht hindurch mit vollen Seegeln auf die Küste zu. Der ganze Luftkreis schien erleuchtet; eine Erscheinung, welche **Mears** dem Wiederscheine der großen Schneegebirge auf dem festen Lande mit Recht zuschrieb; denn am 11ten lag die längstersehnte Küste von Amerika dreyzehn Seemeilen weit, in Gestalt eines hohen Gebirges, vor ihm. Am 13ten ankerten sie glücklich in Friendly Cove (freundliche Bucht) in König Georg's Sund, dem Dorfe **Nutka** gegenüber, in vier Faden Tiefe, etwa hundert Schritte weit vom Ufer, nachdem sie auf der Reise von **China** dorthin über drey Monate zugebracht hatten. Eine Menge Einwohner stand am Ufer vor dem Dorfe versammelt, um das Schiff zu sehen; und **Komekela** hatte nun das Vergnügen, mit Kenntnissen bereichert, und von seinem Volke geehrt, sein Vaterland wieder zu sehen. Nur war

zu

zu seinem Mißvergnügen sein Bruder Maquilla Oberhaupt vom König Georg's Sund, und sein Verwandter Kallikum verreist, um bey Wikananisch, dem mächtigen Fürsten eines südlicher wohnenden Stammes, einen Besuch abzustatten. Ihre Stelle in Nutka vertrat jetzt Hannapa. Komekela kleidete sich in einen scharlachnen Soldatenrock, setzte einen militairischen Hut auf, zog anständige Wäsche an, und erregte das Erstaunen seiner Landsleute durch so manche europäische Zierrath, weshalb ihn Hannapa selbst beneidete. Eine Menge Kanots mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt, brachten einen reichlichen Vorrath von Fischen. Gegen Abend machte Komekela Anstalt, sich an das Land zu begeben. Die Einwohner eilten nun zu seiner Bewillkommung. Komekela hatte jetzt seinen scharlachnen Rock mit einer Last von gelben Knöpfen und kupfernen Zierrathen überladen, welche die Ehrfurcht des männlichen, und die heißen Wünsche des weiblichen Theils seiner Nation erweckte. Sein Brustbild war eine ungeheure Kupferplatte; an seinen Ohren hingen kupferne Gehenke; das Haar, en queue frisirt, war mit vielen Griffen von kupfernen Kasserollen verziert, die durch ihr Gewicht seinen Kopf in eine schiefe Richtung zurückzogen. Nach vielem Zank hatte er, zur Erhöhung der Pracht, einen ungeheuern Bratspieß von dem Schiffskoch erhalten, der ihm zum Speer diente. Die Einwohner drangen in einem Haufen an den Strand, und empfingen ihn mit jauchzendem Zurufen. An ihrer Spitze befand sich seine Tante, eine alte achtzigjährige Frau, die, ihrem Aeußern nach, von dem Augenblick ihrer Geburt an bis zu dieser Stunde

immer in Schmutz und Koth gelebt hatte. Se vergoß Thränen bey der Umarmung ihres Neffen.

Nun begab sich die ganze Menge nach dem Hause des Königs, wo aber nur die vornehmsten eingelassen wurden, und sich zu einem köstlichen Mahl von Wallfischfett und Thranöl versammelten. Selbst die kleinen Kinder schlürften das Oel mit sichtbarem Wohlgefallen ein. Doch schien Komekela's Geschmack durch die indianische und europäische Küche etwas verdorben. Der Abend verfloß in Lustbarkeiten, und der größte Theil der Nacht in Tanz und Gesang, wovon die Engländer das Getöse noch lange nach ihrer Rückkehr an Bord vernahmen.

Nutka liegt auf einem etwas erhöheten Grunde, von allen Seiten mit Waldungen umgeben.

Die Häuser in Friendly Cove sind geräumig, und überaus schmutzig.

Den 16ten kamen zwölf Kriegskanots in den Hafen, auf welchen sich auch Maquilla und Kalikum befanden. Sie ruderten mit Prunk und Gesang um das Schiff. In jedem saßen gegen achtzehn Mann, alle in Kleidungen von den schönsten Seeotterfellen, die vom Nacken bis zum Knöchel herunter gingen. Ihr Haar hatten sie mit weißen Vögeldaunen gepudert, und auf das Gesicht mit weißem und rothem Ocher die Gestalt des Unterkiefers von einem Hayfisch, und eine Art Schneckenlinie gemalt, die ihr Ansehen äußerst wild machte. In den meisten Kanots waren auf jeder Seite acht Ruderer, und ein einzelner Mann saß am Schnabel des Fahrzeuges. Für den Befehls-

fehlshaber war ein Platz in der Mitte bestimmt, und er zeichnete sich noch außerdem durch eine hohe zugespitzte Mütze aus, deren oberstes Ende ein kleiner Federbusch zierte.

Ihr Gesang war ungemein angenehm; der Chor in vollkommnem Einklang; die Uebergänge von einem hohen zu einem tiefen Ton immer richtig und fein, meistens mit melancholischen Wendungen. Schöne Bewegungen begleiteten den anmuthigsten Gesang. Jeder schlug in ununterbrochnem Gleichmaß mit dem Ruder an den Rand des Boots. Bey dem Schlusse jeder Stanze zeigten sie mit ausgestreckten Armen nach Norden und Süden, und ließen die Stimme feyerlich sinken. Dieses that großen Effekt. So ruderten sie zweymal um das Schiff, wobey sie jedesmal, wenn sie an das Steuer kamen, alle aufstanden und die Worte Wakusch! Wakusch! (Freunde!) ausriefen; dann brachten sie ihre Kanots an die Seite des Schiffs, und Maquilla kam mit Kallikum an Bord. Maquilla schien dreyßig Jahre alt, ein Mann von mittlerer Größe, angenehmer Figur und einer vortheilhaften Gesichtsbildung. Kallikum mochte zehn Jahre älter seyn; von ganz ungewöhnlicher Größe, offnen, aber inposirenden Zügen. Die übrigen waren rechtliche, wohlgestaltete Männer. Bey ihrer Ankunft wurde ein mit Oel gefülltes Seehundsfell an Bord gesetzt. Die Oberhäupter genossen eine kleine Portion, und theilten auch den übrigen diesen kostbaren Trank mit. Als Mears dem Maquilla und Kallikum in Kupfer und Eisen bestehende Geschenke überreichen ließ, streiften diese ihre Seeotterklei-

dung ab, legten sie den Engländern zu Füßen, und blieben nackt vor ihnen stehen. Hierauf wurde einem jeden eine wollene Decke gegeben, die sie mit Dank annahmen. Sie stiegen in ihre Kanots und ruderten zurück. Mears bemerkte unter diesen Menschen eine unter den Europäern seltene Güte, die sich auf edle Gesinnungen gründet. Sie sehen es ungern, daß ein Fremder, und selbst ein Eingeborner ihnen Verbindlichkeiten schuldig ist. Daher kommt es, daß sie jedes Geschenk erwidern, und doch das Empfangene mit Dank, ohne Ziererey und ohne Empfindlichkeit, annehmen.

Den 28sten war das Haus, welches Mears hier bauen ließ, beynahe fertig. Die Einwohner unterstützten die Engländer mit vieler Emsigkeit, und erhielten für Lohn Glasperlen oder Eisen. Um das Haus, welches sehr geräumig war, wurde noch eine starke Brustwehr aufgeworfen, und Kanonen aufgepflanzt, wodurch die Engländer gegen jeden Angriff gesichert waren.

Den 5. Junius waren sie in den Arbeiten weit fortgeschritten, und in kurzer Zeit wurde das neue Schiffswerft gebildet.

Das Betragen der Engländer und Amerikaner gegen einander, beweist hinlänglich die Klugheit des englischen Kapitains und die natürliche Sanftmuth und Dankbarkeit der Amerikaner. Diese letztere Tugend scheint in der That auf jener Insel einheimisch. Kallikum, der nunmehr todt ist, hatte eine Feinheit der Seele und der Aufführung, die gewiß auch dem gebildeten Europäer hohe Ehre gemacht hätte. Er ward im Jahr 1789 von einem

Offizier,

Offizier, am Bord eines von den Schiffen, welche Don Joseph Estivan Martinez kommandirte, erschossen. Der Vorfall ereignete sich auf folgende Art:

Er kam mit Weib und Kind in einem kleinen Kanot an die Princesa, das Kommodorschiff, um Fische zum Geschenk zu bringen. Die rauhe Manier, mit welcher man sie ihm abnahm, beleidigte ihn so sehr, daß er Peshâi! (peshæ) Peshâi! (das ist schlecht! —) ausrief. Augenblicklich ward er von dem Offizier mit einer Kugel durchs Herz geschossen. Der Leichnam fiel über Bord und sank unter. Weib und Kind wurden sinnlos am Ufer von einigen Freunden aufgenommen. Der Vater mußte sich durch eine hinlängliche Anzahl Felle die Erlaubniß erkaufen, seinen von ihnen gemordeten Sohn zu begraben. Die Wittwe und die Einwohner fanden den Körper und ließen ihn beerdigen. Ihr Schmerz über den Tod dieses geliebten, liebenswürdigen Mannes war unbeschreiblich.

Bis zum 5. Junius hatte Mears nun schon hundert und vierzig Seeotterfelle gesammelt. Der Handel der Engländer mit den Eingebornen war lebhaft; und diese letzteren zeigten sich bey jeder Gelegenheit als Kaufleute, die sich auf ihren Vortheil gut verstehen. Sie hatten überdies eine seltsame Gewohnheit, den Tauschhandel als gegenseitige Geschenke zu betrachten, und ihn jedesmal unter großen Feyerlichkeiten zu begehen. Ihre Unbeständigkeit in der Werthschätzung der verschiedenen Waaren fiel dem Kapitain beschwerlich. Bald war ihr Augenmerk auf das Kupfer allein

gerichtet, nnd bald zogen sie Eisen oder Glasperlen jeder andern Materie vor; zuweilen namen sie auch von Allem Etwas. Komekela sollte dem Mears zum Hauptunterhändler dienen. Auch bewies er im Anfange vielen Eifer in Betreibung der Geschäfte; aber die lange Abwesenheit von seinem Vaterlande, und seine Reisen durch verschiedene Gegenden, hatten ihm seine Muttersprache fremde gemacht, und einen Mischmasch von Ausdrücken angewöhnt, der beyden Nationen gleich unverständlich war. Sein Interesse für seine Wohlthäter war jetzt auch durch den Anblick der Seinigen geschwächt. Diese erwiesen ihm unter andern die hohe Ehre, daß ihn Maquilla zum Aufseher seiner kostbarsten Schätze ernannte, daß er ihm sogar einen von dem Kapitain Cook zurückgelassenen messingnen Mörser anvertraute, der vor dem Maquilla immer als ein Zeichen königlicher Würde getragen wurde. Nichts destoweniger hielt es Mears für rathsam, mit dem Komekela die Freundschaft fortzusetzen, und suchte ihm die Würde eines Oberhaupts in der Provinz, durch die Verheyrathung mit einem vornehmen Frauenzimmer, zu verschaffen. Das Unternehmen gelang; und am Hochzeitfeste wurde unter vieler Pracht ein halber Wallfisch, viele andre Fische, und eine große Menge Oel, mit einer ungemeinen Ordnung, unter fast dreyhundert Personen, die sich sämmtlich sehr gesittet betrugen, freygebig ausgetheilt.

Am 6. Junius ließ Maquilla die Engländer nach dem Ufer, zur Annahme eines prächtigen Geschenks, einladen. Sie fanden hier den Befehlshaber in europäischer Kleidung, mit einem

Man-

Manschettenhemde und aufgeknüpftem, gepudertem Haar. Er hatte diesen Schmuck von dem Komekela zum Geschenk erhalten. Den König umringten verschiedene Oberhäupter in mannigfaltigen von der europäischen Tracht erborgten Zierrathen. Man sah, zur Befremdung der Engländer, auf keinem Gesicht den gewöhnlichen Schmutz von Oel und Ocher. Sie bemühten sich die europäischen Sitten zu treffen, den Hut nach unsrer Art abzunehmen, die Verbeugung der unsrigen ähnlich zu machen, und gewährten dadurch sich ein großes Vergnügen, und den Europäern den lächerlichsten Anblick von der Welt. Nach Verlauf dieser ersten Ceremonie ließ der Fürst verschiedne sehr schöne Seeotterfelle bringen, und fügte noch einen Tannhirsch hinzu, den einer seiner Leute eben in den Wäldern getödtet hatte. Mears erwiederte diese Höflichkeitsbezeugungen bald durch Gegengeschenke.

Den 7ten brachte der Faßbinder die Klage ein, daß die Einwohner ihm seinen Schleifstein gestohlen hätten. Sie hatten ihn bisher immer einer ganz vorzüglichen Aufmerksamkeit gewürdigt, und vermuthet, daß ihm nur eine Zauberkraft die Fähigkeit könne ertheilt haben, dem Eisen so schnell eine Schneide zu geben. Mears ließ vergebens eine Bitte an den Maquilla deshalb ergehen, und fand nun die Klagen anderer Schiffe, die vor ihm in diesem Lande gewesen waren, gegründeter als bisher.

Den 8ten brachte ihnen ein fremdes Kanot eine kleine Anzahl Seeotterfelle, und auch eine gedörrte, eingeschrumpfte Menschenhand zum Ver-

kauf. Dieser Vorfall erschreckte den Kapitain sehr. Maquilla gerieth in keine geringe Verlegenheit, als sich Mears mit ihm darüber unterhielt; sowohl dieser Umstand, als noch mehrere andere mit ihm zusammen treffende, brachten den Kapitain auf die Vermuthung, daß Maquilla ein Menschenfresser sey, und der Handel mit Menschenfleisch längs dieser ganzen Küste des festen Landes von Amerika getrieben werde. Selbst Kallikum ruhte des Nachts auf einem Sack voll Menschenschädel, die er als Siegeszeichen sehen ließ.

Denselben Tag kam Wikananisch, ein Oberhaupt aus Süden, um dem Maquilla einen Besuch zu erwiedern. Sein Gefolge war zahlreich, mit prächtigen Pelzen bekleidet, und, dem Ansehen nach, wohlhabender als die Bewohner des Nutkasunds.

Den 10ten gerieth das ganze Dorf in Bewegung, und alle Häuser wurden weggenommen; denn die Bewohner waren im Begriff, nach einer zwey englische Meilen vom Sunde entfernten Bucht zu eilen, um sich einen Vorrath von Fischen zu verschaffen, die dort häufiger sind. Die Bauart der dortigen Häuser setzt sie in den Stand, ihre Wohnungen beynahe mit gleicher Schnelligkeit zu errichten und zu zerstören.

Am 11ten ließ Mears die Anker lichten. Er hatte es bereits den 9ten thun wollen, allein er vermißte an diesem Tage sein bestes Boot, die Pinasse. Mehrere Umstände machten es gewiß, daß dieses Boot von den Einwohnern entwendet worden, um sich des Eisens und der Nägel zu bedienen. Man wendete alle Mittel an, um die Pinasse zurück zu empfan-

empfangen, und es kam sogar so weit, daß ein Bruch zwischen dem Fürsten und Mears zu befürchten war, welchen zu vermeiden Mears von der weitern Untersuchung abstand, und den Maquilla blos vor solchen Unternehmungen in der Zukunft warnte.

Der Empörungsgeist fing sich aufs neue an unter den Schiffsleuten zu zeigen. Der Bootsmann hatte die Achtung gegen die Offiziere aus den Augen gesetzt, wurde sogleich degradirt und zur Arbeit eines gemeinen Matrosen angewiesen.

Den Tag vor der Abreise setzte Mears die sämmtliche Mannschaft, die er zurücklassen wollte, ans Land, ertheilte den Offizieren die nöthigen Instruktionen auf jeden Fall, der sich ereignen könnte, versah das Fort mit hinlänglichen Lebensmitteln und Vorräthen zu dem Fahrzeuge, das sie bauen sollten, und schied endlich von ihnen in der frohesten Hoffnung sie in einer vortheilhaften Lage wieder zu finden.

Man versprach sich von dieser zurückgelaßnen Mannschaft, außer dem neu zu erbauenden Fahrzeuge, auch noch den Vortheil, daß sie während der Sommertage gute Einkaufe machen würden, und ihr Fort hielt man durch eine Kanone auf der Brustwehr und hinlängliche Waffenvorräthe gegen jede Macht, die sie hier zu befürchten hatten, sicher.

Das Land schien feucht, öde und unbequem; es lag wenig Schnee, den der Regen bald wegschwemmte. Die Luft war mild und die frischen Kräuter den Kranken auf den Schiffen sehr zu-

träg-

träglich. Fische brachten die Einwohner täglich zum Verkauf.

Den Abend vor der Abreise legten sie bey Maquilla einen feyerlichen Besuch ab, und empfahlen ihm bestens die zurückgelassene Mannschaft und den Bau des neuen Fahrzeuges. In der Sprache des Nutkasundes hieß dieses Fahrzeug Mamatti, und die Felice, Tigsi Mamatti, großes Fahrzeug. Man schenkte dem Maquilla einen vollständigen Anzug mit metallenen Knöpfen, den er unendlich schätzte, und der bereits erwähnten alten Dame, Komekelas Tante, auf ihr dringendes Begehren ein Paar Schnallen, die sie unverzüglich in ihre Ohren befestigte. Auf ähnliche Art erhielten auch die andern Frauenzimmer aus des Maquilla Familie ihre Geschenke.

Maquilla war über diese Beweise unsrer Achtung äußerst erfreut, und betheuerte seine Freundschaft aufs feyerlichste. Mears meldete ihm, daß während seiner Abwesenheit wohl ein andres Schiff im Sunde landen würde, und Maquilla sagte ihm, er könne ihm einen Brief für den Befehlshaber des ankommenden Schiffes zurücklassen. Mears der sich gar nicht vorstellte, daß die Bewohner des Nutkasundes einen Begriff von unsrer Schrift haben, war daher ganz verwundert, und fragte den Maquilla, auf welche Art er zu diesem Begriff gelangt sey. Er erfuhr, daß ein gewisser Macay, der sich vierzehn Monate daselbst aufgehalten, sie mit der Schrift bekannt gemacht hatte. Dieser Macay war Gehülfe des Wundarztes auf den Schiffen Kapitain Cook und Experiment gewesen, die Herr Strange kommandirte. Im Jahre 1786

wurde

wnrde er auf sein Verlangen im Nutkasund abgesetzt, und erst im Jahre 1787 kehrte er zurück. Obschon man ihn ziemlich mit Kleidern und Lebensmitteln versorgt hatte; so mußte er doch in vielen Stücken die Lebensart der Einwohner annehmen, und der harte Winter des Jahres 1786 verursachte in Nutka eine Hungersnoth, die den Macay in das äußerste Elend stürzte. Es ist unbegreiflich, daß ein Europäer diese Lebensart und diese Nahrungsmittel vierzehn Monate hat ertragen können. Die Einwohnen schienen ihn lieb gewonnen zu haben, und erkundigten sich oft nach seinem Wohlbefinden.

Zur großen Freude kam noch vor ihrer Abreise Kallikum, der erklärteste Beschützer der Europäer, von seiner Jagd zurück. Da sie, wie gewöhnlich, Geschenke mit ihm wechselten, so wollte Kallikum ihnen drey Stückchen Messing, worauf der Name Sir Joseph Banks, sein Wappen und die Jahrzahl 1775 eingegraben war, unter seinen Geschenken geben. Sie gaben ihm aber diese Beweise seiner Achtung zurück und schieden von ihm aufs freundschaftlichste.

Den 11. Junius setzte Mears seine Reise südwestwärts fort, und zwar drey englische Meilen von dem Ufer entfernt, und den folgenden Mittag befand er sich in 49° 22' N. B. Nun fieng das Wetter an stürmisch zu werden, und er mußte in See stechen. Um Mitternacht seegelten sie wieder dem Lande zu, und den 13ten bey Tagesanbruch war ihnen das Ufer wieder sichtbar. Von den nahe liegenden Inseln kamen einige Boote zu ihnen, von denen jedes 20 Mann führte. Diese waren

wohl gebildet, athletisch, und mit den schönsten Seeotterfellen bekleidet. Nach geschehener Einladung kamen sie an Bord, und es befanden sich unter ihnen zwey ihrer Oberhäupter, Hanna und Detutsch (Detootche). Diese waren ausserordentlich schön, und hatten viel Ausdruck im Gesicht. Sie betrugen sich sehr sittlich und dennoch ohne Zwang, schüttelten allen freundschaftlich die Hände, und luden sie ein bey ihnen zu landen, allein Mears hatte beschlossen den Wikananisch aufzusuchen, und steuerte daher auf die Inseln zu. Hanna und Detutsch nahmen Abschied, nachdem sie einige geringe Geschenke bekommen hatten.

Gegen Mittag klärte sich das Wetter auf, und es näherte sich eine andere Flotille von Kanots, in deren vordersten Wikananisch sich befand. Er erbot sich als Lootsen das Schiff in den fünf englische Meilen entfernten Hafen zu führen, und er bewies sich in der That, sowohl durch seine eigene Arbeit, als durch die Befehle, die er seinen Leuten gab, als einen vortreflichen Lootsen. Gegen ein Uhr warfen sie den Anker zwischen dem festen Lande und den Inseln. Kaum war dies geschehen, als von allen Seiten Menschen in die Kanots sprangen, um Fische, Zwiebeln und Beeren gegen Stückchen Eisen und dergleichen zu vertauschen. Wikananisch blieb den größten Theil des Tages am Bord, und kehrte am Abend unter einer zahlreichen Begleitung seiner Landsleute zurück.

Am 14ten schickte Wikananisch ihnen eine Einladung zu einem Feste in seinem Hause, sie begaben sich dem zufolge gegen Mittag ans Land, wo

eine

eine Menge Weiber und Kinder sie empfing, und Wikananisch's Bruder führte sie an den Ort, wo das Mahl bereitet war. Beym Eintritt in das Haus erstaunten sie über den ungeheuren Raum, den es bedeckte. Es war ein weites Viereck, und die Wände waren aus langen breiten Dielen, zwanzig Fuß hoch, zusammengesetzt. Drey ungeheuer grob geschnitzte und angemalte Bäume dienten statt Balken, und sowohl ihre Enden als die Mitte ruheten auf kolossalischen von unermeßlichen Klötzen ausgehauenen Figuren. Die Thür, durch welche sie eintraten, war der Mund einer solchen Figur, der mit ihren übrigen Theilen im gleichen Verhältniß stand. Auf der innern Seite stiegen sie einige Stufen bis zu dem Kinn der Figur hinunter, und erstaunten nicht wenig, wie es diesen Wilden ohne die mindesten Regeln der Mechanik möglich gewesen war, die ungeheuren Bäume, aus denen diese Figuren geschnitzt waren, auch nur in die Höhe zu richten. Die obere Decke des Gebäudes bestand aus Dielen, die so eingefugt waren, daß man sie jedesmal bequem herausnehmen konnte, wenn man Licht oder Luft hinein oder den Rauch herauslassen wollte. In dem Hause fanden sie wenigstens achthundert Männer, Weiber und Kinder, die alle zu dem Hausstand ihres Wirths gehörten, und nach den ihnen angewiesenen Geschäften in Gruppen vertheilt waren. In der Mitte dieses großen Zimmers brannten mehrere Feuer, und an denselben standen einige große hölzerne Butten mit Fischsuppe. Große Schnitte von Wallfischfleisch lagen schon in Bereitschaft, um in ähnliche Gefäße, die voll Wasser da standen, gelegt zu werden. Die Weiber machten durch glühende Steine das Wasser

ser siedend. Rund umher lagen Fische aufgethürmt, und in der Mitte des Platzes standen große Seehundsfelle mit Oel angefüllt, aus denen die Gäste bedient wurden.

Am obern Ende des Hauses zeigte sich der Befehlshaber, von seinen Vornehmen umgeben, auf einem etwas erhabenen Gerüste, welches mit verschiedenen Kasten umgeben war. Ueber diesem hingen Blasen voll Oel, große Schnitte von Wallfischfleisch, und nach Verhältniß große Klumpen Fett. Menschenschädel hingen, als Festons mit einiger Symmetrie, im Zimmer herum, und schienen die größte Zierde des Königlichen Pallastes zu seyn.

Bey ihrer Ankunft waren die Gäste bereits bey ihrer Mahlzeit von Wallfischfleisch und Oel beschäftigt, die Bedienten füllten jedesmal die geleerten Schüsseln, und die Weiber löseten von einem Baume die Rinde ab, deren sich die Gäste statt der Servietten bedienten. Väter und Söhne, selbst die dreyjährigen Kinder, verzehrten hier ihr Wallfischfleisch und Fett mit einer reißenden Gefräßigkeit, die Weiber aber dürfen bey diesen Feyerlichkeiten nicht mitessen.

Wikananisch kam ihnen auf halbem Wege am Eingange entgegen, und nahm sie mit wahrer Gastfreyheit auf. Nach Endigung des Festes zeigten sie auf Verlangen die für den **Wikananisch** bestimmten Geschenke. Zwey kupferne Theekessel, die sich darunter befanden, zogen besonders die Aufmerksamkeit aller Umstehenden an sich, und genossen die Ehre, daß **Wikananisch** ihnen einen eigenen Wächter ernannte, der sie im Tresor, das

heißt,

heißt, in zwey ungestalte Kisten, mit Menschenzähnen verziert, aufbewahren mußte. *)

Nun traten funfzig Mann in die Mitte des Saales, von denen ein jeder ein schönes Seeotterfell brachte. Der Befehlshaber hielt eine Rede und überreichte dem Mears und seinen Gefährten dieses Pelzwerk als Gegengeschenk, unter vielen Freundschaftsbezeugungen. Nun näherten sich die Frauenzimmer der königl. Familie, die wärend der Mahlzeit in einen entfernten Theil des Hauses sich befanden. Sie fanden sie, trotz ihrer häßlichen Schminke von Ocher und Fett, außerordentlich schön, und selbst von geistreicher Bildung. Diese Damen bekamen ebenfalls ihre Geschenke, und so ward dieser Besuch beschlossen, der beyde Theile völlig zufrieden gestellt hatte.

Am

*) Ich bin bey Beschreibung dieser Mahlzeit und des Gebäudes dem Originale fast von Wort zu Wort gefolgt, nur daß ich zuweilen, wo ich es nöthig fand, die Ordnung geändert habe. Weglassen konnte ich fast nichts davon, weil ich mein Augenmerk bey diesen Auszügen hauptsächlich darauf gerichtet habe, alles herauszuheben, was zur bessern Kenntniß der wilden Völkerschaften, ihrer Sitten und Gebräuche, gehört; und in solcher Rücksicht ist in dieser Beschreibung alles wichtig. Ich hoffe daher, daß der Leser die mehr als gewöhnliche Weitläuftigkeit in dieser Beschreibung verzeihen wird, weil sie nicht durch den Ausdruck, sondern wirklich durch die Menge der merkwürdigen beschriebenen Sachen, weitläuftig geworden ist, und weil man sie nicht abkürzen konnte, ohne sie zu verstümmeln.

A. d. U.

Am 17ten lud sie Wikananisch zum Tauschhandel ein. Sie kamen, wie das erstemal, in sein Haus, und fanden noch mehrere Menschen als zuvor. Jetzt aßen die Männer mit den Weibern, und die Gesichter waren alle ohne Schminke, welche sie nur bey feyerlichen Gelegenheiten auflegen. Beym Handel zeigte sich dieselbe Verschlagenheit und dieselbe Wuth nach Geschenken, die sie bey den **Nutkanern** gefunden hatten. Als sie sich einschiffen wollten, entstand plötzlich eine Unruhe im Dorfe, alles rüstete sich, und Kanots mit bewafneten Mannern stießen vom Ufer. Es fand sich, daß **Wikananisch** diese abgeschickt hatte, um einige Fremde zu bestrafen, die ohne Befugniß zum Schiff gekommen waren und mit ihnen gehandelt hatten. Sie ergriffen auch wirklich einen, und schleppten ihn, trotz aller Bitten und Drohungen, die **Mears** zu seiner Rettung anwandte, in den Wald, wo er wahrscheinlicher Weise seine Feinde sättigte. Das Wetter war bis zum 20sten sehr stürmisch, und sie beschlossen daher sich in dem innern Hafen, den sie **Port Fox** genannt hatten, zu begeben. Wikananisch diente ihnen hier wieder als Lotse, und gegen Abend warfen sie in diesem Hafen die Anker.

Die Völkerschaft von **Wikananisch** war weit weniger gebildet, als die von **Nutka**. Die Menge der Einwohner; die Kühnheit, mit welcher sie in allen ihren Unterhandlungen zu Werke gingen; ihr starker Körperbau, und ihre ununterbrochne Arbeitsamkeit, nöthigten den Kapitain zu einer großen Wachsamkeit. Allein Wikananisch verstand sehr bald die Muthmaßungen der Engländer,

der,

der, und gerieth in so großen Zorn, als er bey jedem Besuch ihre Kajüte mit Waffen ausgeputzt erblickte, daß er allem Handel mit ihnen entsagte. Am folgenden Tage machte macht ihm Mears seinen Friedensbesuch, schenkte ihm einen Degen mit messingenem Gefäß, nebst einer großen kupfernen Schüssel, und erneuerte dadurch das Friedensbündniß. Wikananisch machte ihnen, zum Beweise seiner Versöhnlichkeit, ein Gegengeschenk von fünf schönen Seeotterfellen, einer fetten Hirschkuh, und einem Vorrathe von Fischen. Nun bereicherte Mears sein königliches Eigenthum durch eine Pistole und Pulver zu ein Paar Ladungen. Der Gebrauch des Feuergewehrs war ihm schon durch die Schiffe **Resolution** und **Discovery** bekannt geworden.

Am 28. Junius, nachdem sie alles Pelzwerk, das **Wikananisch** besaß, eingekauft hatten, brachten sie das Schiff aus dem innern Hafen über die Untiefen hinaus, verließen die äußere Rhede, und verfolgten ihren Lauf längs dem Ufer.

Von **König Georg's sund** bis nach den Hafen **Wikananisch**, scheint sich eine Reihe von Inseln zu erstrecken, die mit dichter Waldung bedeckt sind, überall wilde Beeren und andere Früchte tragen, und Bäume von ungewöhnlicher Größe hervorbringen.

An Schlauheit in Handelsgeschäften und jeder Art von List zeigte sich der weibliche Theil den Engländern weit überlegen. Die Weiber waren schöner gebildet als die von **Nutka**, überaus sittsam;

aber unausstehlich schmutzig. Als einen Beweis ihrer Delikatesse erzählt Mears folgende Anekdote: Eines Tages näherte sich dem Schiffe ein Kanot, dessen Ruder von Weibern geführt wurde, und worin etwa zwanzig Personen dieses Geschlechts saßen, ohne eine einzige Mannsperson in ihrer Gesellschaft zu haben. Sobald das Kanot Aufmerksamkeit erregte, sprang ein junger Mann aus einem andern Kanot mitten unter sie. Hierdurch geriethen sie in so großes Schrecken, daß sie sich alle in ihrem besten Staate ins Meer warfen, und in einem Hafen ans Ufer schwammen.

Die Bewohner von Wikananisch zeichnen sich auch durch ihre Betriebsamkeit aus. Ihre Thätigkeit nahm mit Tagesanbruch ihren Anfang. Den Fremden, die während dem Aufenthalte der Engländer an diesem Orte zum Besuche gekommen waren, verboten sie allen Handel mit denselben. Diese Fremden standen alle unter der Bothmäßigkeit des Wikananisch, der an verschiedenen Orten Wohnplätze hatte, die er gelegentlich besuchte.

Am 30sten legten sie das Schiff bey, in der Nähe einer kleinen Insel, die vom südlichen Ufer der Meerenge zwey Meilen weit entfernt seyn mochte. Hier wurden sie bald mit Kähnen umringt, in welchen sich Menschen von einem äußerst wildem Ansehn befanden. Ihre Kleidung waren Seeotterfelle; ihre Gesichter gräulich, mit Oel und schwarzen und rothen Ocher beschmiert. Ihre Karots faßten zwanzig bis dreyßig Mann. Ihre Waffen bestanden aus Bogen, mit zugespitzten am Ende gezackten Pfeilen von Knochen und Spießen.

Die

Die Insel schien ein unfruchtbarer Felsen, der ringsumher mit Menschen bedeckt war, die das Schiff anstarrten. Tatutsch, der Befehlshaber des Bezirks, besuchte sie. Er war ein mürrischer, in sich verschlossener Mensch. Das Gesicht hatte er mit schwarzen Farben übermalt, und mit glänzendem Sande bestreuet. Auf die Nachricht, welche er ihnen ertheilte, daß hier das Gebiet des Wikananisch ein Ende hätte, und das Seinige anfinge, beschenkten sie ihn. Er bezeigte sich aber nicht erkenntlich, und erlaubte sogar seinen Leuten den Handrl mit den Engländern nicht. Mears hatte zwar einen Offizier mit einem Boote ausgeschickt, um einen Ankerplatz zu suchen; allein er konnte keinen finden, und so setzte er seine Reise nach Süden fort. Er wünschte sehr in die Meerenge, welche er, nach ihrem ersten Erfinder, Juva de Fuca nannte, einlaufen zu können; aber mehrere Umstände verhinderten ihn daran.

Am 30sten waren sie noch in der Nähe des Landes. Um zehn Uhr stießen von der Insel Tatusch eine Menge Kanots ab, auf welchen etwa 400 Mann befindlich seyn mochten. Tatusch war mitten unter ihnen. Sie ruderten um das Schiff herum, staunten es an, betrachteten es dann genau, und stimmten einen frohen Gesang an. Gegen Mittag setzten die Engländer mit sanftem Winde ihre Reise nach Süden fort, und wurden von den Eingebohrnen, die von den angränzenden Dörfern herschiften, häufig zum Besuch eingeladen; aber keiner von ihnen wagte es, sich am Bord des Schiffs zu begeben. Die Gegend rings umher war wild, waldigt, voll Klippen, ohne

Bucht oder Einfahrt. Des Abends nahmen sie in der Ferne das von Cook benannte Cap Flattery wahr, und in der Nähe das Dorf Claaset. Sie ließen Cap Flattery in Nordnordwesten hinter sich. Um sieben Uhr öfnete sich ihnen die Bay Queenhasthe, wo die Einwohner die Mannschaft eines zum kayserlichen Adler gehörigen Boots ermordet hatten. Trübes Wetter entzog ihnen bald das Dorf; aber die Stadt gleichen Namens konnten sie noch deutlich genug erkennen. Weiter hin sahen sie die Insel **Destruktion**, in der Mitte der Bay. Sie ist niedrig, flach, ohne Bäume. Mit dem Sandbley fanden sie zehn Faden Tiefe auf Schlammgrund. Schlechtes Wetter nöthigte sie, eine halbe englische Meile weit vom Ufer, das Schiff nach Westnordwesten umzulegen. Sie waren hier in Gefahr, ein Opfer der wilden Menschenfresser zu werden. Mears befand sich in einer schrecklichen Lage, als sich plötzlich zu ihrem Glücke der Wind nach Südsüdosten umkehrte.

Den 1. Julius stachen sie in die offne See, und am 2ten erblickten sie das Land wieder. Es schien südlich und ostwärts von Queenhysthe zu liegen. Wegen seiner Gestalt gaben sie ihm den Namen Saddlehill (Sattelberg)[1], ist von Greenwich etwa in 46° 31[1] N. B. 235° 20[1] O. L. Denn 3ten waren sie etwa zwanzig Seemeilen von Cap Flattery entfernt, den 4ten erblickten sie die Küste, hoch, und mit Schnee bedeckt. Sie nannten dieses hohe Gebirge den Berg **Olympus**, in 47° 10[1] N. B. 235[1] O. L. von Greenwich. Am folgenden Tage seegelten

sie

sie längs dem Ufer hin. Es war niedrig, flach, waldicht. Die flache Spitze bildet von der einen Seite den Eingang in die Bay oder den Sund. Sie nannten jene Low Point (niedrige Spitze) und die Bay Shoalwater-Bay (seichte Bay). Ein Vorgebirge macht die andere Seite des Eingangs, von ihnen Cap Shoalwater genannt, in 46° 47' N. B. 235° 11' O. L. Diese öde Küste, welche von Menschen ganz entblößt schien, war dennoch bewohnt. Von der niedrigen Spitze fuhr ein Kanot auf sie zu, worinn ein Mann und ein Knabe saßen. Als sie näher kamen, hielten sie zwey Seeotterfelle in die Höhe. Hierauf ließen die Engländer das Schiff bey, konnten sie aber nicht bereden am Bord zu kommen. Sie ließen, an einem Stricke befestigt, einige Kleinigkeiten in das Kanot hinunter. Der Knabe ergriff die Sachen mit Hast und reichte sie dem Manne, der im Augenblick die beyden Seeotterfelle an den Strick band, und durch ein Zeichen mit der Hand die Engländer bat, sie herauf zu ziehen. Mears befolgte seinen Willen und machte ihm ein Gegengeschenk. Die Fremden sahen erst diese Geschenke mit Verwunderung an, und richteten dann ihre Aufmerksamkeit auf das Schiff, welches sie mit Ausdrükken der lebhaftesten Freude nicht genug betrachten konnten. Die Engländer bemühten sich, ihnen durch die Sprache von König Georg's-sund verständlich zu werden; aber sie wurden nicht verstanden, und die Sprache dieser Fremden schien ihnen hinwiederum keine Aehnlichkeit mit irgend einer ihnen bekannten amerikanischen zu haben. Auch ihre Kanots wichen an Gestalt

von denen ihrer nördlichen Nachbarn völlig ab. Körperbau und Kleidung zeigten Aehnlichkeit mit den Einwohnern von Nutka. Der Mangel an Zierrathen verrieth Unbekanntschaft mit den Europäern; allein die Bewegung mit den Seeotterfellen, und ihre Bereitwilligkeit zum Tausch, zeigte, daß ihnen der Handel nicht fremde war. Wahrscheinlicherweise haben einige Bewohner des Bezirkes Tatursch sich bis hieher verirrt, und die Nachricht von Fremden mitgebracht, die des Pelzhandels wegen zu ihnen kämen.

Mears wünschte nun sehnlichst einen sichern Ankerplatz zu finden, und war gegen Abend nicht weit vom Cap Shoalwater. Südwärts von diesem Cap, welches sie erst mit Anbruch des Tages deutlich sehen konnten, entdeckten sie ein anderes, steiles Vorgebirge, und jenseits desselben Land, und eine geräumige Bay. Allein die Tiefe verminderte sich in dieser Bay auf acht und sieben Faden; vom Verdecke sahen sie Brandungen vor sich, die sich queer über die Bay erstreckten. Sie mußten also wieder auslaufen, und am entgegengesetzten Ufer eine Einfahrt suchen. Das Vorgebirge nannten sie Cap Disappointement, und die Bay, Daception-Bay. Jenes liegt etwa 46° 10' N. B. 235° 34' O. L. Der Fluß Walt Pock, der auf den spanischen Karten angegeben wird, existirt nicht. Sie seegelten nun am entgegengesetzten Ufer längs der Küste auf ein anderes in der Ferne wahrgenommenes Vorgebirge zu. Hier, gegen die nördlichere Küste zeigte sich eine reizende Gegend, sanft gefärbte Wiesen, Land, das allmälig bis

sanft

zum Gebirge emporstieg, und von allen Seiten mit schattigen Wäldern umgeben war. Aber diese ganze fruchtbare Strecke von Neu-Albion schien völlig unbewohnt. Eine große Oeffnung, die vor ihnen lag, belebte sie mit neuen Hoffnungen; aber sie war mit einem flachen, sandigen, der See beynahe gleichen Strande verschlossen. **Mears** gab diesem Orte den Namen **Quicksand**: (Triebsand) **Bay**, und dem fernen südlichen Vorgebirge den Namen **Cap Lookout**. In einer Entfernung von zwey englischen Seemeilen stiegen drey große Felsen von einer sonderbaren Gestalt, alle drey einander sehr ähnlich, aus der See hervor. Er nannte sie **die drey Brüder**.

Nach so vielen vergeblichen Fahrten nach Süden, faßte **Mears** nun den Entschluß, nach Norden zurück zu kehren, um nach dem großen Sunde zu steuern, aus welchem ihnen, kurz vor ihrer Abreise aus **Port Cox**, so viele Einwohner entgegen gekommen waren. Der **Kaiserliche Adler** hatte hier schon einen Ankerplatz gefunden. Dieses bewog den Kapitain um so mehr, ein geräumiges Boot auf Kundschaft auszuschicken.

Den 10. Julius näherten sie sich dem hohen Lande, welches das östliche Ufer der Straße **Juan de Fuca** bildet, und bey Sonnenuntergang sahen sie das Vorgebirge, welches den östlichen Eingang des unweit **Port Cox** gelegenen Sundes ausmacht. Sie nannten es **Cap Beale**. Den 11ten waren sie auf der Höhe des Sundes,

um dessen Mitte verschiedene hohe mit Waldungen versehene Inseln lagen. Das abgeschickte Boot kehrte nun zurück, um sie in einen bequemen Hafen zu führen. Eine Menge Eingeborner, die ihnen in Kanots entgegen kamen, brachten Fische und wilde Beeren. Ihre Heimath war ein großes Dorf auf dem Gipfel eines hohen Bergs. Sie nannten den Hafen **Port Effingham**. Der Sund hatte schon den Namen **Barclay-Sund** (von dem Befehlshaber des **Kaiserlichen Adlers**), er ist groß, und enthält viele zerstreute bewaldete Inseln. Am festen Lande liegen Dörfer, von angenehmen Bächen umringt, in welchen die Einwohner Lachse in großer Menge fangen, die sie als Wintervorrath aufbewahren. Der Hafen kann hundert Schiffe vor Sturm schützen.

Am 13ten wurden sie von einer Menge Eingebornen besucht, welche Pelze zum Verkauf und viele Lachse, wie auch Waldfrüchte, mitbrachten. Kein Oberhaupt begleitete sie.

Mears war bey schönem Wetter in einer sehr guten Lage, ruhete hier und rüstete ein Boot von dreyzehn Mann aus, um Nachricht von der umliegenden Gegend und den Bewohnern der **Shoalwater-Bay** einzuziehn. Der Mangel an Mannschaft nöthigte ihn, zu seiner Sicherheit alle Kanonen aufzupflanzen, und den Eingebornen das an Bord treten zu verbieten. Am 20sten kam das abgeschickte Boot schon zurück. Alle auf denselben waren verwundet; einige darunter, und selbst der Offizier, hatten tödtliche Hiebe bekommen. Es war ein hitziges Gefecht zwischen

ihnen

ihnen und den Einwohnern der um die Meerenge liegenden Küsten vorgefallen, welches diese Wunden geschlagen, und ihre schleunige Rückkehr veranlaßt hatte. Die Wilden waren der angreifende Theil. Sie kamen in zwey Kanots heran, die mit 40 bis 50 ihrer auserlesensten Krieger versehen waren, und enterten das Boot. Einige andre Kanots blieben in einer kleinen Entfernung, um das Gefecht zu unterstützen, und vom Ufer her fiel ein beständiger Stein- und Pfeilregen auf die Mannschaft. Nachdem der Anführer erschossen war, retteten sich die übrigen.

Das Boot war schon dreyßig Seemeilen in der Meerenge de Juca aufwärts geschift, und hatte sie daselbst gegen funfzehn Seemeilen breit gefunden. Auf dem Rückwege aus der Meerenge begegnete ihnen ein kleines Kanot mit zwey Unterthanen des Wikananisch, die ihnen Fische und zwey eben abgeschuittene blutige Menschenköpfe zum Verkauf brachten. Die Köpfe waren von zwey Unterthanen des Tatutsch, dem Wikananisch kürzlich den Krieg erklärt hatte.

Mears machte Anstalt zur Rückkehr nach König Georg'ssund, verließ am 21sten den Hafen Effingham, und war um Mittag auf offner See außerhalb des Sundes.

Barclay'ssund ist lange nicht so weitläuftig wie Nutka, und enthält dennoch viele schöne Ankerplätze. Die Küste ist überall mit Schiffbauholz bewachsen.

Den

Den 26sten warfen sie wieder Anker in Friendly Cove, in König Georg's sund, und trafen ihre zurückgebliebenen Reisegefährten vollkommen gesund an. Das kleine Fahrzeug war beynahe fertig, und eine Menge Pelzwerk in der Abwesenheit des Mears erhandelt worden. Maquilla und Kallikum hatten beyde ihr Versprechen gehalten, und sich überaus wachsam und gefällig bewiesen. Das Haus war durch eine Pallisade von starken Pfählen gegen jeden Angriff der Eingebornen gesichert, und hatte, durch seine zweckmäßige Einrichtung, das Ansehen eines kleinen Schiffswerfts, welches die Nutkaner in kein geringes Erstaunen versetzte. Sie konnten es gar nicht glauben, daß diese Masse von dem Gerüste würde fortgeschaft werden können. Am sorgfältigsten betrachteten sie die Werkstätte der Schmiede, und ließen zuletzt gar ihr rohes Eisen daselbst verarbeiten. Die ganze Woche hindurch wurde an dem Bau gearbeitet; den Sonntag ließ Mears immer feyern. Dieser bestimmte, immer wiederkommende Festtag, an welchem gar kein Geschäft vorgenommen wurde, und jeder Handwerker sich so reinlich wie möglich kleidete, war den Eingebornen räthselhaft. Man belehrte sie hierüber, und Mears konnte sich bey dieser Gelegenheit über ihre Religionsbegriffe belehren.

Mears beschloß, in wenig Tagen nach dem Hafen Cox zu gehen, und bey Wikananisch noch einen Handelsbesuch zu machen. Er hatte auch schon das möglichst kostbarste Geschenk, einen kupfernen Theekessel, in Bereitschaft. Ein

Auf-

Aufruhr, dessen Urheber der abgesetzte Bootsmann und die besten Matrosen im Schiffe waren, verhinderten sein Vorhaben. Sie versuchten es nemlich auf alle mögliche Weise Waffen in die Hände zu bekommen, um des Abends den wachhabenden Offizier zu ermorden. Zum Glück erreichte der Offizier die Kajüte, in welcher die Waffen befindlich woren, eher als die Aufrührer, und rettete sich durch seine Schnelligkeit. Der Bootsmann und viele Matrosen gingen mit großen Planen schwanger, die das Verderben des Kapitains und des braven Theils seiner Mannschaft unausbleiblich würden nach sich gezogen haben, wenn ihn nicht hier, wie schon in mancher andern kritischen Lage, seine Rechtschaffenheit, sein überlegner Muth, und seine praktische Weltklugheit gerettet hätten. Den Tag nach dem Aufruhr kamen Maquilla und Kallikum an Bord, um ihre Beyhülfe anzubieten. Der erstere bestand darauf, einige von den Aufrührern umbringen zu lassen, und konnte nur mit Mühe von den Kapitain zurückgehalten werden. Er hatte die Matrosen als Sklaven der Engländer betrachtet. Kallikum verfuhr mit mehr Mäßigung; und, nachdem er erfahren hatte, daß Mears die Aufrührer aus dem Schiffe verwiesen hatte, bat er um die Erlaubniß, sie in sein Haus nehmen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde ihm bewilligt, und die Matrosen mußten hart für ihre Empörung büßen, indem sie nun Sklavendienste in Nutka verrichteten.

Am 6. August sahn sie auf offner See die Prinzeß Royal, verloren sie aber bald wieder

aus dem Gesicht. Am 7ten gieng es ihnen eben so. Hierauf beschloß Mears seinen Lauf nach dem Hafen Cox zu richten; weil er fürchtete, die Prinzeß Royal möchte vor ihn nach Wikananisch's Ufern kommen.

Vor seiner Abreise befestigte der Kapitain seine Freundschaft mit dem Maquilla und Kallikum wieder durch Geschenke; vorzüglich aber, indem er sie mit Feuergewehren zu einem bevorstehenden gefährlichen Kriege, gegen ein benachbartes Oberhaupt, versah. Er bat sie zu gleicher Zeit auf das dringendste, ihre Kriegsgefangnen nur zur Sklaverey zu verdammen, und nicht, wie gewöhnlich, zum Tode. Sie versprachen ihm die Erfüllung seiner Bitte; aller die Hitze der Schlacht machte sie die Menschlichkeit und ihr gegebenes Wort vergessen. Maquilla hatte 20 Kriegskanots, davon jedes 30 starke junge Leute führte. Komekela kommandirte zwey Bote. Sie stießen in feyerlicher Ordnung, mit Gesang, vom Ufer ab; die Anführer in Seeotterfellen gekleidet, und das ganze Heer mit rothem Ocher bemalt, der mit glänzendem Sande bestreut war.

Mears gab seinen Leuten die nöthigen Verhaltungsbefehle, und verließ den Sund, um nach den Hafen Cox zu reisen.

Am 10ten kamen sie in den Hafen Cox an. Sie erfuhren daselbst, daß Wikananisch seinen Winteraufenthalt bereits bezogen hatte, und schickten ein Boot mit Geschenken an denselben ab. Das Boot kam den 13ten nach Klioquatt (so hieß die erwähnte Winterresidenz). Die Häuser

in

in der Residenz sind prächtiger als in den gewöhnlichen Dörfern. Die Einwohner waren mit mancherley Arbeiten beschäftigt, welche sämmtlich dahin abzweckten, sich den Winter erträglicher zu machen. Sie packten Fische in Matten, zerschnitten Wallfische in Scheiben, um aus dem Fette Thran zu schmelzen, welches sie in Seehundsfelle füllten. Sobald der Winter einmal da ist, sind sie unthätig und schwelgen, bis er vorüber gegangen. Wikananisch nahm die Geschenke mit vielem Vergnügen an, und hatte vorzügliche Freude an dem schönen Theekessel und zwölf Degen mit messingenem Gefäß. Das Boot hatte mit dem Handel viel gewonnen, und war mit dem Empfange bey Wikananisch sehr zufrieden. Den 18ten ließ Mears noch ein Boot nach der Stadt gehen, durch welches er dem Wikananisch Geschenke von der abentheuerlichsten Gattung sandte (unter andern, einen mit Kupfer besetzten Stock und den Helm eines Destillirkolbens) ohne Gegengefalligkeiten annehmen zu wollen. Das Boot kam am 19ten mit der Nachricht zurück, Wikananisch würde am folgenden Tage den Mears besuchen, und bitte ihn, seine Abreise deshalb zu verschieben. Der Besuch erfolgte wirklich, wie er versprochen hatte. Wikananisch erschien in Begleitung seines Bruders, seiner beyden Söhne, dreyer von seinen Weibern, und einer Menge Einwohner, die Felle mitbrachten. Er beschenkte die Engländer mit einigen sehr kostbaren Seeotterfellen, und nahm ein Paar Flinten und eine Quantität Ammunition an. Einer von seinen Söhnen, ein junger Mensch von schöner und geistvoller Bildung,

dung, äußerte den lebhaften Wunsch sie zu begleiten; aber Mears war durch das Beyspiel des Tianna, der bey seiner Abreise seinen Landsleuten so viel Kummer verursachte, von jeder ähnlichen Unternehmung abgeschreckt.

Den 20sten August gegen Abend reisten sie ab, und waren am 24sten in König Georg's sund. Sie fanden ihre in Nutka zurückgelassenen Leute mit dem Schiffbau beschäftigt.

Am 26sten sahen sie ein Schiff in der See vor dem Eingange des Hafens, und am 27sten ging es in Friendly Cowe vor Anker. Es war die längst erwartete Iphigenia. Der Tag der Zusammenkunft ward gefeyert. Tianna war völlig geheilt, zur großen Freude des Kapitains, und des Matrosen, der sich auf einem der Schiffe befand; er hatte die Liebe aller Menschen, die ihn kannten. Er freute sich sehr bey der Erblickung des Mears; aber diese Freude verschwand gegen das unbeschreibliche Entzücken, in welches er bey der Nachricht gerieth, daß er in kurzem nach den Sandwichinseln würde zurückkehren können.

Den 27sten zogen Maquilla und Kallikum, und ihr kleines Heer, mit Siegesgeschrey in den Sund ein. Sie waren in erbeuteten Seeotterfellen gekleidet, hatten alle von den Engländern erhaltene Ammunition verschossen, und in Körben einige Köpfe von Erschlagnen mitgebracht. Tianna verabscheute die barbarischen Sitten der Nutkaner.

Die Sandwichinsulaner sind ungleich kultivirter als die Nordamerikaner. Die Ersteren halten viel

viel auf Reinlichkeit, indeß die andern mit den unflätigsten Thieren wetteifern können. Der Nordamerikaner ißt Menschenfleisch; zu Sandwich schlachtet man niemals Menschen, es sey denn als Opfer für die Götter.

Die Iphigenia, welche von Cooksfluß bis nach König Georg'ssund der Küste beständig gefolgt war, hatte dem Mears die unleugbarsten Beweise vom Daseyn eines großen nördlichen Inselmeeres gegeben, und ihm neuen Muth zur Unternehmung der Reise gemacht. Er machte nun den Plan, daß die Felice die Rückreise nach China antreten, und die Iphigenia mit dem neuerbauten Schiffe zurückbleiben sollte, um die Handelsprojekte weiter auszuführen.

Am 7. September meldeten ihnen Maquilla und Kallikum, daß sie in wenigen Tagen mit ihrem ganzen Gefolge den Winteraufenthalt wieder beziehen würden, nahmen unter vielen Freundschaftsversicherungen Abschied, versprachen ihnen Hülfe zur Beförderung des kleinen Fahrzeugs, und erhielten eine Flinte, etwas Pulver und Bley zum Geschenk. Als man es ihnen deutlich machte, daß die Engländer nach Verlauf einiger Monate mit vielen von ihren Landsleuten wieder kommen, und ihre Sitten daselbst einführen würden, bezeigten sie große Freude. Maquilla huldigte dem Mears sogleich, indem er seine Kleider ablegte und sie diesem anzog. Kallikum gab viele Aufträge, und wünschte vorzüglich Kleidungsstücke. Auch die Damen hatten dem Offizier und den Matrosen eine Menge Commissionen anvertraut. Aber zum Unglück fiel das Schiff Argonaut, welchem in der

Folge alle Geschenke übergeben wurden, den Spaniern in die Hände. Komekela verließ den Sund ohne Abschied zu nehmen, und wurde also nicht beschenkt. Er zeigte sich tückisch und undankbar.

Mears hatte zu viel Mitleiden mit den rebellirenden Matrosen, um sie gelassen die Reise nach dem Winteraufenthalt der Wilden wieder antreten zu sehen. Auf ihre demüthige Bitte nahm er sie zu sich, und vertheilte sie vorsichtig unter der Mannschaft.

Den 20. September sahen sie ihr neues Fahrzeug fertig vom Stapel zu laufen, zogen die englische Flagge auf dem Hause am Ufer und auf dem Fahrzeuge zugleich auf, und gaben ihm den Namen Nordwestamerika. Maquilla, Kallikum, Tianna, und eine Menge Amerikaner, standen in gespannter Erwartung da, und konnten nicht begreifen, wie dieses ansehnliche Fahrzeug würde können in das Meer geschoben werden. Auf das Signal eines Kanonenschusses lief es mit Pfeilgeschwindigkeit in das Meer, und ging neben der Iphigenia und Felice vor Anker. Dem Tianna schienen alle dabey vorfallende Operationen Zauberwerke. Er klopfte in die Hände, und rief zu wiederholten Malen das Wort: Maitai! Maitai! aus, welches in seiner Sprache der Ausdruck des höchsten Beyfalls und der Bewunderung ist.

Den 24. Septemb. war auch die Felice zur Abreise bereit. Dem Kapitain Douglas (mehrmals erwähnter Befehlshaber der Iphigenia) ward auch die Nordwestamerika untergeordnet, und

und Tianna sollte mit der Iphigenia seine Reise nach den Sandwichinseln antreten, wo Douglas den Winter zubringen wollte. Gegen Abend kamen die Offiziere der Iphigenia und Nordwestamerika am Bord der Felice, und nahmen Abschied von Mears. Beyde Theile waren sehr gerührt. Die Felice lichtete die Anker, und hatte, ehe es finster ward, den Nutkasund fast aus dem Gesichte verloren.

Der Theil der Küste, welchen Mears etwas genau kennen gelernt hatte, liegt zwischen 45° und 62° N. B. und zwischen 205° und 237° O. L. von Meridian von Greenwich.

Der zahlreiche Stamm, welcher Nutkasund bewohnt, ist nicht so ungesittet wie seine nördlichen Nachbarn. Maquilla ist der Fürst dieses Bezirks, der sich nach Norden bis an das Cap St. James in 52° 20' N. B. 228° 50' O. L. von Greenwich erstreckt. Dieses Cap ist die Südspitze einer großen Inselgruppe, welche den großen nordischen Insulanern gegen den stillen Ozean zur Gränze dient. Nach Süden hin erstreckt sich Maquilla's Herrschaft bis an die Inseln des Wikananisch. Zu den mächtigen von untergeordneten Würden gehörten Kallikum und Hanapa. Der erstere erzählte, daß mehrere volkreiche Dörfer gegen Norden zu, der Aufsicht der nächsten weiblichen Verwandschaft von Maquilla und Kallikum anvertraut wären, nämlich ihren Großmüttern, Müttern, Tanten, Schwestern u. s. w.

weil der Fürst aus politischen Gründen die Brüder, Söhne, und andre männliche Angehörigen in seiner Nähe behält.

König Georgs'sund zählt etwa drey- bis viertausend Menschen; zwey andere geringere Dörfer im Sund, etwa funfzehnhundert; das Dorf Nutka, ohngefähr zweytausend. Die ganze Anzahl von Maquilla's Unterthanen übersteigt nicht zehntausend.

Der Landstrich des Wikananisch gränzt gegen Süden an König Georg'ssund, innerhalb dessen die Oberhäupter Detutsch und Hanna, auf zwey kleinen unabhängigen Inseln, etwas nördlicher als Port Cox, woselbst Wikananisch einen glänzendern Hof als alle seine Nachbaren hält. Die Namen der verschiednen dem Wikananisch zugehörigen Dörfer sind: Kenoumahasat, Uth-u-will-ett, Chaisset, Elesoit, Quuquaet, Lee-cha-ett, Equolett, How-schuo-se-lett, E-lolth-it und Nittanatt. Seine Unterthanen belaufen sich auf 13,000 Seelen, ein kühnes, unternehmendes Volk, von starkem Körperbau, den Bewohnern von König Georg'ssund überlegen, und nicht so barbarisch als die Unterthanen des Tatutsch. Tatutsch (Tatooche) wohnt auf der Insel, die seinen Namen führt, am südlichen Vorgebirge des Eingangs in Juan de Fuca's Straße. Die Insel hat etwa 5000 Einwohner. Das Gebiet dieses Oberhaupts erstreckt sich bis Queenhythe. Die Namen der Dörfer, welche südwärts von Queenhythe liegen, sind: Chanutt, Clanamult, Chee-mee-sett, Lo-the-att-scheeth, Lu-nee-chett, Thee-wich-e-rett, Cheesett, Linoquoit, Nook-my-ge-mat, Amuo-skett,

Nuisset-

Nuisset-tuch-saub, Quoit-see-noit, Nanui-chett, Chu-a-na-skett.

Das ganze Amerika wird von unermeßlichen Gebirgsketten und undurchdringlichen Wäldern umgeben. Die Gipfel der Gebirge werden von scharfen hervorstehenden Felsstücken gebildet, die mit Schnee bedeckt sind. Das Klima vom Cap St. James an nach Süden hin, ist milder als an der östlichen Seite unter gleichen Graden der Breite. Der Winter fängt daselbst im November mit starken Regengüssen an; im Januar der Frost, aber auch nur gemäßigt; denn der ganze Sund ist niemals mit Eis bedeckt. Im April verschwindet der Schnee, und die Pflanzen keimen. Frühling, bis zum Junius, in welchem Monate die Waldfrüchte schon reif werden. Nordwärts von König Georg'ssund ist die Kälte strenger und von längerer Dauer, wie sie gegen Süden hin verhältnißmäßig abnehmen muß, so daß man hier südwärts von 45° N. B. wahrscheinlicherweise einen der angenehmsten Himmelsstriche wird genießen können.

Das Queckſilber im Thermometer stand um die Mitte des Sommers oft auf 70°; des Abends fiel fiel es selten unter 40°. Der Südostwind bringt Regen und rauhe Kälte; der Nordwestwind, heiteres Wetter, ob er gleich ebenfalls kalt ist.

Im Bezirke Nutka liegen mehrere Häfen, in welchen Schiffe von der ersten Größe vollkommen sicher sind.

Mears hat nirgends einen ansehnlichen Fluß gefunden, sondern überall nur kleine Bäche, die von Regengüssen oder dem Schnee der Gebirge entsprungen waren.

Die Pflanzen- und Thiergattungen im Bezirke von Nutka wurden von Mears und seinen Leuten, aus Mangel an gelehrten Kenntnissen, nicht hinlänglich untersucht. Unter den Bäumen in den Waldungen von Nutka bemerkten sie die schwarze und weiße Sproßtanne (pirus canadensri), die Fichte und Cypresse, nebst einer Menge anderer Arten, die zum Schiffbau, wegen ihrer Länge und Härte, sehr tauglich sind. Vorzüglich in König Georg'ssund, und in den Häfen Cox und Effingham, haben die Bäume den stärksten Wuchs, und können zu Masten von jeder Größe dienen.

Auf den felsichten Inseln und in Wäldern fanden sie wilde Erdbeeren in Ueberfluß; auch schwarze Johannisbeeren und Stachelbeeren, die aber nur an einigen Stellen Frucht tragen wollten. Sie hatten überdies eine Art Himbeeren von außerordentlich gutem Geschmack, die auf einem größern Strauch als unsre europäische Himbeere wächst, und keine Dornen hat; die Frucht selbst ist so zart, daß ein Regenschauer sie ganz vom Stengel schwemmt. Noch eine andere Art Früchte, die in Gestalt, Größe und Geschmack mit den Johannisbeeren Aenlichkeit hat, wächst in großer Menge auf ziemlich hohen Bäumen, und ist eine Lieblingsnahrung der Eingebohrnen, welche sie im Junius und August einsammeln. Um diese Zeit reift auch eine Art rothe und weiße Brambeeren, welche die unsrigen an Größe und Geschmack weit übertreffen,

und die Mahlzeiten schmackhafter und heilsamer machen. Von der rothen Frucht machten sie einige kleine Fässer voll mit Zucker ein, die sich mehrere Monate hielten, und auf der See von großen Nutzen waren. Wildes Lauch wächst überall in großer Menge, wie auch eine große Anzahl von verschiednen eßbaren Wurzeln, davon einige wie Seespinnt schmeckten. Die Eingebornen essen frische Nesselspitzen bis zum Uebermaaß. Sie ziehen der Pflanze, wenn sie noch jung ist, die äußere Haut ab, und verzehren das Uebrige roh. Gegen die See zu fanden sie häufig wilden Waizen oder das Gänsegras. Die Wälder waren allenthalben mit wilden Rosen und Eglantierrosen durchwebt, die sehr wohlriechend sind. Auch fanden sie das Anthericum mit orangefarbner Blüthe und viele andre Pflanzen.

Von den vierfüßigen Thieren findet man dort Hirsche, Pakkuns oder Waschbären (Ursus lotor LINN), Marder, Eichhörnchen und Füchse. Die Hirschart, womit die hiesigen Fürsten sie beschenkten, war sehr klein; sie haben aber auch eine sehr große Art mit zackigen Geweihe, die zu den Muus (Moose) oder Elendthieren gehört. Die Füchse sind häufig und von verschiednen Farben: einige gelb, mit langen, weichen, schönen Haaren; andre schmutzigroth, und eine dritte Art aschgrau. — Die Marder gleichen an Größe und Gestalt den Kanadischen; aber ihr Pelz ist nicht so stark und folglich nicht so kostbar, als der von den dortigen. Es giebt noch eine andre Art, mit so grobem Haar, daß selbst die Eingebornen wenig oder gar keinen Werth darauf setzen. Das Hermelin ist sehr sel-

ten, mehr gelblich von Farbe, und nicht so schön weiß, als die wir in Europa hoch schätzen. Waschbären (Raccoons) und Eichhörner giebt es wenig. Während ihres Aufenthalts an der Küste sahen sie nur zwey Biberfelle, aber sehr schön. Die Eingebornen erzählten ihnen viel von den Bären, die sich in großer Anzahl in ihren Wäldern befänden. Sie beschrieben ihre fürchterlichen Kämpfe mit diesen Thieren; die Engländer konnten aber niemals einen sehn, wenn sie auf die Bärenjagd ausgingen. Sie sahen auch viele Felle von Thieren, die sie niemals lebendig gewahr werden konnten. Vielleicht haben sie diese auch nur durch Tauschhandel mit andern Stämmen bekommen. Das wilde Schaaf oder Bergschaaf bewohnt zwar die nördlichere Gegend der Küste, kommt aber nicht so weit nach Süden, als der Bezirk von Nutka; wenigstens sahen sie weder das Flies noch die Hörner, deren sich doch die Bewohner von Prinz Wilhelmssund und am Cooksfluß so allgemein bedienen.

Die See an diesen Küsten ist reich an allerley Thieren, z. B. Wallfischen und Kashelotten, Nordkapern, schwarzen und weißen Meerschweinen, Robben, Seelöwen, Wallrossen, Flußottern und, vor allen andern, Seeottern. Im Sommer sahen sie längs der Küste hin Wallfische in zahlreicher Menge, und waren oft Zeugen der fürchterlichen Gefechte zwischen ihnen und dem Schwerdtfisch. Die Eingebornen ziehen, wenn sie auf den Wallfisch fang gehn, die kleinen mit dem Höcker auf den Rücken vor, weil sie leichter zu tödten sind. Aus eben dem Grunde jagen sie auch die Seelöwen und

Walrosse. Die unzähligen Seehunde oder gemeine Robben, werden ihnen leicht zur Beute, und das Fleisch derselben ist ihnen eine leckere Speise. Das harthaarige Fell ist silberfarben mit schwarzen Flecken. — Der Seelöwe und das Wallroß sind südwärts sehr selten, weiter nach Norden in großer Menge. So viele Wallfische sich aber auch in der Nähe von Nurka befinden, so ist ihre Anzahl doch nicht mit den nördlichen Küsten zu vergleichen.

Die Seeotter bewohnt, wie Mears glaubt, alle Theile der Nordwestküste von Amerika, die zwischen 30° und 60¹ N. B. liegen. Ihr Pelz ist der schönste in der Welt, da er die glänzendste Schwärze und jede andre auszeichnende Schönheit hat. Er wärmt so außerordentlich, daß er in kalten Gegenden die köstlichste und vorzüglichste Kleidung abgiebt. Wegen seines prächtigen Ansehens ist er besonders zum Putz geschickt. Auch die Küsten von Japan und China, zumal am gelben Meere und in der Nähe von Korea, werden von Seeottern besucht; weiter gegen Süden hin sieht man sie nicht. Sie nähren sich von Fischen, und sind darin den Flußottern ähnlich, daß sie auf dem Lande und in Wasser leben können; sie unterscheiden sich aber dadurch, daß die See ihr Lieblingsaufenthalt ist. Man siehet sie manchmal viele Meilen weit vom Lande, auf der Oberfläche des Wassers, auf dem Rücken liegen und schlafen, indeß die Jungen ihnen auf der Brust ruhen. Die Jungen können nicht schwimmen, bis sie einige Monate alt sind; die Mutter muß sie also auf eine besondre Art mit sich in See nehmen, und sie dann

wieder in ihren Aufenthalt am Lande oder in Felsenhöhlen zurückschleppen. Wie sie mit den Jungen auf der Brust schlafen, so hat man sie auch wirklich mit ihnen auf dem Rücken schwimmen sehen. Werden sie alsdann vom Jäger eingeholt, so stirbt die Mutter allemal mit den Kleinen; denn nichts kann sie im Augenblick der Gefahr von diesen losreißen. Der Bau ihrer Lunge ist so beschaffen, daß sie niemals länger als zwey Minuten unter Wasser bleiben können. Dieser Umstand giebt ihren Verfolgern einen wichtigen Vortheil, wiewohl die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher sie schwimmen, den Jäger öfters ermüdet. Die Vordertatzen des Thieres sind denen der Flußotter ähnlich, aber größer und stärker. Die Zehen der Hinterfüße sind mit einer Schwimmhaut verbunden, welche, wie die Vorderfüße, mit harten Borsten dicht besetzt ist. Das Maul enthält eine Reihe fürchterlicher Zähne, dergleichen man in wenig andern Thieren findet. Die Schönheit des Fells steht mit dem Alter der Thiere in Verhältniß. Die Jungen haben in den ersten Monaten ein langes, grobes, weißes Haar, welches den feinen Flaum oder das darunter liegende Wollhaar bedeckt. Die Eingebornen pflegen oft dieses grobe Haar auszurupfen, und dann kommt der Pelz vom schönsten Braun und von Sammetweiche zum Vorschein. Mit dem zunehmenden Alter fallen diese Haare von selbst aus, und der Pelz wird schwärzer, bleibt aber noch kurz. Das völlig erwachsene Thier ist von glänzender Agatschwärze, und wird immer schöner; der Pelz wird rauher, dichter, und hat nur noch wenige einzelne zerstreute weiße Haare. Ueber diesen Punkt der Vollkommenheit

menheit hinaus, im höhern Alter, wird der Pelz matt und dunkelbraun, und verliert folglich an seinem Werth. Wahrscheinlich verändern die Seeottern jährlich ihre Pelze, so daß die alten Haare ausfallen und neue ihre Stelle ersetzen; denn die im Winter getödteten Seeottern waren ungleich schwärzer und in jedem Betracht vollkommner, als die man im Sommer und im Herbste fieng. Die Chineser theilen die Seeotterfelle in acht oder zehn Klassen, für deren jede sie einen verhältnißmäßigen Preis bestimmen, ohne auf die Meynung der Engländer über die Pelze Rücksicht zu nehmen. Das Männchen der Seeotter ist ungleich schöner als das Weibchen, und zeichnet sich durch schönere Agatschwärze und Sammetartigkeit des Haares aus. Das Weibchen hat an Kopf, Brust und Bauch einen weißen, aus groben Haar bestehenden Pelz. Die Felle, die am höchsten im Preise stehen, haben Kehle und Bauch mit sehr vielen glänzenden Silberhaaren durchschossen, indeß der ganze übrige Pelz sehr weich und schwarz ist, und aus Haaren von der äußersten Zartheit vom Seidenglanze besteht. In diesem Zustande ist das Seeotterfell unter allen Pelzwerk zur Kleidung das köstlichste. Doch will man in China behaupten, daß die Felle der Seeottern, die man in dem Meere zwischen Japan und Korea fängt, die russischen und nordwestamerikanischen übertreffen. Die Eingebornen von Amerika fangen diese Thiere ohne viele Mühe, weil sie an ihren Küsten so überaus zahlreich sind. Von der Flußotter, oder Kapukka, wie sie bey den Nutkanern heißt, die man auch in Kanada findet, ist die Seeotter sehr verschieden, und ihr sowohl an Gestalt, als Größe und Pelz, weit vorzuziehen.

Die

Die Vögelgattungen an der amerikanischen Küste sind nicht sehr zahlreich. Die Engländer sahen daselbst die Krähe, die Aelster, den Krammtsvogel, den Specht, den Zaunkönig, den Eisvogel, die gemeine Lerche, den Regenpfeffer, den Habicht und den weißköpfichten Adler; zuweilen, doch selten, läßt sich auch die Waldtaube sehen. Ungleich zahlreicher waren die Wasservögel, dahin gehören: die gemeine Möwe, der Wasserrabe, verschiedne Arten von Enten und Tauchern, der Seepapagey und viele andre.

Die Fische, welche sich in zahlreicher Menge, sowohl an der Küste, als im Sunde befinden, bestehn in Heiligbutten, Heringen, Sardinen, Silberbrassen, u. s. w., die sie alle theils selbst gefangen, theils bey den Eingebornen gesehen haben. Im Frühlinge besuchen die Heringe und die Sardinen diese Küste in ungeheuern Zügen. Die Heringe sind im Durchschnitt kleiner als in den Meeren, welche England umgeben. Die Zeit der Fischerey ist im Julius und August. Die Lachse fängt man auch im September noch, zwar nicht in solcher Menge, wie die andern Fische, aber ungemein wohlschmeckend. Hayfische und Heiligbutten giebt es wenige. Der Kabeljau ist von der besten Sorte. Den großen Kalmar oder Tintenfisch betrachten die Einwohner als einen seltnen Leckerbissen, und verschlingen ihn roh. Die Miesmuscheln sind groß, und enthalten viele kleine Saatperlen, von der Größe eines Stecknadelkopfs, ungestaltet und von schlechtem Wasser. Die kleinen Seekrabben sind häufig und wohlschmeckend.

Die einzigen kriechenden Thiere sind eine Art brauner Schlangen, etwa achtzehn Zoll lang, und sehr leicht zu verscheuchen. Moskitos oder Mücken, Schmetterlinge von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, Bienen, Fliegen und viele Arten von Nachtvögeln sind häufig.

Die Klumpen von reinem, gediegnen Kupfer, welche Mears bey den Eingebornen sah, beweisen, daß dieses Metall in den benachbarten Gebirgen befindlich ist. Sie graben auch eine Art von grobem, rothem Ocher, womit sie Leib und Gesicht bemalen, der wahrscheinlicherweise metallische Theile enthält. Sie gebrauchen zu dieser Malerey auch eine schwarze Farbe, worüber sie einen glänzenden Sand streuen, den sie sehr hoch schätzen. Sie sammeln ihn aus einem weißlichen Felsengrunde, im Bett eines kleinen Bachs. Die Fasart war mit dieser glänzenden goldfarbigen Substanz durchädert. Brach man etwas von dem Gestein entzwey, so verschwanden die glänzenden Theilchen, und was übrig blieb, war schwarz und blättericht, erhielt aber, zu Pulver gerieben, denselben Schimmer. Als Halsgeschmeide tragen sie achteckige, vollkommen durchsichtige Stücke Bergkrystall; und gewöhnlich haben sie ein kleines Stückchen russisches Glas bey sich. Die Spanier eröfneten hier im August 1789 ein Bergwerk auf Hoy-Eiland (der Schweineinsel) in Friendly Cove, in König Georgssund. Ihre Bergleute mußten unabläßig arbeiten; aber kein Fremder durfte sich der Grube nähern.

Der größte Theil der Nutkaner ist stark, von Mittelgröße, hat breite, fleischige Gesichter, hohe,

hervorragende Backen, kleine schwarze Augen; die Nase breit und platt; dicke Lippen und schimmernd weiße Zähne. Die neugebornen Kinder werden nach Art der Chineser und Tataren behandelt. Die Mutter bindet den Kopf mit einer schmalen Binde, die mehreremale herum geht, bis an die Augen, um ihm eine eigne Gestalt zu geben. Die Kinder ertragen den Verband ohne Schmerzen, und werden dadurch sehr verunstaltet. Der Kopf wird einem Zuckerhut ähnlich, die Augenbraunen in die Höhe gezogen, die Nase flach und die Nasenlöcher gewaltsam von einander entfernt. Die meisten schielen. Mears hielt sie demohngeachtet nicht für eine häßliche Menschenraße. Die Frauenzimmer zupfen den Männern die Baarthaare aus, sobald sie hervorkeimen, und verrichten diese Operation, ohne ihnen den mindesten Schmerz zu verursachen. Im Alter lassen einige den Baart wachsen. Das Haupthaar ist dick, schwarz, glänzend, ansehnlich lang, wird auf den Scheitel in einen Knoten gebunden, oder hängt den Rücken hinunter.

Ihre Gliedmaßen sind stark und muskulös, aber krumm und misgestaltet; ihre Haut, wenn sie von Schmutz und Ocher gereinigt worden, ist blendend weiß. Die Weiber zeigen in diesem gereinigten Zustande eine schöne Gesichtsfarbe, und feine interessante Züge. Doch ist das Nutkaer Frauenzimmer größtentheils ekelhaft. Die Farbe der Haare und Augen ist schwarz, wie bey den Männern. Ihr Betragen ist keusch und sittsam, und Beyspiele vom Gegentheil sind hier nur selten. In König Georg'ssund gab es Weiber,

die

die allen Anerbietungen und Versuchungen widerstanden.

Die vorzüglichste Kleidung der Männer besteht entweder aus Seeotterfellen, oder aus einer Art von leinenen Kittel, den die Weiber von Baumrinde und Nesselfasern verfertigen. Sie tragen auch zuweilen Bärenfelle. Die Kleidung, welche sie aus Seeotterfellen machen, besteht aus zwey großen Fellen, die man auf einer Seite zusammennähet. Sie geht vom Halse bis an die Fußknöchel, unter den linken Arm und über die rechte Schulter, wo man sie vermittelst eines an die Felle festgenäheten ledernen Riemens zusammenknüpft, so daß beyde Arme frey bleiben. Das Kleid von Kiefern- oder Fichtenrinde nennen die Eingebornen einen Kotsack. Ihre Mütze ist kegelförmig gestaltet, mattenähnlich geflochten, und so dicht, daß sie Wasser hält. Auf ihr sieht man allerley gemalte Figuren von Vögeln und andern Thieren. Sie wird vermittelst eines ledernen Riemens unter dem Kinne zugebunden.

Bey feierlichen Besuchen wird der ganze Leib mit rothem Ocher beschmiert, und vorher mit Thranöl gesalbt. Die Malerey wird nach den Umständen abgeändert. Wenn sie in den Krieg ziehn, ist schwarz die herrschende Farbe, die in Streifen auf weißem Grunde angelegt wird. Die Männer durchstechen sich die Ohren. Einige befestigen kleine Riemen an den Löchern, woran sie die Stacheln des Stachelthiers, oder kleine Stücke Kupfer hängen. Doch lieben sie keine Zierrath so sehr als Knöpfe, die sie manchmal in so großer Menge anhingen, daß die Ohren bis zu den Schultern herunter-

untergezogen wurden. Auch den Nasenknorpel zwischen den Nasenlöchern durchbohren sie zuweilen, und hängen Stückchen Eisen, Kupfer oder Zinn von verschiedner Figur hinein. Am Handgelenke tragen sie eine Art Armbänder von Metall oder Leder, worauf Schnecken gereihet sind. Aehnliche Zierrathen werden an den Fußknöcheln befestigt, mit verhältnißmäßig größern Perlen oder Knöpfen. Die Weiber dürfen keine Seeotterfelle tragen, und vermeiden die Entblößung. Sie verfertigen sich Matten in Gestalt eines Hemdes ohne Ermel, die bis an die Fußknöchel gehen. Ueber den Kopf werfen sie eine Art Mäntel, die in der Mitte ein Loch haben. Diese bedecken ihre Arme, ohne die Bewegung zu verhindern. Sie tragen eine Mütze wie die Mannspersonen. Ihr langes, schwarzes Haar fällt den Rücken hinunter. Die einzige ihnen erlaubte Schminke ist die rothe. Wenige haben Nasen- und Ohrenschmuck.

Im Kriege tragen die Nutkaner einen dicken ledernen Kittel, oder eine Jacke von Elendshaut, an den Seiten und um den Hals in Fransen geschnitten, mit ledernen Quasten besetzt und allerley Figuren bemalt. Dieses Kleid gehet vom Halse bis an die Fersen, und ist stark, um den Pfeilen und Spießen der Feinde zu widerstehen. Zu diesem Kleide gehört noch eine Larve, die den Kopf eines Thiers vorstellt, und ziemlich geschickt von Holz, mit Augen, Zähnen u. s. w. gemacht ist. Sie tragen verschiedne Masken bey verschiednen Gelegenheiten, z. B. die dem Kopfe eines Seethiers ähnlich sind, werden nur gebraucht, wenn die Eingebornen auf die Jagd dieses Thiers aus-

gehn

gehn. Zum Kriegszug überziehn sie ihren ganzen Anzug mit großen Bärenfellen. Wenn sie sich Fremden zum erstenmal nähern, schmücken sie den Kopf mit Federn und Daunen, oder dem weichen Flaum von Vögeln.

Ihre Tracht täuscht den Fremden. Er hält sie für grausam und kriegliebend; allein der nähere Umgang lehrte den Mears, daß sie gutartig, höflich und gefällig sind, von Recht und Unrecht ziemlich richtige Vorstellungen haben, Gefühl für gerechte Vorwürfe zeigen, durch einander erwiesene Dienste Freunde werden, und sich durch kleine Gefälligkeiten einander gern verbindlich machen. Von einer andern Seite war ihr blutgieriger Appetit, ihr kannibalisches Gelüste nur allzuoffenbar. Sie blieben also zwischen Achtung und Abscheu gegen die Nutkaner getheilt.

Kallikum und Hanapa gaben ihre Abneigung gegen das Menschenfleischessen zu erkennen; sagten aber, es wäre Sitte unter ihrem Volke. Maquilla hing so leidenschaftlich an dieser Sitte, daß er monatlich einen Sklaven umbrachte, um ihn verzehren zu können. Er versammelt zu diesem Behuf eine große Menge Sklaven in seiner Wohnung. Die geringern Befehlshaber, welche zum Schmause eingeladen werden, verrichten die Vorbereitungsceremonien, singen ein Kriegslied, tanzen um das Feuer, und unterhalten es durch hineingegossenes Oel. Hierauf hascht Maquilla mit verbundnen Augen einen von den Sklaven, der sodann augenblicklich umgebracht, nach seinem Tode zerschnitten, und in Portionen unter die Gäste vertheilt wird, welche die Freude über ihre Ret-

tung durch lautes Geschrey ausdrücken. Kallikum selbst, der sich, wie bereits im Vorhergehenden erzählt, durch ein mit Menschenschedeln ausgestopftes Kopfkissen verdächtig gemacht hatte, zeigte sich in der Folge unschuldig. Die Menschenschedel waren vermuthlich von erschlagnen Feinden. Maquilla hingegen bewieß bey einer andern Gelegenheit seinen Blutdurst. Er hatte sich nämlich eines Tages durch einen Fall im Fuße verwundet, und wollte sich durchaus von dem englischen Wundarzte kein Pflaster auflegen lassen; sondern sog das Blut, welches aus der Wunde floß, begierig ein, strich sich den Wanst, und rief: „Klusch! Klusch!“ oder, „gut! gut!“ Als die Engländer ihre Verwunderung über diesen grausamen Geschmack äußerten, gestand er freywillig seine Liebe zu dem Menschenfleisch, und einige Mordthaten, welche er seit Kurzem zu diesem Endzwecke ausgeübt hatte. Mears drohete, und drohete ihm mit großem Ernst, daß er eine Wiederholung dieses gräßlichen Gastmahls nicht lange überleben werde.

Die Beschäftigungen der Männer in Nutka bestehen hauptsächlich in Fischerey und Jagd zu Lande und zu Wasser. Die Sklaven und die gemeinen Leute fangen Fische für das tägliche Bedürfniß; die Oberhäupter und Krieger erlegen ausschließungsweise Wallfische und Seeottern.

Sie tödten den Wallfisch mit großer Geschicklichkeit, und führen dieses ungeheure Thier leicht nach ihren Wohnplätzen. Wenn eine Wallfischjagd beschlossen wird, legt der Befehlshaber eine Kleidung von Seeotterfellen an, salbt sich über und

über

über mit Oel, schmiert sich den Leib mit rothem Ocher, und wählt die kühnsten und stärksten zu seinen Gefährten. Die Kanots, deren man sich zu dieser Jagd bedient, sind größer als die gewöhnlichen, und fassen achtzehn bis zwanzig Mann.

Das Harpun, womit die Eingebornen den Wallfisch und andre Seethiere, die Seeotter ausgenommen, stechen, hat eine eyrunde Figur, ist an den Seitenrändern und nach der Spitze zu geschärft. Das Schaft hat achtzehn bis achtundzwanzig Fuß Länge. An seinem Ende wird ein großer eingekerbter Knochen festgebunden, woran das Harpun, vermittelst lederner Riemen, befestigt wird. Es wird aus einer Miesmuschel gemacht, die man in ein drey Zoll langes Stück Knochen einpaßt, und woran man eine Schnur befestigt, welche aus den Sehnen gewisser Thiere gemacht und mehrere Klaftern lang ist. Dieses ganze Werkzeug wird dergestalt an den Schaft befestigt, daß dieser, sobald man das Thier gestochen hat, vermittelst daran sitzender großer aufgeblasener Robbenfelle oder Fischblasen, auf der Oberfläche des Wassers schwimmt. Der Befehlshaber wirft dem Wallfisch das erste Harpun in den Leib. Mehrere Kanots von gleicher Größe mit dem Seinigen, und mit Harpunieren besetzt, begleiten ihn. Sobald das Thier sich zum erstenmal verwundet fühlt, taucht es unter, und reißt den Schaft nebst allen Blasen mit sich in die See. Die Kanots folgen seiner Spur, und wo es wieder heraufkommt, stechen sie es von neuen. Hiermit fährt man so lange fort, bis der Wallfisch, wegen der vielen schwimmenden Blasen, nicht mehr untersinken kann, son-

dern ersaufen muß; und dann schleppt man ihn mit großem Lärm und Freudengeschrey ans Land. Dort wird er in Stücken zerschnitten. Man verzehrt einen Theil noch an demselben Tage, und theilt das Uebrige unter die Jagdgefährten aus.

Der Seeotterfang ist mühsam und gefährlicher. Zu diesem Vorhaben werden zwey sehr kleine Kanots in Bereitschaft gesetzt, in deren jedem sich zwey erfahrne Jäger befinden. Die Waffen sind Bogen nebst Pfeilen, und ein kleines Harpun. Das Harpun ist länger als das zum Wallfischfang taugliche, und so mit einschneidenden Wiederhaken gefiedert, daß es kaum aus dem Fleisch heraus gezogen werden kann, worein es einmal gedrungen. Es wird an den Schaft vermittelst einer Schnur von mehreren Klaftern befestigt, welche stark genug ist, um die Seeotter daran bis an den Boden zu ziehen. Die Pfeile sind klein, und haben eine knöcherne Spitze mit einem einfachen Widerhaken. Mit dieser Zurüstung gehen die Jäger zwischen die Felsen, um ihre Beute aufzusuchen. Bisweilen überraschen sie die Seeotter, wenn sie auf dem Rücken, auf der Oberfläche des Wassers, schläft. Können sie ihr alsdann nahe kommen, ohne sie zu wecken (welches freylich die äußerste Behutsamkeit erfordert), so ist es leicht sie mit den Harpun zu stechen und an das Boot zu schleppen. Hier aber entsteht zuweilen ein hitziges Gefecht zwischen dem Thier und seinen Verfolgern, die es oft mit den Klauen und Zähnen verwundet. Gewöhnlich ist die Methode, das Thier mehrere Stunden hindurch zu hetzen. Da die Seeotter nur eine sehr kurze Zeit unter Wasser zubringen kann, so besteht

die

die Geschicklichkeit der Jäger darin, ihr Kanot in derselben Richtung, in welcher sie unter Wasser fortgeschwommen ist, hinzurudern. Da aber das Thier viel schneller schwimmt als sie rudern können, so trennen sich alsdann die Kähne, um desto eher zum Treffen mit ihren Pfeilen zu kommen, wenn es wieder nach Luft heraufsteigt. Oft entgeht dieses schlaue Thier allen Gefahren.

Die Männchen und Weibchen der Seeotter vertheidigen ihre Brut mit wüthender Verwegenheit, reißen ihnen Pfeil und Harpun mit den Zähnen aus, und fallen selbst die Kanots an. Demohngeachtet werden sie in solchen Fällen allemal die Beute der Jäger. Es verstreicht kaum ein Tag, wo nicht viele **Nutkaner** auf den Seeotterfang ausgehen.

Der Robbe oder Seehund ist, wegen seiner Fähigkeit, lange unter Wasser zu bleiben, ebenfalls schwer zu fangen. Die Wilden bedienen sich daher der Larven von Holz, welche dem Robben treulich nachgebildet sind. Das Thier täuscht sich, kommt dem Boote nach, und wird das Opfer dieser Täuschung.

Die Verfertigung der Harpune, Schnüre, Angelhaken, Bogen, Pfeile, und andrer Geräthschaften, die theils im Kriege, theils im Frieden gebraucht werden, beschäftigt sie sehr, und sie beweisen bey solchen Gelegenheiten viel Kunstfertigkeit. Die Verfertigung der Kanots ist ihre mühsamste, und eine in der That merkwürdige Arbeit. Viele dieser Kähne fassen funfzehn bis dreyßig Menschen. Zur Ausführung bedienen

sie sich steinerner Werkzeuge, welche sie ebenfalls selbst bearbeiten. Sogar das Eisen, welches sie von den Engländern erhielten, verarbeiteten sie zu Handwerksgeräthen, und gebrauchten die von ihnen selbst gemachten Werkzeuge immer lieber als die englischen, die Sägen ausgenommen, welche ihnen ihre Arbeit augenscheinlich erleichterten. Unter andern machten sie aus dem Eisen ein Geräth, womit sie einen Baum geschwinder aushöhlten, als mit irgend einem von den Werkzeugen, welche ihnen die Engländer gaben. Zum Schmieden brauchen sie einen platten Stein statt des Amboßes, und einen runden, statt des Hammers, um das Eisen, wie es aus dem Feuer kommt, in eine Form zu schlagen, welche dem Kimmeisen des Böttichers ziemlich ähnlich ist. Dieses befestigen sie alsdann mit Schnüren, die sie aus Sehnen machen, an einen Stiel oder Griff, und schleifen die Ränder scharf. Die großen Kanots werden gewöhnlich auf der Stelle gezimmert, wo der Baum stehet, aus welchem man sie verfertigt; alsdann schleppt man sie an den Strand. Einige sind drey und funf Fuß lang und acht Fuß breit. In der Mitte sind sie am breitesten, und laufen am Ende spitz zu; allein der Schnabel ist gewöhnlich viel höher als das Hintertheil. Der Boden ist abgerundet und die Seiten sind ausgeschweift; folglich schwimmen die Kähne fest und sicher. Statt der Ruderbänke werden mehrere Hölzer von drey Zollen im Durchmesser in der Queere befestigt. Die Ruderer sitzen gewöhnlich auf den Fersen; nur zur Erholung dann und wann auf einem Schemel. Das Einschiffen geschieht mit Ord-

nung

nung und Behutsamkeit. Manches Kanot ist glatt polirt und angemalt, oder wunderlich mit Menschenzähnen ausgelegt, zumal am Schnabel und Hintertheil. An den Seiten sieht man zuweilen die Figur eines Drachen mit einem langen Schweif, den chinesischen Porzellainmalereyen ähnlich.

Nachdem sich die Engländer eine zeitlang in König Georg's sund aufgehalten hatten, fingen die Eingebornen an, sich Segel aus Matten zu verfertigen. Ihre Ruder sind schön geformt, mit Fischhaut glatt geschliffen, und etwa fünf Fuß sechs Zoll lang. Die Schaufel ist ungefähr zwey Schuh lang, lanzettförmig, oder wie ein Blatt zugespitzt, und die Spitze selbst auf einige Zoll verlängert, und einen Zoll breit. Am Ende des Stiels sitzt ein langes Queerholz, wie oben auf einer Krücke.

In der Kunst zu fischen haben sie es weit gebracht. Sie ziehen ihre eignen Angelhaken, von Fischknochen oder Muschelschalen, den englischen vor; die englischen Leinen fanden sie besser als ihre aus Wallfischsehnen oder Seetang verfertigten Schnüre.

Die Heringe oder Sardinen (Breitlinge) fangen sie durch eine achtzehn Fuß lange Stange, die eine sechs Fuß lange und zwölf bis vierzehn Fuß breite Schaufel hat, woran zu beyden Seiten eine Menge scharfer etwa drey Zoll langer Knochenspitzen befestigt ist. Sie werfen dieses Instrument ins Wasser, wenn der Zug von Fischen erscheint, und bringen gewöhnlich mit jedem

dem Wurf drey oder vier Fische herauf. Zu allen Verrichtungen dieser Art zeigen sich die Eingebornen sehr geschickt, und wenn sie in der Arbeit selbst begriffen sind, fehlt es ihnen weder an Thätigkeit noch an listigen Kunstgriffen; aber es kostet ihren Oberhäuptern Mühe, sie zu einer Wallfisch- oder Seeotterjagd zu bringen. Sie ziehen von Natur die Trägheit der Ehre vor. Auch die Weiber haben ihre angewiesenen Geschäfte. Sie müssen die Seeotterfelle putzen und in Rahmen ausspannen, für die Küche und den Haushalt Sorge tragen, des Nachts Wache halten, um die Männer vor plötzlichem Ueberfall zu schützen, und Speisevorrath für den Winter einsammeln. Ihre Geschäftigkeit zeigt sich vorzüglich, wenn die Männer von ihren kleinen Reisen zurückkehren. Alsdann laden die Weiber die Kähne aus, ziehen sie an den Strand, und bedecken sie gegen den Ungestüm des Wetters mit Fichtenzweigen. Sie versehen alle diese Geschäfte mit Hülfe ihrer Sklavinnen; außerdem erfüllen sie ihre ehelichen und mütterlichen Pflichten, und sind in der That zärtliche Mütter und liebreiche Gattinnen, in so hohem Grade, daß Mears versichert, Beyspiele von mütterlicher Liebe und von Achtung für ihre Ehemänner unter ihnen gesehn zu haben, deren auch die feinste Europäerinn sich — vielleicht nicht schämen dürfte.

Da sie ihre ganze Nahrung aus der See holen, so befinden sie sich zur Zeit des Frostes in großer Verlegenheit; doch sind sie vorsichtig genug, um alle Speisen, die sich aufbewahren lassen, für den Winter zu verwahren. So brei-

ten

ten sie z. B. im Anfange des Sommers in den Vertiefungen der Buchten und Bayen eine Menge Baumzweige aus, auf welchen sich der Fischrogen leicht ansetzt, streifen ihn sodann ab, und sammeln ihn sorgfältig in Fischblasen. Diese Art von Kaviar gehört zu ihren größten Leckereyen. Sie essen ihn mit Oel ohne weitere Zubereitung.

Mit den entferntern Stämmen leben die **Nutkaner** in beständigem Kriege. Diese unaufhörlichen Feindseligkeiten machen kriegerische Anstalten auch im Frieden nothwendig. Ihre Weiber müssen daher immer Wache halten, und sitzen gewöhnlich des Nachts um ein Feuer in großer Gesellschaft, wo sie einander Geschichten erzählen, und sich durch die Erinnerung der siegreichen Gefechte ihrer Landsleute und durch den Stolz auf die wackern Thaten ihrer Männer, die Zeit verkürzen. Ausserhalb des Hauses steht ein einzeluer Mann als Schildwacht auf einem Posten, wo er das geringste Geräusch im Wasser oder im Walde hören kann. Die Weiber geben oft Gelegenheit zu Krieg, sind aber wichtige Artikel bey einem Friedensschluß; indem die Oberhäupter von **Nutka** die Sitte haben, daß sie unter einander ihre Weiber austauschen. Statt aller Hochzeitgebräuche wird den beyderseitigen Anverwandten ein Fest gegeben.

Einige ungeheure Götzen stehen in den meisten Häusern, die aber weder angebetet noch gottesdienstlich verehrt werden. **Mears** konnte sich daher von ihren religiösen Meynungen gar kei-

nen Begriff machen, bis ihn folgender Zufall hierüber belehrte:

Auf die Frage: wie sie das Kupfer zuerst kennen gelernt hätten? antwortete die junge Hanapa, ein Knabe von ungewöhnlichem Scharfsinn, durch Geberden und halb verständliche Worte. Er legte nemlich eine Anzahl Stücke in geringer Entfernung von einander auf die Erde, und gab jedem einen besondern Namen; den einen nannte er seinen Vater, den nächsten seinen Grosvater, und die Uebrigen warf er auf einen Haufen in Verwirrung durch einander, um anzudeuten, daß es die Menge seiner Vorfahren wären, die er einzeln nicht zu nennen wußte. Auf diesen Haufen wieß er hin und sagte: zu der Zeit, da diese noch lebten, sey ein alter Mann mit einem kupfernen Kanot, der auch Ruder und alles übrige Zubehör, von diesem Metall gehabt habe, in den Sund gekommen. Er sey längs dem Ufer hingefahren, auf welchem sich die Einwohner alle versammlet hätten, um diese seltsame Erscheinung zu betrachten; und nachdem er eins von seinen kupfernen Rudern ans Land geworfen sey er selbst ausgestiegen. Dieser außerordentliche Fremdling habe ihnen hierauf erzählt: er komme aus dem Luftkreise oder Himmel (wohin der Knabe mit der Hand wieß), einst würde ihr Land verheert, und sie alle würden getödtet werden, aber um an dem Orte, von wo er gekommen sey, wieder aufzustehen. Dies erläuterte der junge Hanapa dadurch, daß er sich hinlegte, als ob er todt wäre, und dann schnell wieder aufsprang und das Schweben in der Luft nachmachte. Hierauf erzählte

zählte er ferner, die Leute hätten den alten Mann und sein Kanot genommen; seit der Zeit liebten sie das Kupfer so sehr. Die Bildsäulen in ihren Häusern scheinen, seinen Aeußerungen zu Folge, dazu bestimmt, die Gestalt und das Andenken des vom Himmel gekommenen Greises zu verewigen.

Mears hatte nun König Georg'ssund verlassen, und segelte bis zum 15. Oktober ohne ein merkwürdiges Ereigniß weiter. Er befand sich in der Breite der Ostspitze von O-waisi, und hatte zur Absicht, Parallel bis an diese Insel zu segeln, die er auch den 18ten erreichte. Es war noch früh am Tage, als er heranschiffte, und das dämmernde Licht des heranbrechenden Morgens machte die Fahrt desto reizender, je mehr die schöne Gegend, in welcher O-waisi liegt, dadurch gewinnen mußte. Die Gipfel des hohen Gebirges, Mauna Roah, in der Nordostgegend der Insel, ragten frey und heiter über den in Wolken eingehüllten Fuß der Berge hervor. Von dem Fuße an bis an den Rand des Meeres, erstreckte sich ein prächtiges Amphitheater von Dörfern und Pflanzungen. Das Gestade war dicht mit Menschen besetzt, die sich des kühlen Morgens wegen in bunte Gewänder gekleidet hatten. Einige saßen auf dem erhöheten Ufer, und betrachteten das Schiff; andre liefen nach kleinen sandigen Strandflecken, wo ihre Kanots auf dem trocknen lagen, und zogen diese jetzt ins Wasser, um zu den Engländern zu eilen

len. Diese legten das Schiff im Eingange von Ton-yah yah-Bay, auf der Westseite der Insel, in den Wind. Eine Menge Kanots mit Schweinen, Ferkeln, Tarro- oder Arronswurzeln, Pisangs, Zuckerrohr und einigen Hühnern, umringten sie. Mears erhandelte eine Menge Schweine und Früchte von den Eingebornen, weil er die Absicht hatte nach Onisiau (Onecheou) zu seegeln, um für die übrige Rückreise Yamswurzeln einzutauschen.

Unter der Menge von Eingebornen sahe Mears nur einen vornehmen Mann. Er kam in einem Doppelkanot mit zwölf Ruderern, in Begleitung seiner Frau und zweyer kleinen Mädchen, und hatte sehr große Schweine nebst einer beträchtlichen Menge Kokosnüsse bey sich, die er in das Schiff bringen ließ. Er trat selbst in das Schiff, bot mit einer einnehmenden Art sein Geschenk und seine fernern Dienstleistungen an. Mears ließ ihm Gegengeschenke ertheilen. Er benachrichtigte ihn, daß der alte Terriobu (König von O-waisi) vergiftet und Tianna's Oheim sein Nachfolger geworden, worüber ein heftiger Krieg zwischen diesen Insulanern und den Einwohnern von Mauwi, wo Titiri (Titeeree) regierte, entstanden sey. Mears erzählte ihm hinwiederum die baldige Ankunft des Tianna, und bat ihn (den Erih) ein Geschenk von dem Tianna an seinen Oheim in Empfang zu nehmen. Sie schifften sich nun von neuen ein, und ruderten auf die Insel Mauwi zu.

Den 23sten um Mittag gingen sie vor Atuai, in Weimoa-Bay, vor Anker. Hier brachtin ihnen

ihnen die Einwohner täglich junge Ferken und Zuckerrohr. Mears hatte in dieser Insel keine andre Absicht, als dem Taheo, Fürsten von Weimoa = Bay, die Nachricht von der Rückkunft seines Tianna zu überbringen; allein erst am 24sten ließ sich ein Kanot mit zwey Männern und einem Mädchen sehn. Sie umfingen die Kniee des Mears, riefen laut: Nuta! Nuta! (so pflegten ihn die Eingebornen zu nennen) und erkundigten sich sorgfältig nach Tianna. Sie erzählten demselben, daß der nunmehr schwächlich gewordne Taheo sich von Abbenui, dem Todfeinde des Tianna, gänzlich beherrschen lasse, und Namaatehah, ein anderer von Tianna's Brüdern, mit seines Bruders Frau und Kindern in einen entlegenen Bezirk der Insel geflohen sey, um der Tiranney des Taheo zu entgehen. Dieser hatte gegen den Tianna ein grausames Verbannungsurtheil ergehen lassen, und weil er ihn auf Mears Schiffe vermuthete, erlaubte er seinen Unterthanen keinen Verkehr mit den Engländern. Dennoch hatten sich die angeführten zwey Männer zu ihnen gewagt, um sich nach dem Tianna zu erkundigen, und statteten ihren genauen Bericht von den Gesinnungen des Taheo ab. Auch hörten sie, als Zeichen des bevorstehenden Krieges, den Ton der Trompetenschnecken auf den fernen Hügeln. Mears ließ dem Namaatehah und der Gattin des Tianna, durch diese zwey Männer, Geschenke und die frohe Bothschaft von der baldigen Ankunft des Tianna überbringen, und segelte den 25sten nach Onisiau, wo er des Abends vor Anker ging. Hier wurden sie von einer Menge Insulaner beyderley Geschlechts, unter großen

Freu:

Freudensbezeugungen empfangen. Sie dachten alle mit Empfindungen der Dankbarkeit an das ehemalige Betragen des Mears; vorzüglich aber bot ihnen Freitag alle Dienstleistungen an, deren er nur fähig seyn würde. Und er hielt Wort. Es fehlte den Engländern jetzt an Zwieback und Mehl; und von den Yamswurzeln waren nur wenige reif, und zum Ausgraben geschickt. Kaum aber hatte Freitag diese Verlegenheit der Reisenden bemerkt, so nahm er ihnen eine Menge Waaren zum Gebrauch der Insulaner ab, und tauschte dafür eine Quantität Yamswurzel an, die so schön waren, als es die Jahreszeit nur erlaubte.

Am 27sten reiste Mears wieder ab, und übergab dem Freitag, der sich bey dessen Abreise untröstlich zeigte, einen Brief zur Abgabe an den Kapitain Douglas, worin er diesen von dem politischen Zustande der Insel Atuai unterrichtete, ihm die nöthigen Maaßregeln anzeigte, wodurch er den Tianna wieder in seine alte Rechte einsetzen, oder doch vor der tyrannischen Behandlung seines Bruders sichern könnte, und ihn ersuchte, in seinem nem Betragen Freitags Beyspiele zu folgen. Er hatte ihm eben verschiedne ihm sehr angenehme Dinge zum Geschenk gemacht, die Freitag sogleich in seinem Maro (dem Tuche, welches die dortigen Insulaner als Gürtel tragen) befestigte. Nun sprang er in die See, wandte, wie er dem Ufer zuschwamm, von Zeit zu Zeit den Kopf den Engländern zu, und winkte noch mit einer Hand, indeß die andre die Wellen schlug.

Den 16. Nov. befanden sie sich in 146° 54′ O. L. von Greenwich, und 21° 4′ N. B. Sie

legten

legten täglich funfzig Seemeilen zurück, und beschäftigten sich auf der Reise vorzüglich mit dem Lüften und Trocknen der Felle, die sie recht gut vor der Feuchtigkeit bewahren konnten.

Am 1. Dec. erblickten sie die Inseln Botol Tobago Xima, befanden sich am 3ten in 22° 7' N. B. und am 4ten zeigte sich die längst erwünschte Küste von China, und die mit unzähligen Fischerbooten überdeckte See. Die Felice war zu klein, als daß sie hätte Aufmerksamkeit erregen sollen. Abends wurden sie die Lema-Inseln ansichtig; am nächstfolgenden Abend kamen sie glücklich auf der Rhede von Makao vor Anker, und schickten sogleich einen Expressen nach Kanton, um ihren dortigen Freunden die Ankunft der Felice zu melden.

Reise des Kapitain Douglas

in der Iphigenia,

von Samboangan nach der Nordwestkuste von Amerika.

Es ist bereits in der vorhergehenden Reisebeschreibung erzählt worden, daß die Felice am 12. Febr. Samboangan verließ, und die Iphigenia zurückblieb, um ihren Fokmast an Bord zu nehmen. Nach der Trennung beyder Schiffe betrug sich der spanische Gouverneur des Orts sehr unedel gegen die zurückgebliebene Iphigenia. Kapitain Douglas hatte die Vollmacht für die Unkosten, welche das Schiff hier verursacht haben könnte, einen Wechsel auf Kanton zu stellen, machte dem Gouverneur auf Veranlassung des Mears ein Geschenk mit sechs Stangen Eisen, und kurz vor seiner Abreise lud er ihn noch überdies zum Mittagsmahl ein. Er erschien auch von einer Menge Gäste begleitet. Die ganze Gesellschaft war überaus guter Laune, und ging vergnügt auseinander. Der Gouverneur hatte sich auf keine Weise unsittlich betragen, sondern erkundigte sich bloß nach der Ladung, und erfuhr, wie natürlich, daß sie aus Eisen bestände. Dieses Metall ist auf Magindanao sehr schätzbar, weil man das Gold damit kauft, und der König von Spanien hat den Verkauf dieses Metalls in diesen Inseln sich selbst und seinen Bevollmächtigten vorbehalten. Als daher

am

am folgenden Tage ein Offizier ans Land geschickt wurde, um die Rechnung mit dem Gouverneur abzuschließen, die sich etwa auf zwey hundert und funfzig spanische Thaler belief, wollte dieser nicht nur für die ganze Summe in Eisen bezahlt seyn, sondern auch den Preis desselben bestimmen, und die Gewichte nach seiner Willkühr anordnen. Dem Offizier, der den Kapitain erst Antwort an Bord sagen wollte, ergriff ein Kommando Soldaten, nebst seinen Bootsleuten, und warf ihn in ein Gefängniß. Douglas war unruhig über sein Ausbleiben, und schickte ein zweytes Boot ab, dem es aber nicht besser als dem ersten erging. Zu gleicher Zeit schickte der Gouverneur eine große Proa mit funfzig Mann, um das Schiff in Besitz zu nehmen. Douglas nahm auf die am Lande befindliche Mannschaft Rücksicht, und auf einige von seinen Leuten, welche er in der Proa bemerkte, that der bewaffneten Mannschaft keinen Widerstand, und ließ die spanischen Soldaten das Schiff in Besitz nehmen. Er war sehr begierig, den Grund dieses außerordentlichen Betragens zu erfahren, und ging deshalb selbst ans Land. Hier gab ihm der Gouverneur zu verstehen: er hätte die einzige Absicht, sich in Eisen bezahlt zu machen, und das Schiff würde nicht eher unter Segel gehen, als bis diese erfüllt worden. Den triftigsten Gründen; z. B. daß er sich anheischig gemacht habe, Wechsel für die hier eingekauften Produkte zu nehmen, daß es grausam sey, sich der Ladung eines Schiffs zu bemächtigen, das in seinen Hafen mit Zuversicht eingelaufen wäre, und den höflichsten Vorstellungen des Douglas gab er kein Gehör. Dieser sahe sich daher genöthigt, an Bord zurück

Bayerische Staatsbibliothek München

zu kehren, und acht und siebzig Stangen Eisen, welche beynahe die Hälfte seiner Ladung ausmachten, nebst hundert und zwanzig spanischen Thalern, die er von seinen Leuten sammelte, ans Land zu schicken. Als der Gouverneur auch mit dieser Nachgiebigkeit noch nicht zufrieden war, sondern durchaus ganz in Eisen bezahlt seyn wollte, weigerte sich Douglas, und drohete, daß er ihm das Schiff überlassen würde. Hierauf nahm der Spanier das Eisen nebst den Thalern an, und zog seine Soldaten zurück; doch verzögerte er die Abreise der Engländer, bis ihm Douglas einen Vorrath von Wein geschickt hatte, der ihm vor diesem Vorfall war versprochen worden.

Den 22. Febr. ging die Iphigenia unter Segel. Am 9ten März erblickten sie, zehn oder zwölf Seemeilen weit vor sich hin, ein kleines Eiland, und steuerten darauf zu. Sie wurden jetzt eine Menge Lichter längs dem Strande gewahr, und Douglas vermuthete, daß man sie brennend erhielte, um das Schiff zu einigem Verweilen zu bewegen. Die finstere Nacht verhinderte sie, ihren Lauf jetzt fortzusetzen. Allein bey Tagesanbruch segelten sie dicht am Lande hin, von welchem sich verschiedene Kanots näherten. Die Insulaner blieben anfänglich in einiger Entfernung, und hielten Kokosnüsse in ihren Händen; allein sobald sie die Aexte sahen, welche man dagegen zum Vorschein brachte, kamen sie sogleich zum Besuch an das Schiff. Sie betrachteten alle Gegenstände, die man ihnen darbot, mit Gleichgültigkeit; denn der Anblick des Schiffs hatte sie unwiderstehlich angezogen. Nachmittags kamen die Kanots mit

mehr Kokosnüssen und Tarro- oder Aronswurzeln zurück; allein sie legten nunmehr schon einen so großen Werth auf das Eisen, daß sie immer nur nach Owaschi! Owaschi! (so nannten sie dieses Metall) riefen. Von Feuergewehren wußten sie noch nichts. Einer verlangte eine Pistole, die er in Douglas Hand gesehn hatte. dieser brannte sie los, und erschreckte damit den Insulaner so sehr, daß er, als sie ihm nun gereicht wurde, den Lauf küßte, und sich auf keine Weise bereden ließ, sie anzunehmen. Diese Insel, die jetzt den Namen Johnstones-Eiland erhielt, liegt in 3° 11' N. B. und 131° 12' O. L. Sie ist niedrig, mit grün bekleidet, mit Kokosnüssen bedeckt, und hat etwa eine Seemeile im Umfange. Ein Baum zeichnet sich vor allen andern durch seine Höhe aus, und erscheint in der Ferne wie ein segelndes Schiff. Die Insulaner brachten nichts zum Tausch als Kokosnusse und Aronswurzeln. Sie schienen nicht über zweyhundert an der Zahl, und waren starke handfeste Leute. Ihre Kanots sind völlig wie auf den Sandwichinseln. Die Sprache der Eingebornen hat so viel Aenlichkeit mit der in jener Inselgruppe herrschenden, daß sie Tianna sogleich verstehen konnte.

Am 16. März ward Tani, ein Bewohner der Sandwichinseln, krank. Er hatte den Tianna während seiner Krankheit sehr sorgfältig verpflegt, und mochte durch diese Anstrengung viel gelitten haben. Seine Krankheit fing mit einem anhaltenden Nasenbluten an, worauf ein Fiber folgte, das ihn am 23ten wegrafte.

Das Schiff näherte sich jetzt der Lage der neuen Karolineninseln, und am 3. April sahe man Land, welches etwa acht Seemeilen von Westsüdwesten nach West gegen Norden lag. Der Kapitain legte hier bey, und sahe am andern Morgen zwey niedrige mit Bäumen bedeckte Inseln in einer Entfernung von acht Seemeilen. Das am vorigen Abend erblickte Land lag zehn oder zwölf Seemeilen weit nach Westsüdwesten, und als das Schiff näher kam, sahe man, daß es eine Gruppe von Inseln war. Abends kamen einige Kanots an das Schiff. Für ein kleines Beil und zwey oder drey Messer gaben sie ihre ganze Ladung von Tarrowurzeln und Kokosnüssen hin. Ihre Anrede an die Engländer geschah immer mit den Worten: Englisch und Moor. Douglas segelte nun mehr Nordwärts, und einige Kanots folgten ihm, und vertauschten Kokosnüsse gegen Nägel. Da ein Kanot sich weigerte für die empfangnen Nägel andre Waaren zu geben, ließ Douglas eine Flinte über ihren Kopf weg schießen, worauf sie sogleich ins Wasser sprangen, und sich hinter ihrem Kanot verbargen. Die Unschuldigen in den übrigen Kanots gaben keine Merkmale von Furcht. Ein anderes Kanot folgte der Iphigenia eine weite Strecke, und einer von den darin sitzenden rief von Zeit zu Zeit: Ibu! Ibu! und begleitete diesen Zuruf mit Geberden, die den Wunsch, daß das Schiff zurückkehren möchte, hinlänglich ausdrückten. Als er alle seine Bemühungen fruchtlos sah, nahm er die Miene eines Verzweifelten an. Es dauerte nicht lange, so kam wieder ein Kanot mit wenigstens zwanzig Mann, welche die Engländer dringend baten, zurück zu kehren.

Douglas befand sich jetzt zwischen den Pelewinseln, wußte aber nichts von dem Schiffbruche der Antelope. Er konnte also nicht muthmaßen, daß die Kanots, welche der Iphigenia folgten, abgeordnet waren, um den Li-Bu in Empfang zu nehmen, und daß der Insulaner, der so oft Ibu! Ibu! rief, aller Wahrscheinlichkeit nach Abba-Thulle selbst seyn konnte.

Douglas nannte die größere der zwey Inseln **Moore's Eiland**, nach seinem Freunde **Hugh Moore**. Sie liegt in 134° 6′ O. L. und 8° 6′ N. B. Zwey kleine sandige Inseln wurden Good-Look-out-Islands (Inseln des guten Umherschauens) genannt, und liegen in 8° 13′ N. B. und 133° 58′ O. L.

Den 5. April befand sich **Douglas** auf der Höhe der Insel **Los Martines**. Er setzte nun seinen Lauf bis zum 30. May fort, an welchem Tage er die Insel **Amluft** in einer Entfernung von vier und zwanzig Seemeilen erblickte. Am 5. Junius ward er eine Insel gewahr, die er für die **Trinity-Insel** hielt. Sie liegt in der Mündung einer großen Bay, welche mit flachem Lande umgeben ist. Die Gebirge sind mit Schnee bedeckt; die niedrigen Gegenden in sanftes Grün gekleidet. Bäume sieht man nirgends. In der Bay ist man vor dem Nordwestwinde sicher. Die Küste liegt zwischen Kapitain Cook's Foggy- (Nebel-) Eiland und **Trinity-Eiland**. Den 10ten zeigte sich eine in die Bay hervorragende Landspitze, die jetzt den Namen **Kap Hollings** erhielt, und in 57° 12′ N. B. und 207° 3′ O. L. liegt. Des Abends steuerte das Schiff mit günstigem Winde

zwischen Trinity-Eiland und dem festen Lande, wo man die Tiefe regelmäßig von siebzehn bis sieben Faden auf feinem Sande fand. An der Nordseite der Insel liegt eine schöne Bay, wo Schiffe sicher einlaufen können. Von den Bergen stürzten sich reichliche Bäche hinunter. Am Ufer lag eine Menge Treibholz. Gegen Acht Uhr kam ein Eingeborner in einem kleinen Kanot, nahm den Seehundskopf, den er auf seinem eignen Kopfe trug, ab, bückte sich, und fragte auf Russisch, wie sich die Engländer befänden? sah das Schiff an, und ruderte ans Land zurück. Diesem folgte ein andrer in einem einzelnen Kanot, der für einige Glaskorallen einen grauen Fuchsbalg verkaufen wollte, und weder die im Cooksfluß, noch die in Nutkasund gebräuchliche Sprache redete. Am 14ten schickte Douglas die Jölle mit einem Offizier an Land, um Fische zu holen. Der Offizier berichtete, daß er einige Fischerleute in ihren Kanots angetroffen, die ihm willig ihre Fische überlassen, und dafür die Schnupftobaksdosen zum Anfüllen hingelegt hätten; Kleidung und Einschnitt in der Unterlippe verriethen, daß es Jäger von Kodjack oder Eingeborne von den Ufern des Cooksflusses seyn mußten.

Den 16ten früh sahe man das Kap Greville, gegen Mittag das Kap Whitsunday, oder das Pfingst-Kap, um Mitternacht schiffte man die Barren-Islands (wüsten Inseln) vorbey. Den 17ten früh kamen von der Spitze Beda zwey Kanots an das Schiff, und bald nachher ein Russe mit einigen Kodjakischen Jägern, die ein Dutzend frische Lachse für ein wenig Branntwein und Tabak

back brachten. Gegen zwey Uhr kamen von einigen mehr oberwärts gelegenen Hütten sieben oder acht Kanots an das Schiff. Alle Einwohner des Orts zeigten ihr Billet *) vor, um sich der guten Behandlung der Engländer zu versichern, hatten aber keine Spur von Pelzwerk. Da es dem Kapitain an den nothwendigsten Bedürfnissen mangelte, so sahe er sich wenigstens zu einem kurzen Aufenthalt in dieser Insel genöthigt, und nachdem er durch ein ans Land geschicktes Boot einen Wasserplatz ausfindig gemacht hatte, näherte er sich diesem Platze, und ging vor Anker. Hier kamen einige Kanots von den Hütten zu ihm, und vertauschten etliche Lachse gegen Glaskorallen. Den 21sten kamen fünf Kanots den Fluß herunter, und die darin befindliche Mannschaft schrie: Nuta! Nuta! und verkauften den Engländern Seeotterfelle für Eisen in breiten Stangen. Andre Waaren mochten sie nicht.

Sie schienen mit den Russen und den Kodjakschen Jägern in Krieg begriffen; denn jeder führte ein Paar Dolche. Sie baten den Kapitain daher dringend, den Fluß weiter hinauf zu fahren, und versicherten demselben, daß sie eine beträchtliche Menge Natunitschuck (Seeotterfelle) hätten, die sie nur aus Furcht vor den Russen nicht herunterbringen möchten.

*) Diese Billets werden von den Russen gekauft, welche vorgeben, daß sie die Eingebornen gegen Mishandlung der Fremden sichern. Der Russe selbst mishandelt jeden, der kein solches Billet aufzuweisen hat.

Anm. d. Orig.

Den 24sten schickte Douglas das große Boot mit einer wohlbewaffneten, von seinem ersten Steuermann geführten Mannschaft, mit gemessener Ordre, den Cooksfluß hinan, um mit den Eingebornen zu handeln. Den 25ten brachten zwey Kanots eine mitten durchschnittne Seeotter. Man konnte ihnen nichts deutlich machen, weil sie wahrscheinlicherweise hier zuvor mit Europäern gehandelt hatten. Sie bewunderten die Glaskorallen, welche man ihnen schenkte, als etwas Neues und ungemein Schönes.

Den 26sten kamen zwey andre Kanots von Süden her, in deren einem sich der Russe befand, der schon an der Spitze Bede die Iphigenia besucht hatte. Er brachte etwas Lachs zum Geschenk, und erhielt dafür ein Päckchen Taback. Um sieben Uhr kamen zwölf Doppelkanots, ebenfalls von Süden her, an das Schiff. Es waren Jäger von Kodjak, die am andern Morgen Fische zu liefern versprachen. Den 27sten kam das große Boot zurück, brachte aber nur ein einziges noch dazu schlechtes Seeotterfell, und etwa zwey Dutzend Lachse mit. Herr Adamson, der Offizier, berichtete: er habe Russen und Kodjaker bis 60° 42' N. B. im Cooksfluß angetroffen; sie hatten die ganze Gegend in Besitz. Diese Nachricht bewog den Kapitain wieder unter Segel zu gehen. Er ging auch wirklich den 9. Julius in der Bucht Snug Cornes-Cove, in Prinz Wilhelmssund vor Anker. Am folgenden Morgen erhielt er einen Besuch von dem Stamme der Tschenoways (Chenoways), die ein Otterfell und einige Robbenfelle verkauften. Kenunnak (vermuthlich das

Ober-

Oberhaupt der Gesellschaft) benachrichtigte den Kapitain, daß vor zehn Tagen ein Schiff mit vielem Pelzwerk von diesem Orte abgesegelt, und wahrscheinlicherweise nach dem Cooksflusse gegangen wäre. Am Lande fand man ein Paar Bäume mit der Innschrift: J. Etches, of the Prince of Wales, May 9th, 1788, and John Hutchins. Das Schiff war also der **Prinz von Wales** aus London gewesen.

Während der Zeit, daß sich die Mannschaft der **Iphigenia** mit Wasserfüllen, Holzschneiden und Segelflicken beschäftigte, erhielten sie Besuch von einigen Einwohnern, welche Fische, nebst Flußotter- und Robbenfellen brachten. Ein Mann von dem Stamme **Tauglekamut** war dabey. Am folgenden Morgen kamen noch ein Paar Kanots von den **Tschenoways** heran, die junge Ottern zum Verkauf brachten. Die nöthigen Arbeiten waren nun geendigt, und **Douglas** fand es für gut, seinen Lauf jetzt fortzusetzen. Am 30. Jul. um Mittag betrug die Breite 59° 27' nördlich, und die Lange 210° 42' östlich im Eingange der **Admiralitäts-Bay**. Der aufsteigende Rauch, welchen der Kapitain in der Gegend bemerkte, bewog ihn ein Boot auf Erkundigung abzuschicken. Es kam in Begleitung eines großen Kanots zurück, worin etwa dreyßig Eingeborne saßen, welche den Engländern ihre **Rotsacks** oder Seeotterfelle verkauften. Den andern Morgen brachte eine andre Parthie ihre alten abgetragenen Kleider zum Verkauf. **Tianna** sehnte sich bey seinem Aufenthalte in dieser Bay sehr nach **Owaisi**; denn das Klima war ihm viel zu kalt. Sie wurde ihm zu

Ehren Tianna's Bay genannt. Den 6. August lief Douglas in den Kreuzsund (Crofs-Sound) ein. Des Abends kam ein Kanot vom Kreuzcap (Crofs-Cape) an das Schiff. Es war ein einzelner Mann darin, der ganz nackt am Bord stieg, und die Engländer bat, näher an das Land zu gehn. Dieses geschahe auch. Am andern Morgen kamen fünf Kanots, von welchen sie vierzig Seeotterfelle und mehrere Korsaks kauften. Nachdem sie einen Handel geschlossen hatten, der beyden Theilen Vortheil brachte, und viel Raffinement von Seiten der Eingebornen bewies, verließen sie das Schiff, und Douglas ging wieder unter Segel.

Merkwürdig ist an diesen Wilden die Uebermacht der Weiber über das männliche Geschlecht. Es durfte keiner ohne die Erlaubniß der Weiber auch nur ein Fell verhandeln, und in einer Schlägerey eines Weibes mit einem Manne, wo das Weib offenbar Unrecht hatte, und den Unschuldigen aus Bosheit in den Schenkel stach, wagte es von den zahlreichen anwesenden Männern kein einziger, dem Manne beyzustehen.

Den 9ten sah Douglas den Berg Edgecumbe. Den 11ten war das Schiff vor einer großen Bay, welche zwey Vorgebirge bilden, davon das südlichere, Kap Adamson, in 55° 28' N. B. und 226° 21' O. L., und das nördlichere, Kap Barnett, in 55° 39' N. B. und 226° 4' O. L. liegt.

Das Schiff lief eine geraume Strecke in der Bay nach Norden hinauf, und ging des Abends vor Anker, wo es von allen Seiten mit Land umgeben

geben war. Sie nannten den Ort, wegen der Menge Seeottern, die im Wasser umherschwammen, den Seeotterhafen. Am 12ten schiffte er weg. Am 13ten sahen sie eine große Bay, und eine kleine Insel, die den Namen Douglasinsel erhielt, vom Lande zehn Seemeilen entfernt ist, und in 54° 58' N. B. 226° 43' O. L. liegt. Denselben Nachmittag kamen aus einer mehr ostwärts gelegenen Bay zwey Kanots zu ihnen mit Leuten, die sechs und zwanzig zu Kleidern verarbeitete Seeotterfelle, nebst einigen Vögeln, gegen Eisen und Glaskorallen verkauften, und überhaupt mit jeder Waare zufrieden waren. Am 14ten, als Douglas in diese zuletzt gesehene Bay wieder steuern wollte, kam ihm ein Befehlshaber mit zwey großen Kanots entgegen, deren jedes zwischen dreyßig und vierzig Personen faßte, die einen Chorgesang anstimmten. Die Fluth war dem englischen Schiff entgegen, und trieb es schnell gegen die kleine Insel. Man reichte hierauf dem Befehlshaber der Kanots ein Seil, und ersuchte ihn, das Schiff daran höher hinauf in die Bay zu ziehen, welches auch unter lautem Gesang der Eingebornen geschah. Der Ort, wo sich Douglas jetzt befand, wurde der Hafen Mears (Port Meares) genannt, und liegt in 54° 51' N. B. und 227° 54' O. L. Die Einwohner des Hafens verkauften in den folgenden Tagen mehr als sechzig Kleider oder Kotsaks von Seeotterfellen, die bey ihnen Nikki heißen. Douglas hält diese Indianer für sehr gutmüthige, fröhliche Menschen. Wenn sie ihn des Abends besuchten, kündigten sie sich durch ein großes Feuer an, und verkauften ihm noch zwischen funfzig und sechzig Seeotterfelle.

Den

Den 20ten lud Douglas drei von ihren Oberhäuptern zum Mittageſſen ein. Sie zeigten ihm an, daß ſie nun ihre Nikkis alle verkauft hätten, und ſich aufs neue welche verſchaffen würden, wenn er mit viel Eiſen und Glaskorallen wieder käme. Sie führten ihn auf das Verdeck, und wieſen auf das offne Meer, um anzudeuten, daß ſie die Felle von dorther erhielten. Den 21ten war das Schiff dicht an dem Lande, welches ohngefähr in der Richtung lag, die die Inſulaner gezeigt hatten, und ſteuerte auf die Bay zu. Man entdeckte hier zugleich eine lange, ſandige Spitze, welche in 54° 18′ N. N. und 228° 339′ O. L. liegt, und von Douglas Point Roſe genannt wurde. Den 25ten hatten die Engländer das Land aus dem Geſichte verloren, und beſchloſſen, geradesweges nach Nutkaſund zu gehen. Den 28. Auguſt vereinigte ſich die Iphigenia mit der längſt von ihr getrennt geweſenen Felice.

Die Iphigenia blieb nach der Abreiſe der Felice in Friendly Cove zurück. Den 27. Okt. verließ ſie in der Geſellſchaft der Nordweſtamerika, des neuen, daſelbſt erbauten Werkzeugs, den Nutkaſund, und nahm ihren Lauf nach den Sandwichinſeln.

Am 6ten December ſahen ſie Owaiſi und Mauwi. Tianna war bey der Annäherung an ſein Vaterland ſehr ernſthaft geworden. Er wußte nicht in welchem Tage er ſeine Inſel, und in welcher Stimmung gegen ſich er die Inſulaner finden würde. In der Nähe von Mauwi kamen eine große Menge Kanots mit Schweinen, Yamswurzeln und Piſangfrüchten zu ihnen. An dieſer

Seite liegt die Residenz des Titiri, König von Mauwi, der jetzt den Taheo, König von Atuai, einen Besuch machte. Harwalleni, der Schwager des Tianna, führte die Regierung in der Abwesenheit des Königs, und hatte nicht so bald die Ankunft seines Schwagers erfahren, als er ihm einige Schweine zum Geschenk an das Schiff schickte. Tianna, der schon, ehe das Geschenk ankam, seinen Bruder am Ufer bemerkt hatte, legte seine besten Kleider an, und ließ ihn zu sich an Bord bitten. Nachdem die Brüder einander auf das zärtlichste umarmt hatten, ladete der Befehlshaber den Kapitain zu einem längern Aufenthalte ein. Er sahe sich aber genöthigt, aus Mangel an einem sichern Ankerplatz, und wegen Tianna's Sehnsucht nach Owaisi die Einladung auszuschlagen.

Den 7ten kam ein Kanot von Owaisi an das Schiff mit einem Freunde von Tianna, der dessen Ankunft bereits erfahren hatte. Nachmittags erschienen einige Verwandte von Abbenui, und gegen Abend schickte Tianna einen Freund an Tome-homy-hav (den jetzigen König von Owaisi, der an der Stelle des alten Terriobu regiert). Den 8ten brachten die Einwohner aus Tonyah-yeh-Bay in vielen Kanots Schweine, Hühner und Aronswurzeln. Tianna beschenkte seine Angehörigen so reichlich, daß er in Gefahr war, sich arm zu machen. Der König beschenkte den Douglas, mit der Anzeige, daß er ihn besuchen würde, sobald das Schiff in der Bay vor Anker läge. Auf Tianna's Bitte erschien der König am 10ten in einem großen Doppelkanot, und in Begleitung

von

von zwölf andern sehr zierlich mit Federn geschmückten. Er weinte an Tianna's Halse, und beschenkte den Kapitain, der ihn bey seiner Ankunft mit sieben Kanonenschüssen salutirt hatte, mit einem sehr schönen Fächer und zwey langen mit Federn besetzten Mänteln. Der König bat für sich und einige Vornehmen die Erlaubniß aus, an Bord schlafen zu dürfen, und versicherte den Douglas auf das gütigste, daß die Insel während seines Aufenthalts ihm gehören solle. Zum bestätigenden Zeichen seiner Achtung wechselte er den Namen mit ihm. Ohngeachtet dieser Höflichkeitsbezeugungen fand es Douglas dennoch nöthig, den König an Bord der Nordwestamerika zu führen, ihn mit allen ihren Kanonen zu begrüßen, und ihm die leichten Wege zur Vertheidigung des Fahrzengs, und die Gefahr, welche ein Feind beym Angriff laufen mußte, zu zeigen. Die ganze Erzählung leuchtete dem Könige so sehr ein, daß er den Kapitain dringend bat, ihm einen Zimmermann in Owaisi zurück zu lassen, mit dessen Hülfe Tianna ihm ein ähnliches Fahrzeug bauen sollte, und nur durch eine förmliche Zusicherung auf die Zukunft gegenwärtig beruhigt werden konnte. Den 12ten begleiteten die Kapitaine beyder Schiffe den König und Tianna in der Jölle an Land. Am Strande begegneten ihnen drey Priester, die einen Hymnus sangen und ein kleines Schwein nebst einer Kokusnuß darbrachten, wovon ersteres durch den König dem Douglas überreicht wurde. Nach dieser Ceremonie, welche etwa zehn Minuten dauerte, wurden die Kapitaine in ein großes Haus geführt, wo Matten und ein buntes Tuch auf dem Boden ausgebreitet lagen. Die Priester wiederholten hier die Zeremonie und

san-

fangen; man brachte zwey zubereitete Schweine, von welchen die Engländer kosteten; dann gingen sie spazieren, ohne einem Menschen zu begegnen, weil allen Einwohnern das Tabu auferlegt war, vermöge welchem sie sich in ihren Häusern halten mußten. Nach geendigtem Spaziergange aßen die Kapitaine mit dem Könige frische Fische und Patatten, oder (süße) Erdäpfel. Die übrigen großen saßen in einiger Entfernung, und aßen gebratne Hunde, Tarro- oder Aronswurzeln und Patatten, weil es in dieser heißen Jahreszeit, vom Könige bis zum geringsten Erih, jedem verboten ist, Schweine- oder Hühnerfleisch zu essen. Des Abends begaben sich der König und die Königinn wieder an Bord der Iphigenia, weil sie viel Vergnügen daran fanden, in seiner Hangematte zu schlafen.

Den 14ten berichtete Robert Funter, Kapitain der Nordwestameerika, daß das Thau zerrissen wäre, worauf Tianna ans Land ging, und den König um seine Taucher bat, welche er auch schickte. Als das Kanot der Taucher in die Gegend gekommen war, wo der Anker liegen mußte, gab einer von den Vornehmen eine Portion Tarrowurzeln in Flaschenkürbissen an sechs Männer, die ohngefähr eine halbe Stunde mit dieser Mahlzeit zubrachten. Hierauf brach einer von den Vornehmen, die bey ihnen waren, dreymal in ein lautes Geschrey aus, und schwenkte ein weißes Tuch um seinen Kopf. Auf dieses Zeichen sprangen die sechs Männer in die See, und verschwanden in einem Augenblick. Viere blieben geben fünf Minuten lang unter Wasser, der fünfte, der sich eine

Minute

Minute länger hielt, war beynahe erschöpft, als er wieder auf die Oberfläche kam. Zwey Männer ergriffen ihn und schleppten ihn in den Kahn. Den sechsten, den man nahe an der Oberfläche des Wassers wieder zurücksinkend erblickte, sprangen drey Taucher nach, und brachten ihn ohne Bewußtseyn herauf. Das Blut stürzte ihm aus Mund und Nase. Nachdem er sich erholt hatte erzählte er, daß er das Kabbeltau ergriffen und vom Anker losgemacht hätte. Der Anker lag aber zu tief, um heraufgebracht werden zu können. Er war sieben und eine halbe Minute unter Wasser geblieben. Die Taucher wurden allesammt reichlich belohnt.

Tome-homy-haw (Maiha-Maiha) hatte dem Tianna einen ansehnlichen Strich Landes auf der Insel geschenkt, wo er in Ruhe leben könnte, und dieser entschloß sich daher hier zu bleiben, und seine Gattin und Kinder hinkommen zu lassen, weil er von der fortdauernden tyrannischen Regierung in Atuai noch viel zu fürchten hatte.

Am 19ten, als man anfing die Anker aufzuheben, entdeckte sich, daß das Kabeltau zerrissen war, und in dem Augenblicke der Entdeckung verließ der König mit seinen Vornehmen in der Stille das Schiff und ruderte schnell dem Lande zu. Douglas schickte daher den Tianna an den König ab, ließ ihm den Verlust melden, und ihn bedrohen, wenn der Anker nicht gefunden würde, so müsse er erwarten, seine Wohnungen in Grund geschossen zu sehen. Die Drohung wirkte. Tianna kam mit den Tauchern zurück, die nach vollbrachtem Zeremonien ins Wasser sprangen, vier Minuten ausblieben, und keinen Anker mitbrachten. Sie

mußten noch einmal hinunter, kamen aber wieder unverrichteter Sache zurück. Endlich glückte es den Engländern, das Seil, woran der Boy befestigt ist, mit einem kleinen herabgelassenen Bootsanker zu fassen. Die Taucher konnten sich nun nicht mehr entschuldigen; zwey von ihnen sprangen mit einem Seil, das viertehalb Zoll im Durchmesser hatte, hinunter, und brachten es in zwanzig Faden Tiefe so geschickt durch den Ankerring, als ob der Anker am Lande gelegen hätte.

Den 20sten ward der andre Anker gelichtet. Der König, Tianna und mehrere Vornehmen kamen nochmals an Bord. Der König entfernte sich, sobald er sah, daß das Schiff aus der Bay ging, in Begleitung von mehr als hundert Kanots. Das Schiff befand sich nun in See. Sie legten bey, und vertheilten Tianna's Habseligkeiten, bestehend in allerley Sägen, Bohrern, Aexten, Beilen, Messern, Tuch und Zeugen von verschiedner Manufaktur, Fußteppichen von mancherley Farben, einem Vorrath von Porzellain und zehn Stangen Eisen, gleichmäßig unter mehrere Doppelkanots, die sich um das Schiff befanden, weil sie diese dem Tianna äußerst wichtigen Artikel nicht gern einem Fahrzeuge anvertrauen wollten. Tianna bat den Kapitain, ihm seine Familie von Atuai nach Owaisi hinüberzubringen, und nahm von allen am Bord Abschied — eine rührende Scene — verließ das Schiff in Begleitung einer zahlreichen Menge seiner Angehörigen, und wurde beym Abgehen noch mit einem Gruße von sieben Kanonenschüssen von dem Kapitain Douglas beehrt, worauf dieser seinen Lauf nach Nordwesten richtete.

Kapitain Douglas und seine Leute sind die einzigen, welche es seit dem Tode des Kapitain Cook gewagt haben, in Karakakua-Bay vor Anker zu gehn. Von den Veränderungen, welche sich seitdem hier zugetragen, will ich folgende wesentliche hier anführen: Die Oberhäupter Kairikia und Koah, von welchen Kapitain King in seiner Reisegeschichte spricht, sind todt; Kappo, der Cook's Gebeine dem Kapitain Clerke überlieferte, hatte Tianna's Schwester geheyrathet, und sich immer in dem englischen Schiffe aufgehalten, so lange es vor der Insel lag. Die Oberherrschaft von Owaisi war durch folgenden Umstand in andre Hände gekommen: Etwa drey Jahre nach Cook's Ermordung schickte Tomehomy, haw (oder nach einer verkürzten Aussprache — Maiha-Maiha) einen Botschafter an den König Terriobu, welchen dieser, aus unbekannten Absichten, umbringen ließ. Um sich zu rächen, begab sich nun Maiha-Maiha selbst zu dem Terriobu, und machte ihm so bittere Vorwürfe, daß ihm dieser in Zorn einen Schlag versetzte. Diese zwote Beleidigung wurde von den Oberhäuptern für ein so großes Verbrechen gehalten, daß sie drey Tage lang Gericht über den Terriobu hielten, und ihn endlich zu der Strafe verdammten, den Giftbecher aus den Händen des Maiha-Maiha zu nehmen; und als er sich zweymal weigerte, bedrohete man ihn mit einer noch demüthigendern Strafe, stellte den Henker neben ihn, und zwang ihn auf diese Art den Becher auszuleeren. Er fiel in wenigen Augenblicken von seinem Sitze todt zur Erde. Nun entfernten die Richter auch den Sohn des

Ter-

Terriobu vom Throne, und ernannten den Maiha-Maiha zum König; allein auch dieser regierte tyrannisch, und erregte nur die Furcht seiner Unterthanen. Sonderbar ist es, daß in Owaisi ein Schlag mit der Hand oder einem Gewehr selbst dem Könige das Leben kostet, und ein Stoß mit dem Fuße für kein Verbrechen angerechnet wird. Douglas erzählt nemlich, daß die Oberhäupter an einem Tage dem Könige vorschlugen, sich den Bart zu scheren, wie sie es eben von dem Kapitain gesehn hatten, und der König diesen Vorschlag so übel aufnahm, daß er allen Granden die Reihe herum derbe Fußstöße austheilte, welches sie sämmtlich mit Gelassenheit ertrugen.

Den 21sten steuerten die Schiffe nach Mauwi hinüber, und den 1. Januar 1789 ankerte die Iphigenia in einer großen Bay an der Ostseite der Insel Woahu. Die Einwohner nennen diese Bay Waititih (Witetee). Titiri, der König von Woahu, wohnte an dem östlichen Ufer der Bay. Kapitain Douglas beschenkte ihn, und ließ ihn an Bord einladen. Er bewillkommte ihn mit fünf Kanonenschüssen, und überreichte ihm ein zweytes Geschenk, Aexte, Hackemesser, Messer u. s. w., dafür ließ er, zum Vortheil der Engländer, das Tabu, womit die Schweine belegt waren, aufheben, und verstattete ihnen eine reichliche Zufuhr von Wauwi, Ranai, Morotai und Woahu. Am folgenden Morgen kam der König wieder mit einem Geschenk von Schweinen, Tarrowurzeln und süßen Erdäpfeln, nebst einer Seeschildkröte und

einigen zur Forellengattung gehörigen Fischen. Nach dem Mittagsessen begleitete Douglas den König in der Jölle ans Land, woselbst ihn Titiri mit vieler Herzlichkeit empfing, ihn in den Pflanzungen umher führte, und ihm einige große Weiher zeigte, die mit Fischen angefüllt schienen. Am 10. Januar kam Kapitain Junter mit der Nordwest-Amerika in die Bay.

Indeß beyde Schiffe sich im Hafen aufhielten, ließ Titiri die Anker von beyden Schiffen mit den Kabeltauen aufheben und ans Land bringen. Die Leute, welche Douglas zu ihm schickte, fanden beydes in seinem Hause, nnd konnten keine andre Absicht vermuthen, als daß er den Kapitain durch diese Entwendung zwingen wollte, ihm einige von seinen Schmiedegesellen in Woahu zurück zu lassen. Der König gab jedoch Anker und Kabeltau zurück, nachdem er, unter den heftigsten Drohungen von Seiten der Engländer im Weigerungsfalle, eine Pistole, eine Flinte, und etwas Ammunition zum Geschenk erhalten hatte.

Am 25. Jan. gingen beyde Schiffe in See, und am 29sten in der Bay Weimoa, an der Insel Atuai, vor Anker. Taheo, der König der Insel, flüchtete mit allen seinen Vornehmen in das Innere des Landes, weil er den Tianna auf einem dieser Schiffe vermuthete. Längs dem Strande war alles mit dem Tabu belegt. Sobald man aber den Ungrund der ebengedachten Vermuthung erfuhr, schickte man Boten an den König, der nach Verlauf von drey Tagen wiederkam. Gleich nach seiner Ankunft stießen

einige

einige mit Schweinen, Yamswurzeln und Patatten beladene Kanots vom Lande ab, und kamen an Bord. Die Eingebornen verlangten aber für ein Schwein von mittlerer Größe zwey Beile oder ein Stück Stabeisen von achtzehn Zoll. Diese Forderung hatte ihren besondern Grund in den Rathschlägen eines Schiffsjungen, Namens **Samuel Hitchcock**, der dem Kapitain **Colnett** entlaufen, und **Taheo's** großer Günstling geworden war. Der Einfluß dieses Menschen auf den König war so stark, daß, als ihm einer von den Eingebornen ein kleines Stück Zeug gestohlen hatte, welches er gewöhnlich um die Mitte des Leibes trug, **Taheo** den Dieb, der sich ins Gebirge flüchtete, verfolgen, ihm, als er gefangen ward, beyde Augen ausreißen, ihn dann mit einem Spieße durchstechen, und sein Fleisch von den Knochen lösen ließ, um es als Köder für die großen Hayfische zu brauchen. **Taheo** war nun nach **Weimoa** zurück gekehrt, hielt sich aber noch nicht für sicher, und weigerte sich, auf die Einladung des Kapitain **Douglas**, an Bord zu kommen, unter dem Vorwande, daß er vor kurzem von der Mannschaft eines andern Schiffes mishandelt worden wäre. In der Folge ward er dreister, und legte von Zeit zu Zeit Besuche auf dem Schiffe ab. Dagegen erhielt **Douglas** manchen Wink, gegen den König auf seiner Hut zu seyn, und dem Minister **Abbenui** nicht zu trauen.

Er erfuhr auch bey dieser Gelegenheit, daß es auf den Sandwichinseln eine den Eingebornen sehr gut bekannte giftige Wurzel gebe,

welche, zu Pulver gerieben, leicht unvermerkt auf dem Schiffe umher gestreuet, oder auf die Kleider geworfen werden könne, und von so schrecklicher Wirkung sey, daß die geringste Quantität, durch Mund oder Nase eingehaucht, augenblicklich tödte. Douglas traute zwar dem Taheo keine Bosheit zu, die den Tod eines Menschen zur Folge haben kann, machte aber dennoch aus Vorsichtigkeit bekannt, daß er, im Fall einer Vergiftung, keinem Eingebornen das Leben schenken würde.

Douglas verbesserte hier sein Schiff, nahm Tianna's Gattin und Kind, zufolge dem von ihm geleisteten Versprechen, mit, so wie auch den Namitahah, nebst sechs seiner Angehörigen und vier Weibern, welche die Familie des Tianna zu begleiten wünschten, ging am 18. Februar mit beyden Schiffen unter Segel, und war am 19ten um eine englische Meile weit von Onisiau, den 22sten befand er sich an der Westspitze von Waititih-Bay, und am 23sten hatte er den vorigen Ankerplatz erreicht. Den folgenden Tag benutzte Douglas einen Westwind, um nach Owaisi zu gehn. Den 2. März kam Tianna von einer Gegend dieser Insel, welche Toi-hoi (Toee-Hye) heißt, an Bord der Iphigenia, und überließ sich ganz der unaussprechlichen Freude, nach einer langen Trennung Weib und Kinder in blühender Gesundheit wieder zu finden. Er führte sodann das Schiff in die Bay Tairowah (Tiroway) vor Anker und sorgte für Erfrischungen.

Nach-

Nachmittags kam der König mit seiner Familie in ein Paar schnellen Kanots, gab seine Freude über die Rückkehr des Schiffs unter vielen Höflichkeitsbezeugungen zu erkennen, und kam allen Wünschen des Kapitains und der Engländer mit ausnehmender Güte zuvor.

Am folgenden Tage fanden sich Tome-homy-haw (Maiha-Maiha), Tianna und einige andere Vornehmen bey Zeiten an Bord der Iphigenia ein. Der König entließ bald sein ganzes Gefolge, bis auf den Tianna, warf dem Douglas einen befiederten Mantel um, und trug dem Tianna auf, ihm in seinem Namen die Geheimnisse ihrer politischen Lage zu eröfnen. Taheo, König von Atuai, und Titiri, Beherrscher von Mauwi, Ranai, Morotai und Woahu, hatten, seiner Erzählung zufolge, mit Terrimauiri, dem noch lebenden Sohne Terriobu's, der auf der Ostseite der Insel wohnte, ein Bündniß geschlossen, um Tome-homy-haw (Maiha-Maiha) seiner Macht zu berauben, weil dieser mit der Niederlassung des Tianna auf Owaisi zufrieden gewesen war. Taheo hatte von den Kapitainen Portlock, Dixon u. a. eine Anzahl Feuergewehre und Ammunition, unter der ausdrücklichen Bedingung erhalten, daß er weder den Kapitain Mears, noch dessen Verbündete mit Lebensmitteln versehen sollte, und Douglas wurde nun von dem Könige dringend gebeten, bis zu seiner Rückkehr aus Amerika, zwey von seinen Leuten, nebst einer Drehbasse (franz. pierrier, engl. twivel, ein kleines Geschütz, welches nur eine halbpfündige Kugel schießt, wegen sei-

nes geringen Kalibers leicht nach jeder Richtung bewegt werden kann, und gewöhnlich in einem gabelförmigen Eisen hängt, welches sich um seine Achse bewegen läßt, und in das Holz gelassen wird), seiner eignen Vogelflinte, und was er sonst an Gewehren und Ammunition entübrigen könnte, hier zu lassen. Mehrere Umstände, z. B. die Kriegszurüstungen auf den andern Inseln, die Bereitwilligkeit, mit welcher alle Insulaner Schießpulver, Bley und Flinten gegen Mundvorrath eintauschten, machten dem Kapitain die Erzählung des Tianna wahrscheinlich. Er bewilligte dem Könige die Feuergewehre, und ließ die Drehbasse auf einem Gerüste aufpflanzen.

Den 6. März, nachdem man dem Könige ein Signal gegeben hatte, an Bord zu kommen, lichteten die Schiffe die Anker, und steuerten nach der Bay Toi-hai (Toee-Hye). Der König und die Königinn kamen mit Tianna und andern Befehlshabern an Bord, indeß die Vornehmen von geringerm Range dem Schiffe in einer Flotille von dreyßig Kanots folgten. Die Bay Tirrowah, welche Douglas jetzt verließ, hat guten Ankergrund, keinen Korallfelsen, und liegt in 19° 4' N. B. Nachmittags ging die Iphigenia vor dem Dorfe Toi-hai (Toee-Hye), in zehn Faden Tiefe, vor Anker. Der König kam gegen Abend mit seinem Gefolge ans Land, und schickte den folgenden Morgen dreyßig Schweine, eine Quantität Salz, nebst Kokosnüssen, Erdäpfeln und Tarrowurzeln zum Geschenk.

Douglas wünschte nun bald abzureisen, und ersuchte den König ihn mit dem nöthigen Reisevorrath zu versehen, worauf dieser den Befehl in dem Innern der Insel ergehen ließ, daß jeder, der Schweine hätte, sie bey Todesstrafe in das Dorf bringen sollte; und um zehn Uhr am andern Morgen kam er selbst mit einem Geschenk von funfzig Schweinen an Bord, wovon einige funfzehn Steine wogen.

Gegen Abend ging der Kapitain unter Segel, nachdem er den König und Tianna beschenkt hatte, versorgte seine Schiffe in Woahu mit Brennholz, Tarrowurzeln und Zuckerrohr, langte den 12ten in Atuai an, und richtete von da seinen Lauf nach Onisiau. Diesen Ort verließen beyde Schiffe den 18. März mit einem Vorrath von Yamswurzeln auf einen Monat, liefen nach Nordwesten, und erblickten den andern Morgen in dieser Richtung die von ihnen sogenannte Bird-Island, Vogelinsel. Er hatte auf dieser Reise viel Nebel, der sich erst am 6. April verlor. Eine Menge Seeottern spielten um das Schiff herum. Nachmittags kauften sie von den Besitzern eines Kanots, das an Bord kam, einige Felle. Die Leute zeigten ein Dorf, wo sie mehr Kikki's (Seeotterfelle) versprachen.

Es liegt auf einem hohen Felsen, und hat das Ansehen einer Festung, daher ihm Douglas den Namen Fort Pitt gab. Er bestimmt die Lage dieses Dorfs auf 50° 58' N. B. und 229° 43' O. L. Den folgenden Morgen setzte er seinen Weg nach Westen fort, und befand sich in dem weitläuftigen von ihm genannten

Beccleugh-Sund. Dieser Sund wird von den beyden Landspitzen Kap Farmer und Kap Murray gebildet. Nicht weit von dem ersteren Kap liegt in 54° 42' N. B. und 229° 20' O. L. die Patries-Insel. An der Westseite des Sundes sieht man einen hohen Berg, der den Namen St. Lazaro erhielt. Den 9ten war Douglas vor dem Eingange des Hafens Mears. Er fuhr im Sunde gerade hinaufwärts, an sieben oder acht Inseln vorbey, die in der Mitte desselben liegen. Er entdeckte hier einen ungemein bequemen Ankerplatz, eine halbe englische Meile breit, und vor denselben liegt eine Insel, die etwa eine englische Meile im Umkreise hat. Der Hafen liegt in 54° 57' N. B. und 228° 3' O. L. Douglas gab ihm den Namen Haines Cove.

Er verweilte sich hier einige Tage, um Pelzwerk und Nahrungsmittel einzukaufen. Den 17ten geriethen die Oberhäupter von zwey Dörfern an der entgegengesetzten Seite der Bucht in einem heftigen Streit. Man rüstete sich zu einem blutigen Kriege, der aber durch die Dazwischenkunft der Weiber in ein lautes Gezänk verwandelt ward, worauf beyde Partheyen sich versöhnten. Nach völlig gestillter Unruhe ruderte einer von den Befehlshabern mit allen seinen Kanots um die Iphigenia her, und sang dem Kapitain ein Danklied dafür, daß er sich nicht in den Streit gemischt hatte. Die andere Parthey begab sich nach ihrem Dorf, wo sie von den Weibern und Kindern mit Gesang bewillkommt ward.

Den

Den 19ten ging Douglas unter Segel, und bey Sonnenuntergang in einer tiefen Bay, an der Küste der Charlotteninseln, vor Anker. Er nannte sie Mac-Intyres-Bay. Sie liegt in 53° 58' N. B. und 228° 6' O. L. Nach einem kurzen Aufenthalte ging der Kapitain unter Segel, und schickte ein großes Boot ab, um den Einbusen zu untersuchen, welchen er schon im vorigen Jahre hier bemerkt hatte. Bald darauf sah man zwölf Kanots auf das Boot zukommen, und andre auf das Schiff zurudern. Douglas fand für gut dem Boote nachzusteuern, weil es bereits das Zeichen von gutem Ankergrunde gegeben hatte. Um fünf Uhr warfen sie den Anker in fünf und zwanzig Faden Tiefe, vier englische Meilen von einem kleinen unfruchtbaren, felsichten Inselchen, welches man jetzt als den Wohnort eines Befehlshabers, Namens Blakau Konihah (Blakow Koneehaw) erkannte, den Douglas im vorigen Jahre hier gesehen hatte. Dieser Anführer kam sogleich an Bord, und bewillkommte das Schiff mit einem melodischen Gesang, wozu zweyhundert seiner Leute den Chorus machten. Als sie aufhörten, wechselte er seinen Namen mit dem Kapitain, so wie es auf den Sandwichinseln gebräuchlich ist. Den 21sten segelte er weiter hinauf. In der Nacht näherten sich zwey Kanots dem Schiffe. Sie hatten ihre Ruder bey Seite gelegt, und ließen sich mit der Fluth hinunterführen, vermuthlich um die Engländer im Schlaf zu überraschen. Sobald sie sich entdeckt sahen eilten sie ans Land. Den folgenden Abend gaben einige Weiber, die an Bord kamen, dem Kapitain

zu verstehen, daß die Eingebornen gesonnen wären, das Schiff des Nachts zu überfallen, und den Leuten die Köpfe abzuschneiden. Es zeigte sich auch wirklich ein Kanot, sobald man die Lichter ausgelöscht hatte. Eine abgefeuerte Kanonenkugel und eine Salve aus einigen Flinten machten es verschwinden.

Blakau Konihah hielt am Morgen vom Strande her eine lange Rede. Das große Boot ging ans Land, um Brennholz zu holen. Nun traten etwa dreyßig oder vierzig Männer hinter einen Felsen hervor, und hielten einen Fingerhut, nebst andern Kleinigkeiten, die sie vom Schiffe gestohlen hatten, in die Höhe. Als sie inne wurden, daß ihnen die Engländer kein Leid zufügen wollten, halfen sie ihnen mit der größten Bereitwilligkeit Holz fällen, und die gefüllten Wasserfässer nach dem Boote bringen. Einige Zeit nachher kam der Befehlshaber an Bord. Er war in seinem festlichsten Anzuge gekleidet; denn es hingen vier Hermelinfelle an jedem Ohr, und eins an der Nase. Nachdem ihm Douglas die Ursache des Kanonenfeuers in der vorigen Nacht angegeben hatte, hielt er eine lange Rede an seine eigenen Leute, und versicherte den Kapitain, daß die Boshaften von einem Stamme des jenseitigen Ufers wären. Er bat sogar um ihre Hinrichtung, wenn sie in ähnlicher Absicht wiederkämen. Er selbst, setzte er hinzu, habe sein Haus verlassen, um bey dem Schiffe zu wohnen und es zu beschützen; und auf seinen Befehl hatten die Weiber dem Kapitain die vorige Nacht die Warnung geben müssen.

Den 23sten brachte man das Schiff auf die Tartaniseite des Kanals in einen kleinen Hafen, welcher

welcher Bealeshafen genannt ward, weil man den Ankergrund im vorigen Hafen unsicher fand. Douglas handelte noch einige Tage mit den Eingebornen, die ihr Pelzwerk nur für Eisen verkaufen wollten, setzte alsdann die Reise nach den Sandwichinseln fort, und am 20. Jul. erblickte man die Insel Owaisi. Bey diesem letztern Besuche wäre dem Kapitain bald ein großes Unglück wiederfahren; denn des Königs älterer Bruder und Aropi hatten sich vorgenommen, den Kapitain, umzubringen; Parrionau sollte den Kapitain Adanson, den ersten Steuermann, erstechen; Terriamiti, des Königs jüngerer Bruder, den Bruder u. s. w. Das Schiff sollte zertrümmert, und die Stücke in das Innere der Insel geschleppt werden, um allen Verdacht bey künftigen Fremden zu verhüten. Der ganze Anschlag wurde durch Tianna verrathen, und durch den Einfall des Kapitains, mit einer geladenen Pistole in jeder Hand auf das Verdeck zu springen, ohne Blutvergießen hintertrieben. Tome-homy-hav (Maiha-Maiha) that nun sehr demüthig, schob die Schuld auf andre Stämme, und versorgte den Douglas mit Lebensmitteln und allem nöthigen Vorrath. Den folgenden Tag ankerte Douglas in Waititih-Bay an der Insel Woahu, erreichte am 4. Okt. die chinesische Küste, und ankerte am folgenden Tage vor Makao.

James

James Bruce Reisen

in das

Innere von Afrika nach Abyssinien an die Quellen des Nils.

Herr Bruce segelte den 15. Junius 1786 auf einem französischen Schiff von Sidon ab, und kam den 20. Junius nach Alexandria in Egypten. Diese Stadt zeigt sich von fern ungemein vortheilhaft. Die alten Monumente, als die Säule des Pompejus und einige Obelisken, die türkischen Thürme und Spitzen, lassen den Reisenden hier viel Ruinen erwarten. Sobald man aber in den Hafen einläuft, verschwindet diese Täuschung, und man bemerkt eine traurige Mischung eigentlicher Ruinen alter Zeiten, mit den schlechten Gebäuden in spätern Zeiten.

Es giebt hier zwey Häfen. Die europäischen Schiffe dürfen aber nur in dem kleinern, wo sie beständig der Wuth des Meeres ausgesetzt sind, und nie in den größern einlaufen. Denn da dieser unmittelbar an die Stadt stößt, so fürchtet sich die Eifersucht der Türken, ihre Frauenzimmer, die gemeiniglich des Abends am offenen Fenster frische Luft genießen, dem Anblick der Fremden auszusetzen.

Die

Die schöne Säule des Pompejus, von Granit, ist vermuthlich ein Denkmal der Dankbarkeit, das die Stadt Alexandrien dem Kaiser Severus für erhaltene Gnadenbezeugungen errichten ließ.

Der starke Handel, der diese Stadt ehemals so berühmt machte, hat sich größtentheils verloren, und die Einwohner sind daher oft selbst im Begrif gewesen auszuwandern, und nach Cairo zu ziehen.

Von Alexandrien mußte Bruce eine unangenehme, selbst gefährliche Landreise bis Rosetto machen, weil der Arm des Nils, der sonst weit bequemer nach dieser Stadt führt, zu flach war: Der ganze Weg ist eine ungeheure Steppe von Flugsand, wo er, außer dem traurigen Wermuthsstock, weder Baum noch Pflanze fand. Die Gegend um Rosetto ist angenehm, weil sie wegen ihrer tiefen Lage die durch Ueberschwemmungen des Nils erhaltnen Feuchtigkeiten länger behält. Auch die Einwohner haben den Ruf der Artigkeit und freien Lebensart.

Im Anfange des Julius kam Bruce auf dem Nil nach Cairo, wo man über sein verwegnes Unternehmen, Abyssinien zu bereisen, erstaunte, und er für einen Derwisch gehalten wurde, der Kenntniß von der Zauberey habe.

Die hier vorhandnen Christen, vorzüglich Franzosen, führen wegen der großen Plakereien, die sie sowohl von den Eingebornen des Landes überhaupt, als von den tyrannischen Gliedern der

Régie-

Regierung insonderheit, auszustehen haben, ein trauriges Leben, ohnerachtet sie ihre Geschäfte in der größten Stille besorgen. Die Regierung soll eigentlich aus vierundzwanzig Beys bestehen, die aber niemals vollzählig sind. Selten sind diese Beys unter einander einig. Oft reißt einer die Macht allein an sich. Ein jeder von diesen Beys hat wieder seine Unterbedienten, die eben so wie er selbst eine uneingeschränkte Gerichtsbarkeit über die Einwohner ausüben, und die Justiz nach ihren Absichten verwalten. Ein jeder Bey muß Sklave gewesen, und auf dem Markt gekauft worden seyn. Der erste Diener eines Beys ist der Hesnader oder Schatzmeister. Dieser tritt, sobald sein Herr stirbt, in dessen Stelle, heurathet die hinterlaßne Wittwe, und erbt, mit Ausschließung der Kinder, sein ganzes Vermögen.

Als Bruce nach Cairo kam, hatte sich der berühmte Ali Bey zum Minister der Stadt gemacht, der die Türken außerordentlich haßte. Durch ihn hätte die türkische Herrschaft in Egypten ein Ende nehmen können, wenn die Russen im damaligen Kriege sich seiner gehörig bedient hätten. Ali-Bey hatte viel natürlichen Verstand, aber leider ließ er sich durch seine schlecht gesinnten Diener lenken. Durch den Sekretair desselben, der sich seiner astrologischen Kenntnisse zu bedienen hofte, wurde Bruce dem Ali-Bey vorgestellt, und von diesem über den Ausgang des türkischen Krieges befragt. Durch die Antwort, die Bruce ganz nach seinem Wunsch einrichtete, machte er sich bey ihm sehr beliebt, und erhielt bey seiner Abreise verschiedne wichtige Empfehlungsschreiben für Abyssinien.

Auch

Auch von dem Patriarchen bekam er eine Bulle an alle Griechen in Abyssinien, wovon viele wichtige Aemter bekleideten, daß sie ihn bey seinem Vorhaben aus allen Kräften unterstützen sollten.

Auf einem Canja (ein Fahrzeug, das seiner Bauart nach vorzüglich leicht wieder flott gemacht werden kann, wenn es auf eine verborgene Sandbank im Nil gestrandet ist) fuhr er am 12. Dec. von Cairo ab nach Fourshout. Unterweges hatte er eine trefliche Aussicht nach den Pyramiden zu Geeza und Sacara, die sich gegen Südwesten in die Wüste erstreckten, aus weißem Ton erbaut waren, und zuweilen ein sonderbares Ansehn hatten. Mit dem Scheik einer arabischen Horde machte er eine Reise zu Pferde nach Metrahenny, in welcher Gegend er viele Ruinen fand, die vermuthen lassen, daß hier das alte Memphis gestanden. Die Einwohner der Dörfer, durch die er kam, hatten alle ein kränkliches, trauriges und finsteres Ansehen. Die ganze Gegend war nichts als eine unermeßliche Wüste voller Flugsand, und man sah allenthalben den abschreckenden Einfluß des heißen Himmelsstrichs. Hinter Metrahenny liegen zu beyden Seiten des Nils nichts als elende und armselige Dörfer, die ihre Felder, welche überschwemmt gewesen waren, noch nicht wieder besäet hatten, ein Beweis des harten Drucks, den der Landmann hier von dem Geitz und der Härte der Regierung zu Cairo erduldet.

Bruce sahe hier eine besondre Art von Fischfang. Eine Flechte von Palmzweigen ruhte auf einem Floß von irrdenen Geschirren, der die Gestalt eines gleichschenklichen Triangels hatte. Drey

Männer, an den Ecken des Triangels stehend, warfen wechselsweise, mit außerordentlicher Schnelligkeit, ihre Hamen in den Fluß. Er kaufte von diesen Fischern, welche eigentlich nur den Fischfang als ein Nebenwerk betrieben, und hauptsächlich von den Verkauf verschiedener Gefäße leben, einen Fisch, Binny genannt, der vortreflich schmeckte, und von einem festen und weißen Fleisch war. Der Binny ist hell von Farbe, wie ein Lachs, silberfarbig auf den Seiten, und hat einen blauen Streif auf dem Rücken. Oft wiegt er 70 Pfund.

Hinter der Insel Halouan wurde der Nil sehr schmal und flach, und nur eine Viertelmeile breit. Beim Dorfe Nizelet el arab fand Bruce die ersten großen Pflanzungen von Zuckerrohr. Man schneidet hier das Rohr, welches sehr schön und vollkommen ist, in drey Zoll lange runde Stücke, und legt es in eine hölzerne Schaale mit Wasser, welches ein sehr erfrischendes Getränk giebt. Beym Dorfe Rhoda beobachtete er die prächtigen Ruinen der alten von Hadrian angelegten Stadt des Antinous, aber nur von ferne durch's Glas, weil man es nicht trauen durfte, sich dem räuberischen Gesindel, welches dort wohnt, zu nähern. Auch hierin wurde er gestört, das Volk schoß auf ihn, und er mußte sich, nachdem er tüchtig geschimpft und wieder geschossen hatte, zurückziehn. Das kleine Dorf Nolle lag in einer schönen Gegend, mit Palmenwäldchen, Acacien- und wilden Feigenbäumen umgeben. Die Blätter dieses Baumes sind das einzige Futter der Kamele durch diese Wüste. Aus der Oefnung, die man in

seine

seine Rinde macht, fließt der arabische Gummi heraus, der ein Hauptartikel des Handels auf dem Senegal ist.

In Gama sah er Reste egyptischer Architektur, einen kleinen Tempel, dessen Säulen voller Hieroglyphen, einen Habicht und eine Schlange, einen sitzenden Mann mit einem Hundekopf ꝛc. waren. Diesen Tempel brauchten die Araber bey der großen Hitze zum Stall für's Vieh.

Bruce sahe hier die Wiederlegung der alten Fabel: daß die Hunde am Nil aus Furcht vor den Crocodillen nur im Laufen soffen, mit eignen Augen. Sie tranken nicht nur ganz ruhig, sondern legten sich sogar an den Fluß schlafen. In Achmim, einer sehr ungesunden Stadt, fand er ein Franziskanerkloster, einen Zufluchtsort verfolgter Christen. Die Mönche, alle gebohrne Italiäner, zeichnen sich durch ihre grobe Unwissenheit sehr aus. Ein Fürst aus dem Hause Medizis, dieser Familie, die so viel für Wissenschaften und Künste that, wollte einst die Mönche mit einer Sternwarte und allen dazu gehörigen Instrumenten beschenken. Sie verbaten sich aber das Geschenk. Hier war auch eine Manufaktur von groben baumwollnen Zeugen. Der Haupthandel der Stadt aber besteht in Weizen, womit sie ihre Felder zweymal im Sommer besäen.

Die Frauenzimmer verheurathen sich hier schon im zehnten Jahre, und sehen in ihrem sechzehnten Jahre älter aus, als manche Engländerinn im sechzigsten. Sie sind also blos in der Kindheit schön. Bruce sahe schwangere Weiber, die noch nicht eilf

Jahr alt waren. Nicht weit vom Franziskanerkloster fand er einen halbzerstörten Triumphbogen des Kaisers Nero, mit einer griechischen Innschrift. Bey Girge, der größten Stadt, die er nach Cairo sah, war der Nil sehr breit, und machte eine Art von Wirbel. Die Ufer aber waren mit ununterbrochnen Lustwäldern von Palmbäumen bedeckt.

Bey Dendera, einer ansehnlichen Stadt, die ganz in Palmenhainen versteckt liegt, sahe Bruce die Ruinen zweyer Tempel, wovon der prächtigste noch gut erhalten war. Er ist ein längliches Viereck, in- und auswendig mit schönen ausgehauenen Hieroglyphen bedeckt. An jedem Ende des Gebäudes ist ein großes Zimmer, das von sauber gearbeiteten Säulen voller Hieroglyphen getragen wird. Außer den beyden Thürpfeilern ist das Gebäude aus gemeinem Stein; diese aber sind von Granit, und schwarzen und blauen Porphyr. Oben ist dieser Tempel platt.

Bruce sah in dieser Gegend den ersten Crocodill, und meint, die Gefahr müsse nicht so sehr groß seyn, da die Einwohner ihr Vieh ohne Besorgniß in den Fluß gehen lassen, ja oft selbst hineinwaten. Er hatte auch mit einem sogenannten Heiligen, der sich krank und blind stellte, und sich ihm zur Mitreise aufdrang, viel zu schaffen, bis er ihn endlich in's Wasser werfen zu lassen drohte; worauf der vormals so schwache Heilige sich mit der größten Geschwindigkeit, aber unter der Drohung, das Schiff zur Strafe in einen Baum zu verwandeln, entfernte.

In Fourshout, welche Stadt in einer neun Meilen breiten Ebne voller Zuckerpflanzungen ist, machte er dem Scheik Haman, an den er Empfehlungsschreiben hatte, seine Aufwartung. Dieser Mann war ungeheuer reich, hatte viele Länder in Oberegypten, die sonst eigne Fürsten hatten, an sich gezogen, und von dem türkischen Kaiser fast das ganze Land zwischen Siout und Syene gepachtet, weshalb auch sein Ansehen in Konstantinopel sehr groß war.

Mit eben demselben Canja, das ihn nach Fourshout gebracht hatte, begab sich Bruce nun auch auf den Weg nach Syene. Bey dem kleinen Dorfe Elgourni sahe er Ruinen eines Tempels von alter egyptischer Bauart, und hielt sie für Reste von dem alten Theben. Hier fand er auch noch zwey alte kolossalische Statuen, die vermuthlich Nilmesser waren, und wovon die eine Shaamy, die andre Thaamy genannt wird. Sie stehen auf einem Platz, der zum alten Theben gehörte, und haben griechische und lateinische Innschriften, des Inhalts: daß Reisende von diesen Statuen beym Aufgang der Sonne eben den Ton gehört hätten, den die bekannte Bildsäule des Memnon *) von sich gegeben haben soll. Außerdem ist von dem berühmten Theben nichts weiter übrig als vier sehr große Tempel, die zwar älter zu sein scheinen aber nicht so gut erhalten sind, als die zu Dendera. Die Tempel zu Medinet Thabu sind die niedlichsten,

*) Eine gute natürliche Erklärung dieses Wunders findet man in Beckers vermischten Blättern, 1. Band, Dresden 1790.

Anm. d. S.

noch in der Nacht unter Segel gehn, weil man Nachricht hatte, daß die Räuber, bey Anbruch des Tages, das Schiff plündern wollten.

In Luxor wurde er von dem Statthalter sehr freundlich aufgenommen und mit Lebensmitteln versorgt. Hier fand er die prächtigsten Ruinen in Egypten, unter andern zwey schöne gut erhaltene Obelisken, und zu Carnac, $1\frac{1}{4}$ Meile von Luxor, die Reste von zwey Reihen Sphinxen, und eine Anzahl Termen von egyptischer Arbeit, aus Basalt, mit einem Hunde oder Löwenkopf. Sie standen in einer Reihe und bildeten vermuthlich den Zugang zu einem ansehnlichen Gebäude. Auch auf den Mauern von Carnac fand er viele Bilder von Männern, Pferden, Wagen und Schlachten. Die Waffen waren kurze Wurfspieße, wie man sie noch jetzt in Egypten findet. Vorzüglich zeichnete sich ein Reuter aus, der mit einem Löwen focht. Luxor hält Bruce für das alte Diospolis.

Am 17ten fuhr er von Luxor ab, und kam am andern Morgen nach Esne, dem ehemaligen Latopolis. Auch hier sahe er die Ruinen eines ansehnlichen Tempels. Bey der Stadt Edfu, wo er nachher vorbeykam, war sonst der Nil durch eine Kette gesperrt, um, wie man sagt, die in Egypten plündernden Boote der Nubier abzuhalten. Bruce hält aber dieses nicht für den wahren Grund.

Er passirte nun verschiedne unbedeutende Dörfer, und kam darauf nach Scheck Ammer, welches aus bloßen elenden Hütten besteht, und von dem arabischen Stamm Ababde bewohnt wird, die sich von hier bis an die Wüste ausbreiten. Diese

Araber

Araber besitzen wenig Pferde und reiten meistens Kameele. Von der türkischen Regierung werden sie gebraucht, die Anfälle der Araber, welche unter dem Könige von Sennar stehen, abzuhalten. Durch Hülfe seiner medizinischen Kenntnisse machte sich Bruce dem Scheik beliebt, und erhielt dadurch den nicht zu verachtenden Schutz der Nation. Man rieth ihm, wenn er durchaus nach Abyssinien wolle, den Weg über Cosseir und Jidda zu nehmen, und versprach ihn durch einen Theil der Wüste zu begleiten. Der Scheik ließ sogar alle Häupter der Familien und die Priester ihrer Religion in Bruce's Gegenwart zusammenkommen, und unter den fürchterlichsten Schwüren versprechen, daß sie ihn bis auf den letzten Blutstropfen beschützen wollten. Die Geschenke, zwey Scheffel Waizen und sieben Schaafe, welche er von der Nation erhalten sollte, lehnte er unter dem Vorwand ab: daß die Türken, mit denen er reise, sie sich anmaßen würden, und versprach bey seiner Zurückkunft alles anzunehmen.

So segelte er am 20sten von hier ab, und kam Abends um 9 Uhr nach Syene, gegen einer Insel über, wo ein kleiner egyptischer Tempel stand. In Syene hatte er auf einen gewissen Hussein, der für die in dieser Stadt liegenden Janitscharen den Sold von Cairo abholen mußte, Kreditbriefe. Er fand ihn nicht zu Hause, schickte aber, im Vertrauen auf die Gastfreundschaft in diesen Gegenden, sogleich sein Gepäcke und seine Leute zu ihm. Auch bey dem Aga, an den er einen Firman des Großsultans, und ein Empfehlungsschreiben vom Bey zu Cairo hatte, wurde er zu einer Audienz

sten, und die Hieroglyphen sind beynahe sechs Zoll tief eingegraben.

Bruce glaubt nicht, daß die Hieroglyphen eine besondre Sprache enthalten, weil es nur überhaupt 514 verschiedne Vorstellungen derselben giebt, und dies also eine sehr arme Sprache seyn würde. Auch für einzelne Buchstaben will er sie nicht gelten lassen, weil dies ein zu großes Alphabet ausmachte. Es giebt vier Arten der Hieroglyphen; die Form der ersten ist nur angezeigt, und leicht in den Stein gekratzt; die zweyten sind eingegraben, so daß die Figur sich erhebt, aber doch nicht über die rohe Fläche des Steins hervorragt; die dritten sind Basreliefs, wo die Figur ganz frey ist, und die vierten sind tief in den Stein gearbeitete Umrisse. Die drey ersten Arten sind blau, roth und grün bemalt. Außer den Hieroglyphen brauchten die Egypter noch zwey andre Arten von Charakteren, die ethiopischen und die auf den Mumien. Nur die ethiopischen hält Bruce für eine Art von Sprache.

Eine Spur von Mauern eines Hauses konnte er nicht entdecken, und vermuthet daher, daß die Kolonie, welche die Stadt erbaute, in den Berghölen über Theben, worin sich jetzt viel Räuber aufhalten, gewohnt, und die Tempel nur zum Gottesdienst gebraucht haben.

Die großen Gräber von Theben liegen eine halbe Meile von Elgourni gegen Norden, in einer einsamen Gegend. Es sollen hundert Kammern seyn, aus Furcht vor Räubern konnte Bruce aber nur sieben untersuchen.

Im ersten Zimmer sahe er einen großen Sarkophag, aus einem einzigen Stück rothen Granit, 16 Fuß hoch, 10 lang und 6 breit. Der Deckel ist auf einer Seite gebrochen, und hat auf der Außenseite eine erhabne Figur. Von hier kam er in einen abhängigen Gang, dessen Wände und Decke außerordentlich fein und glatt mit Gips überzogen waren. Auf der linken Seite war der Krokodill vorgestellt, wie er den Apis in's Wasser reißt; auf der rechten aber der thebensche Käfer, beides erhabne Figuren. Verschiedene musikalische Instrumente, worunter sich vorzüglich drey Harfen auszeichneten, waren auf nassen Kalk gemalt. Uebrigens taugt die Malerey nicht gar viel, denn die eine Harfe hat z. B. eine Länge von $6\frac{1}{2}$ Fuß, und der Spieler ist nur 5 Fuß 10 Zoll hoch. Die Gestalt der Harfen beweißt übrigens, daß Geometrie, Mechanik, Musik damals zu einer hohen Vollkommenheit müssen gestiegen gewesen seyn. Auch die Kunst, die härtesten Steine auf eine leichte Art zu bearbeiten, und in Granit und Porphyr zu hauen, ist für uns verloren gegangen. Wir können das nicht mit Stahl verrichten, was die Alten mit ihren Werkzeugen aus Kupfer zu thun im Stande waren.

Bruce wollte die ganze Nacht in der Höle bleiben, da ihn aber seine Begleiter mit ihren Fackeln verließen, mußte er wider Willen nach dem Schiffe zurück reisen. Unterweges wurde er gewahr, daß die Furcht vor den Räubern nicht ungegründet war, denn er wurde in einem engen Thale mit Steinen von den Bergen angegriffen, und mußte sich geschwind aus dem Staube machen, ja sogar

noch in der Nacht unter Segel gehn, weil man Nachricht hatte, daß die Räuber, bey Anbruch des Tages, das Schiff plündern wollten.

In Luxor wurde er von dem Statthalter sehr freundlich aufgenommen und mit Lebensmitteln versorgt. Hier fand er die prächtigsten Ruinen in Egypten, unter andern zwey schöne gut erhaltene Obelisken, und zu Carnac, $1\frac{1}{4}$ Meile von Luxor, die Reste von zwey Reihen Sphinxen, und eine Anzahl Termen von egyptischer Arbeit, aus Basalt, mit einem Hunde oder Löwenkopf. Sie standen in einer Reihe und bildeten vermuthlich den Zugang zu einem ansehnlichen Gebäude. Auch auf den Mauern von Carnac fand er viele Bilder von Männern, Pferden, Wagen und Schlachten. Die Waffen waren kurze Wurfspieße, wie man sie noch jetzt in Egypten findet. Vorzüglich zeichnete sich ein Reuter aus, der mit einem Löwen focht. Luxor hält Bruce für das alte Diospolis.

Am 17ten fuhr er von Luxor ab, und kam am andern Morgen nach Esne, dem ehemaligen Latopolis. Auch hier sahe er die Ruinen eines ansehnlichen Tempels. Bey der Stadt Edfu, wo er nachher vorbeykam, war sonst der Nil durch eine Kette gesperrt, um, wie man sagt, die in Egypten plündernden Boote der Nubier abzuhalten. Bruce hält aber dieses nicht für den wahren Grund.

Er passirte nun verschiedne unbedeutende Dörfer, und kam darauf nach Scheck Ammer, welches aus bloßen elenden Hütten besteht, und von dem arabischen Stamm Ababde bewohnt wird, die sich von hier bis an die Wüste ausbreiten. Diese

Araber

Araber besitzen wenig Pferde und reiten meistens Kameele. Von der türkischen Regierung werden sie gebraucht, die Anfälle der Araber, welche unter dem Könige von Sennar stehen, abzuhalten. Durch Hülfe seiner medizinischen Kenntnisse machte sich Bruce dem Scheik beliebt, und erhielt dadurch den nicht zu verachtenden Schutz der Nation. Man rieth ihm, wenn er durchaus nach Abyssinien wolle, den Weg über Cosseir und Jidda zu nehmen, und versprach ihn durch einen Theil der Wüste zu begleiten. Der Scheik ließ sogar alle Häupter der Familien und die Priester ihrer Religion in Bruce's Gegenwart zusammenkommen, und unter den fürchterlichsten Schwüren versprechen, daß sie ihn bis auf den letzten Blutstropfen beschützen wollten. Die Geschenke, zwey Scheffel Waizen und sieben Schaafe, welche er von der Nation erhalten sollte, lehnte er unter dem Vorwand ab: daß die Türken, mit denen er reise, sie sich anmaßen würden, und versprach bey seiner Zurückkunft alles anzunehmen.

So segelte er am 20sten von hier ab, und kam Abends um 9 Uhr nach Syene, gegen einer Insel über, wo ein kleiner egyptischer Tempel stand. In Syene hatte er auf einen gewissen Hussein, der für die in dieser Stadt liegenden Janitscharen den Sold von Cairo abholen mußte, Kreditbriefe. Er fand ihn nicht zu Hause, schickte aber, im Vertrauen auf die Gastfreundschaft in diesen Gegenden, sogleich sein Gepäcke und seine Leute zu ihm. Auch bey dem Aga, an den er einen Firman des Großsultans, und ein Empfehlungsschreiben vom Bey zu Cairo hatte, wurde er zu einer Audienz

gelassen, überreichte ihm einige Geschenke, und erhielt dafür von demselben Pferde und Maulesel, um den Nilfall besuchen zu können. Auf dem Wege dahin fand er in einer kleinen sandigen Ebne eine Menge Grabsteine, mit Inschriften in cufischen Schriftzügen, die viele Reisende für eine unbekannte Sprache gehalten haben. Von da kam er in eine fünf Meilen große Ebne, wo er viel Ruinen traf. Der Nil ist hier kaum eine halbe Meile breit, und wird in seinem Lauf durch hohe Granitfelsen unterbrochen. Er stürzt also zurück, dies verursacht Wirbel, und macht ein betäubendes Getöse und einen fürchterlichen Anblick.

In dieser Gegend lebt die elende Nation der Kenous, die sich mit dem Fischfang beschäftigen. Sie sind von dunkelbrauner Farbe, klein und hurtig, sehen aber alle aus, als wenn sie schon im Grabe gelegen. Bruce wollte gern eine Unterredung mit ihnen halten, ließ daher seine Leute zurückbleiben, und gieng unbewafnet auf sie zu. Sie zogen sich aber zurück, und verkrochen sich zwischen die Felsen.

Syene sollte zwar, seiner Lage nach, ein gesunder Ort seyn, allein fast alle Einwohner sind mit Augenkrankheiten geplagt, die sich gewöhnlich mit einer völligen Blindheit endigen. Daß der brennend heiße Wind der Wüste die Ursach davon ist, wurde Bruce bey seiner Zurückreise durch die große Wüste gewahr, wo er auch eine schmerzhafte Augenentzündung bekam.

Nach einem großen Zank mit seinem Hauswirth, der ihn zwingen wollte von ihm ein Schiff zur weitern

rern Reise zu miethen, segelte er den 26. Januar von Syene ab, und fuhr auf eine angenehme Art den Fluß herunter. Den 2. Febr. kam er nach Badioura zurück, und am 16. Febr. 1769 reiste er endlich mit einer Caravane von Renne ab.

Elende Dörfer von elenden Hütten, in Gestalt eines Bienenstocks, öde Hügel, ohne Bäume und Pflanzen; dies war der Anblick bis Gabba, wo die Caravane den ersten Tag rastete. Am andern Tage ging der Weg durch eine Ebne, die mit sandigen Hügeln umgeben war, über welchen in der Ferne eine Reihe trauriger Gebirge sich erhob. Hier sahe man weder Baum noch Gras. Kein Wasser war zu finden. Kein lebendiges Wesen, weder vierfüßiges Thier, noch Vogel zu sehen. Sie schienen diese Gegend als verpestet zu fliehen. Die Sonnenhitze war erschrecklich. Rieb man zwey Stöcke aneinander, so fingen sie gleich Feuer. Nachmittag kam die Caravane zu einigen Ziehbrunnen, deren Wasser zwar so bitter wie Ruß war, doch aber von außen erfrischte und kühlte. Hier blieb sie den ganzen folgenden Tag liegen, um die Caravanen von Cus und Esne, die zu ihr stoßen sollten, zu erwarten. Zwanzig gut gekleidete wohl bewafnete Türken, auf Kameelen reitend, schlossen sich hier noch an, und da sie hörten, daß Bruce ein Engländer war, den sie für ihren Landsmann ansahen, so vereinigten sie sich mit ihm zur wechselseitigen Vertheidigung. Die vorgebliche Landsmannschaft zwischen Engländern und Türken, beruht auf einer Grille der letztern. Sie glauben nämlich, daß die Engländer aus der Gegend Cazdagli in klein Asien herstammen.

Am

Am 19. Februar setzte die Caravane ihre Reise fort. Die Gebirge auf beyden Seiten der Ebne wurden höher, und hatten eine braune Farbe, waren aber alle ohne Bäume und Gras. Sie kam vor einen Berg von grünem und rothen Marmor vorbey, und gelangte endlich gegen Mittag in die Ebne Hamra, wo sie purpurrothen Sand fanden, und wo sich die Porphyrbrüche anfiengen. Auch die Ameisen, die einzigen lebendigen Kreaturen, die man antraf, waren purpurroth, wie der Sand und die Berge.

Am 20sten kamen sie in eine schöne Ebne voller Acacien, mit Bergen von Porphir und Granit umgeben. Bey Mesag el terwofey fanden sie Wasser in zwölf Felsengrotten, das sich von dem gewöhnlichen häufigen Regen im Februar gesammelt hatte. Bruce schoß hier einige Antelopen. Bey dem großen Berge Terwofey, der meistentheils aus Granit besteht, fanden sie die Ruinen eines ungeheuren Obelisk. Bruce sahe in der Ebne kleine Stückchen Jaspis, mit rothen und grünen Flecken, und vermuthet, daß die Gebirge rings herum aus eben der Steinart bestehen. Weiterhin waren die Berge rechter Hand von rothem Marmor, die auf der linken Seite aber sahen grün aus, und bestanden vermuthlich aus Serpentinstein. Diese Berge sahen aus, als wenn sie mit Havana oder Brasilientaback besäet wären. Die nächsten an der See scheinen roth zu seyn, und vielleicht hat davon das rothe Meer seinen Namen bekommen. Ein sehr hoher Berg, den sie am folgenden Tage fanden, bestand aus Serpentinstein, mit einer Ader von Jaspis, und ließ

Spuren von einer ehemaligen Bearbeitung sehen. Die Menge der Berge von den schönsten Steinarten macht es begreiflich, woher die Alten so viel Marmor, Porphyr und Granit zur Auszierung ihrer Gebäude erhielten. Zum bequemeren Transport aus diesen Gebirgen nach dem Nil, hatte man abhängige Gänge durch Berge gebrochen, die man noch genau sieht.

Am folgenden Tage kam **Bruce** nach dem Dorfe **Cosseir**, das zwischen Hügeln von Flugsand liegt, und durch ein kleines Kastell für die Ueberfälle der Araber geschützt wird. **Cosseir** liegt unter dem 26° 7' 5'' nördlicher Breite, und die Länge ist 34° 4' 15'' ostwärts vom Meridian zu Greenwich. In der Zeit, daß er sich hier aufhielt, kam auch die Caravane von Syene an, unter einer Bedeckung der arabischen Horde Ababde, eben der, welche ihn in der Wüste zu beschützen geschworen hatte. Sie ritten auf Kameelen, und zwar so, daß auf jedem Kameele zwey mit dem Rücken nebeneinander saßen. Der Schutz dieser mächtigen Horde gab **Brucen** nicht nur Sicherheit, sondern auch ein großes Ansehen. Er hatte dadurch Gelegenheit denen Türken, die mit der Caravane hieher gekommen waren, wesentliche Dienste zu leisten, und ihnen ein Schiff zu verschaffen, womit sie nach **Yambo**, und von da zum Grabe ihres Propheten reisen konnten.

Von **Cosseir** aus reiste **Bruce** am 14. März mit dem besten Boote aus, um den berühmten Smaragdenberg zu besehen. Aus Vorsicht, und weil er sich auf das Schiff nicht recht verlassen konnte, segelte er so dicht als möglich an der Küste

hin.

hin. Am 15ten sahe er einen Felsen, wie einen hohen Pfeiler aus der See hervorragen. Er gehörte zu einer kleinen Insel, wo er am 16ten landete. Er fand hier die sogenannten Zumrud-Brunnen, fünf Brunnen, wo die Alten Smaragden gebrochen haben sollen. Er fand hier auch Stücke von dem prächtigen grünen Krystall, das die Alten, die den wahren Smaragd nicht kannten, Smaragd nannten. Von hier fuhr er noch etwas weiter, um zu sehen, ob der große Fluß Frat, der hier in diesen Gegenden seyn soll, wirklich existirt. Er fand aber seine Meinung, daß der ganze Strom blos eine Erdichtung sey, bestätiget, und kehrte, vor verschiedene kleine Inseln vorbey, nach Cosseir zurück.

Hier miethete Bruce ein tüchtiges Schiff, um den ganzen arabischen Meerbusen hinauf zu segeln, und gieng den 5. April am Bord. Die Fahrt auf diesem Meerbusen ist sehr gefährlich, denn auf der abyssinischen oder westlichen Seite giebt es viele spitzige Klippen, auf der arabischen Seite aber entstehen aus dem Flugsand, den der Wind von den Ufern wirft, Sandbänke. Ueberdem sind die hiesigen Lootsen unwissende Leute, und es gehen daher hier viel Schiffe zu Grunde. Bey Azab, einem Orte an der abyssinischen Küste, wo man gutes Wasser, Schaafe und Ziegen, auch Myrrhen und Weihrauch findet, wohnt an der Küste ein räuberisches Hirtenvolk, die Gallas, vor welchem man sich äußerst in Acht nehmen muß. Hinter der Insel Foosht, wo man durch Vorsorge eines Mönchs, der die Brunnen reiniget, vortreffliches Wasser findet, kömmt man nach der Stadt Tor,

die

die einen guten Hafen und ein griechisches Mönchskloster hat, und von wo man die Berge Sinai und Horeb sieht.

Den 11. April segelte er von Tor ab, und stieg bey Cap Mahomet an's Land, wo er ein sogenanntes Lamm Israel schoß, welches er für das Thier Saphan (Kaninchen) in der Bibel hält. Er segelte neben verschiedne kleine Inseln vorbey, ankerte bey Elhar, wo er die rauhen Berge von Radua, auf welchen alle Früchte von Arabien und Afrika gut fortkommen, sahe, und lief endlich in den Hafen von Yambo ein.

Die christlichen Schiffer, welche das rothe Meer oft beschiffen, wählen sich einen Araber zum Gasseer oder Beschützer, auf den sie sich berufen, wenn sie das Unglück haben, an der arabischen Küste zu scheitern, und dadurch nicht nur vor Beleidigungen sicher sind, sondern auch ihre Güter erhalten. Dem Araber bringt diese Beschützung oft viel ein, und wenn er seine Tochter verheurathet giebt er ihr das jährliche Schutzgeld von einigen Schiffen zur Aussteuer mit.

Zu Yambo waren die Einwohner mit der türkischen Besatzung des Kastels, welche aus Janitscharen besteht, in Uneinigkeit gerathen. Bruce wollte also erst gar nicht hier landen. Da ihn aber der Kapitain des Hafens versicherte, daß die Streitigkeiten beygelegt wären, ließ er sich endlich zureden. Der ganze Streit war eigentlich um ein Kameel hergekommen, und dieses arme Thier mußte nach wiederhergestellter Ruhe das Bad bezahlen.

Es

Es wurde zum Thore hinausgeführt, und nachdem man ihm alles Unglück auf den Kopf Schuld gegeben, und tüchtig ausgeschimpft hatte, wurde es, unter den schrecklichsten Verwünschungen, mit Lanzen durchbohrt. *)

Von den beyden Agas zu Yambo, die sich sonst gegen Fremde oft Gewaltthätigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen, wurde Bruce noch so ziemlich gut behandelt, da sie ihn für einen Vertrauten des Ali-Bey hielten, der ihnen sehr furchtbar war. Doch wendete sich der eine mit der Bitte an ihn: daß er ihm ein langsames Gift geben möchte, um den andern damit ohne Verdacht aus dem Wege räumen zu können, verwunderte sich auch sehr über die strenge Denkungsart, als Bruce es ihm abschlug.

Hier bekam Bruce eine unversehrte Pflanze des Balsams von Mekka, und eine Flasche dieses Balsams, wobey er zugleich eine possierliche Anekdote über den Ursprung dieser Pflanze hörte: Gott habe nehmlich diese Balsampflanze nicht zugleich mit den übrigen Gewächsen erschaffen, sondern als Mahomet einstmals ein Treffen gegen die heidnische Horde Harb geliefert, habe er Gott gebeten, aus dem Blute der Erschlagnen einen Wald von Balsambäumen entstehn zu lassen. Mit diesem Balsam habe er die Wunden der Todten bestrichen, und

*) Wem fällt hier nicht der Ausgang des Prozesses um den Eselsschatten, aus Wielands Abderiten bey, wo es dem unschuldigen Esel eben so gieng.

A. d. S.

und alle, die schon vorher zu Muselmännern bestimmt gewesen wären, seyen wieder lebendig geworden.

Am 28sten April segelte er endlich wieder von Yambo ab, und kam nach Diar, wo er zum erstenmal Pflanzen vom Rackbaum traf. Von hier fuhr er vor verschiedne kleine Hafen vorbey, bemerkte unterwegs viele Hayfische, welche äußerst kühn waren, und beynah ins Schiff sprangen, und lief endlich am 3. May in den Hafen von Jidda ein.

Hier wurde Bruce, da seine Kleidung schmutzig und von der Reise zerlumpt aussahe, von seinen Landsleuten für einen Türken gehalten, und mit Drohungen abgewiesen, ja der Vezier, der nicht glaubte, daß all' das sonderbare Gepäcke einem so schlecht gekleideten Menschen gehöre, und eine gute Beute zu machen hofte, ließ sogar seine Kisten aufmachen. Wie erstaunte er aber, als ihm der Firman des türkischen Sultans und eine große Menge Empfehlungsschreiben an die ansehnlichsten Männer in die Augen fielen. Er kam nun selbst mit funfzig nackenden schwarzen Soldaten nach dem bengalischen Hause, und entschuldigte sich bey ihm, gab ihm auch nachmals die kräftigsten Empfehlungsschreiben an den Nayb von Masuah, den König von Abyssinien und den König von Sennar.

Da Bruce sich noch einige Zeit in Jidda aufhalten mußte, so hatte er Gelegenheit seine Reise auf dem noch übrigen Theil des arabischen Meerbusens fortzusetzen, und von dem Handel zu Jidda

Erkundigungen einzuziehn, die ihn äußerst befremdeten. Hat z. B. ein türkischer Kaufmann zu Mecca Lust die Ladungen einiger von den hier sich aufhaltenden Ostindienfahrern zu kaufen, wovon eine allein oft an 200,000 Pfund Sterling werth ist, so besorgen indianische Mäkler, einer für den türkischen Kaufmann, der andre für den Kapitain des Schiffs, diesen Handel. Nach zwanzig Minuten ist der Handel dadurch, daß sich diese beiden auf einen Teppich niederlassen, und eine ostindische Binde, wie eine Serviette, über ihre Hände breiten, geschlossen, ohne daß eine Feder angesetzt worden; und doch weiß man kein Beyspiel, daß über einen so seltsamen Handel Zwist entstanden wäre. Die gekauften Ladungen werden nun durch die wüstesten Gegenden Arabiens geführt, von Menschen, mit denen niemand gern allein seyn möchte. So sonderbar die Behandlung der Waaren ist, eben so sonderbar ist die Bezahlung derselben. Ein Mohr, der nichts hat als seinen Ruf, liefert eine Anzahl Säcke voll Geld, schreibt die Summe, die darin enthalten seyn soll, oben darauf, versiegelt den Sack, und nun gilt dieser in Ostindien, so lange er dauert, für die bemerkte Summe.

Jidda hat eine ungesunde traurige Lage, so wie alle Städte auf der östlichen Küste des rothen Meers. Sümpfe von stehendem Wasser rings herum verpesten durch ihre Ausdünstungen die Luft. Läge Mekka nicht so nahe, und machte die Ankunft der Ostindienfahrer den Handel nicht etwas lebhaft, so wäre gewiß die Stadt schon verlassen worden.

Ohngeachtet hier das Vaterland Mahomets ist, und die Erlaubniß, vier Weiber zu nehmen hier zuerst bekannt gemacht wurde, so findet man doch zu Jidda wenig Männer, die mehr als eine Frau haben, weil sie selten mehr ernähren können. Im glücklichen Arabien hingegen, wo der Boden alles ohne Mühe im größten Ueberfluß hervorbringt, kann der Mann mit der größten Bequemlichkeit mehrere Weiber erhalten. Man findet auch daher dort weniger unverheurathete Frauenzimmer als hier. Bruce leugnet, daß die Polygamie der Bevölkerung schade, und meint, daß man sich auf die europäischen Geburtslisten, nach welchen im Durchschnitt fast beständig eine gleiche Anzahl Knaben und Mädchen geboren werden, nicht berufen könne, weil im Orient die Menschen durch Nahrung, Vergnügungen, Religion und Regierung ganz anders gebildet werden, und man in den meisten Ländern gemeiniglich drey bis vier Mädchen gegen einen Knaben findet. Bruce lernte den Iman von Sala kennen, der noch nicht sehr alt war, und schon 88 lebendige Kinder hatte, worunter aber nur 14 Söhne waren. Mahomets Erlaubniß gründete sich also auf weiser Politik, so wie die meisten seiner andern Gesetze ihren Grund in der Beschaffenheit des Klima ꝛc. haben. Die Gründe, welche man in Europa gegen die Vielweiberey angiebt, passen gar nicht auf orientalische Länder, weil das weibliche Geschlecht hier eine ganz andre Beschaffenheit hat, als bey uns. Eine Engländerin kann z. B. schon im vierzehnten Jahre Kinder gebären und hört erst im acht und vierzigsten auf, gebäret also vier und dreyßig Jahr. Eine

Araberin aber, die schon im eilften Jahre gebärt, hört im zwanzigsten wieder auf, gebärt also nur neun Jahr. Vier arabische Weiber gebären zusammen sechs und dreyßig Jahr; folglich nur zwey Jahr länger als eine Engländerin.

Den 8. Jul. 1769 segelte Bruce aus dem Hafen von Jidda, unter Ehrenbezeugungen aller englischen Schiffe, passirte viele Inseln, und kam am 11ten nach Kanfodah, welches an einem Meerbusen in einer unfruchtbaren Ebne liegt. Tiefer im Lande aber, wo der Boden sehr fruchtbar ist, sind schöne Gärten angelegt. Hier hört man auch zuerst wieder von Regen. An dem Statthalter des Orts, Emir Ferhan, fand Bruce einen sehr vernünftigen Mann, der ihn vor einem indianischen Seeräuber von Mascate warnte, der eben im rothen Meere kreuzte. Aus Furcht segelten sie daher nahe an der Küste hin, und erreichten bald die Gränze zwischen dem wüsten und glückseligen Arabien. Bruce fand die Küste gut bewohnt. Die Bewohner, welche schwarz sind und wolliges Haar haben, sind ursprünglich keine Araber, und ernähren sich von der Viehzucht. Tiefer im Lande wohnen die Habibs, eine völlig unabhängige arabische Horde. Die große sandige Wüste, Tehama, erstreckt sich bis Mocha. Außer wenigen Antelopen findet man fast gar keine Thiere, und die Vögel geben keinen Laut von sich.

In dem Hafen Sib trat Bruce ans Land. Er fand hier ein elendes Dorf, bewohnt von rohen und viehischen Geschöpfen. Sie waren mager aber stark von Muskeln, und hatten schwar-

zes wolliges Haar. Um den Kopf trugen sie eine Schnur von Palmblättern. Die Weiber giengen, außer einige Verheyrathete, die einen Lappen um die Mitte des Leibes gewunden hatten, nackend wie die Männer, rauchten auch Taback. Die Augenbraunen färben sie sich mit Spiesglas.

Am 18ten kam er nach **Loheja**, welcher Ort auf einer Halbinsel liegt. Von den salzigen Ausdünstungen der Erde in dieser Gegend empfand man ein empfindliches Stechen in den Beinen. Die Weiber, welche sehr eingezogen leben, tragen im Hause ein langes Hemde von feinem baumwollenen Zeuge, und färben ihre Hände und Füße mit Henna, einem Mittel, welches stark zusammenzieht und den Schweiß vertreibt. Ihr. Haar lassen sie in lange Zöpfe geflochten herunterhängen, weil man hier langes Haar für eine Schönheit hält. Die arabischen Weiber sind nicht schwarz, und einige außerordentlich schön. Da sie aber nicht lange zum Kinderzeugen tauglich sind, zieht man die gekaufte abyssinische Mädchen vor.

Am 27sten verließ Bruce **Loheja**, fuhr vor der großen Insel **Camaran** vorbey, und kam am folgenden Tage nach **Mocha**, welches von der See aus einen herrlichen Anblick gewährt. Am 30sten segelte er nach der Mündung des indischen Meers, landete bey der Insel **Jibbel Raban** gerade unter dem Cap, welches auf der arabischen Seite die nördliche Einfahrt der Straße ist, und trat endlich aus Mangel an Holz, nachdem er noch verschiedne kleine Inseln besucht hatte, seine Rückreise nach **Loheja** an.

Die beyden Vorgebirge, welche den Eingang in die berühmte Meerenge bilden, und wovon das eine in Arabien, das andre in Afrika liegt, sind nicht über funfzig Seemeilen auseinander. Das erste heißt Jartack, das andre Gardefan. Nach und nach verengert sich die Meerenge in eine kleine Straße, die kaum sechs Seemeilen breit ist, und von der Insel Perim in zwey Theile getheilt wird. Der Kanal an der arabischen Küste ist zwey, der andre höchstens drey Meilen breit. Die meisten Schiffe fahren durch den ersten, weil in dem andern zu viel kleine Inseln liegen.

Am 2. August landete Bruce an eine kleine Insel, wo er etwas Holz fand, und einen nackten schwarzen Mann sah, der auf einem Kameel saß und drey kurze Wurfspieße in der Hand hatte, sich aber geschwind entfernte. Auf einer andern Insel, fand er einen alten nackten Mann, der schlecht arabisch sprach, und ihn in ein Land zu bringen versprach, wo man Lebensmittel im Ueberfluß fände, und der König den Fremden sehr zugethan sey. Bruce traute zwar erst nicht an's Land zu treten, endlich ließ er sich doch bewegen. In dem Augenblick aber sprangen dreyßig mit Spießen bewafnete Männer, die sich bisher hinter Bäumen versteckt hatten, hervor, und Bruce eilte so geschwind als möglich in sein Boot zurück. Der Ostindienfahrer Elgin hatte kurz vorher hier viele Einwohner umbringen lassen. Am 6. August kam Bruce nach Loheja wieder zurück, mußte aber noch einen ganzen Monat auf Briefe an den Nayb von Masuah dort warten.

Das Geld hier im Lande ist ein kleines Stück von verfälschtem Silber, ohngefehr sechs englische Pence werth, und heißt gewöhnlich Commesh auch Loubia. Man hat hier zweyerley Gewicht. Das eine ist vermuthlich italiänischen Ursprungs, und heißt Rotolo, wovon hundert einen Kantor oder Centner machen. Das andre ist einheimisch, heißt Faranzala, und besteht aus zwanzig Rotolos.

Am 3. September 1769 verließ Bruce Loheja, lief bey einer Menge kleiner Inseln vorbey, und landete am 6ten an der Insel Foosht, die ohngefähr neun Meilen im Umfang hat. Die schwarzen Einwohner, die sich mit dem Fischfang ernähren, gehen nackt und haben blos einen schmutzigen Lappen um den Leib. Man findet hier auch kleine Perlen. Bey der Landung waren die Insulaner sehr erschrocken. Auf der Insel Zimmer giebt es Antelopen und eine Menge Hyänen. Bruce sahe hier Cisternen, die sechzig Ellen tief in den Felsen gehauen waren. Er erlegte einen Hayfisch mit einer Harpune, der eilf Fuß sieben Zoll lang war. Auf der Insel Jibbel Feyer, die auch Dauhan (Rauchberg) heißt, sahe er einen ehemaligen feuerspeienden Berg, der noch rauchte. Die ganze Insel war wüste und mit Schwefel und Bimsstein bedeckt. Am 12ten kam er nach Dahalac, der größten Insel im rothen Meer. Sie ist ohngefähr dreyßig Meilen lang und funfzehn breit. Er fand hier eine schöne Gattung kurzhariger Antelopen, und eine Pflanzung von Acacien. So nahe diese Insel an Abyssinien liegt, so ist doch das Klima

hier ganz anders. Vom Ende März bis zu Anfang Oktober regnet es gar nicht. Im December, Januar und Februar aber stürzen solche Ströme vom Himmel, daß die ganze Insel überschwemmt wird, und alle Cisternen, die wahrscheinlicherweise noch aus den Zeiten der Ptolomäer sind, Vorrath für die trockene Jahrszeit bekommen. Diese Cisternen werden aber von den Insulanern gar nicht rein gehalten, und das Wasser schmeckte stark nach Bisam, vermuthlich von dem Mist der Antelopen, die sich darin baden. Ueberhaupt sind die Einwohner äußerst träge. Sie pflügen und säen nicht, sondern ernähren sich größtentheils von Ziegenmilch, und leben bisweilen ein ganzes Jahr ohne Brod, blos von Schaalthieren und Fischen. Dennoch ziehn sie diese dürre öde Gegend den schönen Ländern, die ihnen zu beyden Seiten liegen, vor. Die Vornehmen, die wenig in die Sonne kommen, sehen braun, die Fischer aber roth aus, wie Mahagoniholz. Man findet auch einige Schwarzen hier, die von andern Orten gekommen sind; verheurathen sich aber diese hier, so verändert sich in der zweyten Generation schon ihre Farbe.

Uebrigens scheinen die Einwohner von Dahalac ein gutmüthiges, furchtsames und unschädliches Volk zu seyn. Sie gehn auch ganz unbewafnet. Von Krankheiten wissen sie zwar nicht viel, außer daß sie zuweilen durch fremde Schiffe die Pocken erhalten, dennoch leben sie nicht lange, und Bruce sahe keinen Menschen, der sechzig Jahr alt war.

Diese

Diese Insel steht unter dem Nayb von Masuah. Der Statthalter hat wenig Einkünfte; von jeder Dorfschaft, deren es zwölfe giebt, erhält er eine Ziege, die Schiffe, die auf dem Wege nach Masuah hier landen, erlegen ein Pfund Caffee, und die, welche aus Arabien kommen, einen Thaler. An die Stelle der kleinen Münze braucht man hier venetianische Glaskörner.

Ehedem war Dahalac weit blühender, durch Perlenfischerey, Schildkrötenfang und den ostindischen Handel. Die harte türkische Regierung aber benahm den Bewohnern allen Muth, und trieb den Handel von hier nach Jidda. Außer einer Menge Antelopen findet man hier weiter nichts als einige ausgehungerte Kameele, Ziegen und Esel. Feuergewehre kennen die Einwohner nicht und fangen die Raubthiere in Fallen. Von hier aus konnte Bruce schon die hohen Gebirge Abyssiniens sehen.

Am 17. Septemb. fuhr er von hier ab, und kam den 19. nach Masuah. Diese kleine Insel, die ohngefähr dreyviertel Meilen breit und eine halbe Meile lang ist, liegt nahe an der abyssinischen Küste. Auch hier hat die harte türkische Regierung den ehemals blühenden Handel zerstört. Der Nayb von Masuah, der ehedessen diese Insel gegen einen Tribut vom türkischen Kaiser zu Lehn hatte, steht jetzt, nachdem die Türken ihre Besatzungen aus vielen Orten am rothen Meer zurückgezogen haben, unter abyssinischem Schutz. Bruce war hier in großer Gefahr. Man war schon von seiner Ankunft benachrich-

tiget, hielt ihn für einen Prinzen, und der Nayb wollte ihn umbringen lassen, weil er eine große Beute zu machen hofte. Achmet aber, der künftige Nachfolger desselben, nahm ihn in Schutz, und ließ ihm ein Haus anweisen, bis der Nayb am 21sten von Arkeeko kam. Er war von drey berittenen Sklaven begleitet, ohngefähr vierzig nackte mit Lanzen bewafnete Kerls liefen zu Fuß neben her, auch wurde eine Trommel, ein irrdenes Gefäß mit einem Fell überzogen, vor ihm geschlagen. Bey der Audienz behandelte er die ihm überreichten Empfehlungsschreiben und den Firman äußerst geringschätzig, und drohte Brucen in ein Gefängniß werfen zu lassen, wenn er nicht 340 Unzen Gold erlegte. Ein Brief des Königs von Abyssinien, der sich über Bruce's Aufenthalt in Masuah beschwerte, machte ihn etwas höflicher.

Masuah ist äußerst ungesund. Fieber, die man Nedad nennt, und die sich gewöhnlich am dritten Tage mit dem Tode endigen, auch Pocken wüthen hier außerordentlich. Unter mehreren Krankheiten, wovon man in Europa nichts weiß, sind folgende zwey die merkwürdigsten. Farenteit, oder der Wurm des Pharao heißt die erste, und besteht darin, daß aus einer kleinen Geschwulst an den Armen und Beinen weiße Würmer mit schwarzen Köpfen, oft fünf Fuß lang, gezogen werden, die von dem stehenden Wasser herrühren, welches diese Menschen beständig trinken müssen. Die andre heißt Elephantiasis, und besteht in einer Geschwulst an den Beinen, die sich nach und nach in kleine Reifen, wie

Runzeln

Runzeln, zusammenzieht, zwischen welchen rohes Feisch ist, das eine wässerichte Feuchtigkeit von sich giebt. Die Ursachen dieser Krankheiten liegen theils im Klima, theils in der Lebensart der Einwohner. Die Hitze in Masuah ist so groß, daß das Siegellack in den Kisten flüssig wie Theer wurde. Vorzüglich hat sich der Europäer, der diese Gegenden besucht, in Acht zu nehmen, und muß eine strenge Diät halten. Die Einwohner halten sich, wenn sie des Morgens ausgehn, einen durchräucherten Lappen vor die Nase.

Stirbt ein Masuahner, so versammeln sich seine Verwandten, schließen einen Zirkel um die Leiche, singen und tanzen nach dem Takt einer Trommel.

Die Häuser in Masuah sind, einige zwanzig steinerne ausgenommen, von hölzernen Pfählen und Binsen erbaut. Die Lebensmittel sind hier selten und theuer. Thiere findet man nur wenige. Die europäische Lerche ist hier bis im November, wenn die Regenzeit anfängt, stumm.

Den 10. November verließ Bruce Masuah, und nahm seinen Weg über Arkeeko, welche Stadt aus 400 Häuser, theils von Leimen, theils von Binsen besteht. Hinter Arkeeko kam er durch ein enges Thal, welches mit Gras, das dem europäischen glich, bewachsen war. Er sahe hier in der Entfernung den hohen Berg Taranta, der über alle abyssinische Berge hervorragt, und dessen Gipfel beständig mit Wolken bedeckt ist. Durch eine Oefnung, welche ein

Berg-

Bergstrohm in der Regenzeit ausgehöhlt hatte, kam er in diese Gebirge und begegnete eine Menge Schiho's oder Hirten, die mit Weib und Kind und Heerden ein nomadisches Leben führen, und eine andre Gegend suchen, wenn sie die erste abgeweidet haben.

Diese Schiho's waren ehedessen eine mächtige Nation, die Pocken haben aber den grösten Theil von ihnen weggeraft. Sie haben die schwärzeste Farbe von allen Völkern am rothen Meer. Die Männer tragen kurze kattunene Hosen, und ein Ziegenfell über die Schultern; die Weiber sind mit baumwollenen Hemden bekleidet. Sie haben keine Häuser, sondern wohnen größtentheils in Berghöhlen. Die Männer tragen Lanzen und ein Messer im Hosengürtel.

Bisher war das Wetter, seit Bruce's Abreise von Masuah, immer gut gewesen. Nun aber fieng es an zu donnern und zu blitzen, und plötzlich stürzte der Bergstrohm, in dessen Bette unsere Reisende wanderten, mit dem größten Geräusch sich ihnen entgegen, so daß sie kaum Zeit hatten, sich auf einen Hügel zu retten. Erst am folgenden Morgen legte sich der Strom, und erlaubte die weitere Reise.

Nun kam er an den Berg Hamhammou, wo sich die Wüste Samhar anfängt, die von den Hazortas bewohnt wird. Diese Nation hat eine Kupferfarbe und lebt von der Viehzucht, schlachtet aber kein Stück, sondern genießet blos die Milch. Sie wohnen in kleine Höhlen, die

nur

nur für zwey Personen Platz haben, und mit einer Ochsenhaut bedeckt sind.

In einem engen Thale sahe **Bruce** zuerst wieder einen Strohm klares Wasser, der mit schattigen Tamarinden-Bäumen umgeben war. Noch angenehmer aber war die Gegend bey **Tabbo**, wo die **Hazortas** daher auch einen beständigen Wohnsitz haben. Die Heerden in dieser Gegend fressen nicht, wie bey uns, Gras, sondern Laub und Baumzweige. Auf den Hügeln, welche den großen Berg **Taranta** umgeben, traf er eine Menge Wild, vorzüglich viel Antelopen, und eine kleine Art Rebhüner. Die Antelopen fürchteten sich gar nicht, sondern blieben ruhig stehen.

Aeußerst schwierig war das Ersteigen des **Taranta**, wegen des Gepäcks und der Esel, die Bruce bey sich hatte. Der Weg war steil, voller Felsenstücke und Dornen. Auf der Spitze des Berges liegt das Dorf **Halai**. Man findet hier auch Cedern und viel wilde Olivenbäume. Das Volk ist hier nicht schwarz, sondern braungelb. Sie haben krauses wolliges Haar, tragen um die Schultern ein Ziegenfell, und um den Leib ein Stück Kattun. Jeder führt zwey Lanzen und ein großes Schild von Ochsenhaut. In einem kattunenen Gürtel, den sie sechsmal um den Leib schlagen, tragen sie ein Messer. Vieh findet sich hier häufig; vorzüglich schön sind die weissen seidenhaarigen Ochsen, und die großen schwarzen Schaafe, welche anstatt der Wolle feine Haare haben. Man trift auf dem Gipfel des Taranta auch mit Waizen besäete Ebnen an.

Bruce schoß hier einen weißen Adler, dessen Länge von einem Flügel zum andern sechs Fuß zehn Zoll betrug. Erst schien er ganz zahm zu seyn, als er aber angeschossen war, fiel er mit der größten Wuth Vieh und Menschen an.

Am 22sten kam Bruce nach Dixan, welches auf der andern Seite des Taranta liegt und die erste Stadt in Abyssinien war, die er auf seinem Wege traf. Die Einwohner bestehen aus Mohren und Christen, und treiben einen starken Handel mit gestohlnen Kindern nach Masuah. Selbst die christlichen Priester treiben dies schändliche Gewerbe ganz öffentlich. Bruce hörte sogar erzählen, wie ein Priester den andern mit seiner ganzen Familie durch List verkauft habe, zuletzt aber von den Mohren, denen er sie verkauft, überlistet, und selbst zum Sklaven gemacht worden sey.

Am 25sten November verließ er Dixan, und kam den andern Tag nach der Provinz Tigre. Hier stießen einige Mohren mit zwanzig beladenen Eseln und zwey beladenen Ochsen zu der Gesellschaft. Mit diesen vereinigt zog er durch die drey Meilen lange Ebne Zarai, und kam an das auf hohen Felsen liegende Dorf Addocota, wohin sich einst die aus Tigre verbannten Jesuiten flüchteten. Alle Dörfer in dieser Gegend liegen auf spitzigen Felsen, auch das Dorf Hadami, wo der Baharnagasch, der diesen Distrikt gekauft hatte, wohnte. Bruce kaufte von ihm ein schönes Pferd für arabische Waaren, und erhielt dafür einen Trupp Reuter zur Bedeckung gegen die Ueberfälle der Schangallas

oder alten Cuschiten. Die Dörfer in dieser Gegend leben beständig unter einander in Feindschaft, und gehn daher immer bewafnet. Man trift hier den sogenannten Schicksalsvogel, der wie ein türkischer Hahn aussieht und sehr schnell läuft, häufig an. Auch fand Bruce ein schönes Thier, Agazan, das in das Ziegengeschlecht gehört, und die Größe eines großen Esels hat. Es war eben von einem Löwen getödtet worden, den vermuthlich der Knall des Gewehrs von seiner Beute gescheucht hatte. Die Abyssinier, die sonst alles verabscheuen, was nicht mit dem Messer getödtet worden, aßen doch hiervon, weil sie eine Ausnahme mit den Thieren machen, die der Löwe getödtet hat.

Nun kam Bruce an den großen reißenden Fluß Balezat, und setzte seinen Weg an dessen Ufer fort, bis er den großen Berg Tomumbusso erreichte, der aus Porphir besteht, und auf seinem Gipfel ein Mönchskloster hat. Hier mußte er einen Zoll Awides bezahlen, den aber der Zollpächter, da Bruce zum Könige reißte, mäßig ansetzte, ohnerachtet die Karavanen hier tüchtig geplündert werden. Uebler kam er bey Kellaweg, einem Felsen, wo die Prinzen der Königl. Familie ihr Gefängniß haben, und wäre hier bald durch das schöne Geschlecht, welches sich um die damals zur Mode gewordnen himmelblauen Glaskörner riß, geplündert worden.

Am 6. December erreichte Bruce Adowa. Diese Stadt liegt am Abhange eines Hügels, in einer kleinen mit hohen Bergen umgebnen Ebne, die von drey fischreichen Flüssen gewässert wird.

wird. Sie besteht nur aus hundert Häusern, sieht aber von fern sehr groß, und wie alle Städte in diesem Lande, fast wie ein Wald aus, weil die Häuser mit Hecken und Bäumen umgeben sind. Weil der Statthalter hier residirt, ist sie die Hauptstadt von Tigre. Dieser ist ein grausamer Tirann, der an dreyhundert Personen, und unter diesen einige schon zwanzig Jahr, gefangen hielt, um Geld von ihnen zu erpressen.

Von seinem Wirth, Janni, einem alten ehrwürdigen Mann, wurde Bruce äußerst gastfreundlich, und wegen der strengen Befehle des griechischen Patriarchen, mit großer Ehrerbietung und sogar Demuth aufgenommen. Er kam ihm an der äußern Thür entgegen. Sein dünnes weißes Haar war mit einem kleinen Turban von Mußelin bedeckt, sein schneeweißer Bart reichte ihm bis an die Mitte des Leibes. Er war in weissen Kattun gekleidet, und hatte eine rothe goldgestickte Binde um den Leib. Die Kleidung reichte bis an die Knöchel. Er führte Bruce durch einen mit Jasmin bepflanzten, mit Blumen bestreuten Hof in ein schönes Zimmer, worin ein seidner Sopha stand, und dessen Boden mit persischen Küssen belegt war. Sogleich wurde Wasser gebracht, und Janni wollte ihm, als einen Reisenden, der von Cairo kam, also für einen Pilgrim von Jerusalem angesehen wurde, selbst die Füße waschen, welches Bruce aber nicht zugab. Bey der Mahlzeit setzte er sich nicht zu ihm hin, sondern stand hinter ihm mit einem Handtuch in der Hand. — Auch vom Statthalter erhielt Bruce einen Besuch.

In Adowa ist eine wichtige Manufaktur von grobem Kattun, der in Abyssinien statt des Geldes gebraucht wird, indem jedes Stück einen Pataka gilt, zehn Stück aber eine Unze Gold. Die Häuser sind alle von rohen Steinen mit Schlamm statt des Mörtels erbauet. Die Dächer haben eine konische Gestalt, und sind mit Schilfgras gedeckt.

In der umliegenden Gegend erndtet man des Jahrs dreymal, im November, Februar und April, und doch sind die Bauern arm und elend. Die große Menge Ratten und Feldmäuse, die sich zuweilen einfinden, verursachet oft eine schlechte Erndte. Um sie zu tödten, steckt der Landmann das Stroh an, welches er sonst zu nichts zu gebrauchen weiß. Die ganze Gegend um Adowa, und die Provinz Tigre überhaupt, ist voll hoher, steiler Gebirge, auf welchen Heerden von Ziegen weiden. Die Gestalt dieser Berge ist zuweilen sehr auffallend. Oft gleichen sie Pyramiden und Obelisken, oft sind sie oben breiter wie unten, daß man befürchten sollte, sie von einem Windstoß umgeweht zu sehen.

Den 10. Januar 1770 machte Bruce eine kleine Reise nach Fremona, wo ein Jesuitenkloster ist. Dies ist einer der festesten Plätze in Abyssinien, liegt auf der Spitze eines Hügels, und sieht mehr einem Schlosse als einem Kloster ähnlich.

Am 17ten verließ er Adowa, und kam in die Gegend von Axum, der ehemaligen Hauptstadt Abyssiniens, wo er weitläuftige Ruinen, und unter andern vierzig Obelisken aus Granit, mit Schnitzwerk im gothischen Geschmack, fand. Er

kam hier in eine Straße, die durch einen Berg von rothem Marmor gehauen war. Linker Hand lief eine Mauer, fünf Fuß hoch, worin man noch die Piedestale eingehauen sah, worauf in alten Zeiten, außer der kolossalischen Bildsäule des Sirius, noch verschiedne Sphinxe standen. Zwey prächtige Treppen, einige hundert Fuß lang, sind die einzigen Ueberbleibsel eines schönen Tempels, auf dessen Ruinen die jetzige Kirche, ein elendes Gebäude, voller Taubenmist, erbauet ist. Doch findet man hier einen Christuskopf mit einer Dornenkrone, den der heilige Lukas gemalt haben soll, und den man, in Kriegen gegen Muhamedaner, mit zu Felde nimmt. Die Quelle eines Stroms, der neben Axum fließt, ergießt sich in ein prächtiges Becken von 150 Fuß in Quadrat.

Die jetzige Stadt Axum hat ohngefähr 600 Häuser, und verschiedne Baumwollen-Manufakturen. Die Mönche machen gutes Pergament aus Ziegenhäuten.

Am 20. Januar verließ Bruce Axum, und kam durch eine angenehme Gegend, voll der wohlriechendsten Gewächse. Er sahe hier Leute aus dem Hindertheile einer Kuh, die sie vor sich hertrieben, einige Stücken Fleisch schneiden und verzehren, nachher aber diese Kuh — mirabile dictu — weiter treiben. Sein Weg ging jetzt fast ununterbrochen durch reizende Landschaften, voller herrlichen Gärten, die aber hin und wieder von wilden Schweinen verwüstet waren. Auch Weinstöcke, mit kleinen wohlschmeckenden schwarzen Beeren, traf er an. Die Karavane wurde von einem Trupp Reuter angegriffen, weil man sie für

türkische

türkische Kaufleute hielt, mit Hülfe einer Dorfschaft aber trieb man diese Banditen leicht zurück.

Den 22sten kam Bruce glücklich in der Stadt Sire an, die in Form eines halben Monds gebaut und größer als Axum ist. Auch hier sind Manufakturen von grobem Cattun, der anstatt Geld gebraucht wird. Sire ist zwar eins der schönsten, aber auch der ungesundesten Länder von der Welt. Es herrschen hier fast beständig gefährliche Faulfieber.

Am 24sten langte er an dem Fluß Tacazze an, der in Abyssinien nach dem Nil der größte ist. Er entspringt bey Souami Midre, und hat, wie der Nil, drey Quellen. An seinen Ufern wachsen schöne Bäume und wohlriechende Kräuter. Er ist fischreich und tritt, wie der Nil, jährlich aus. In demselben befinden sich viele Flußpferde und Krokodille, die so kühn sind, daß sie oft Menschen von den Flössen herunterreißen. In den Wäldern am Ufer des Tacazze befinden sich außer einer Menge Wildprett, auch Löwen und Hyänen, von denen die Karavane oft des Nachts beunruhigt wurde.

Nun kam Bruce in die Provinz Samen, deren Einwohner sich der Negerphisionomie näherten und platte Nasen hatten, die man sonst in Abyssinien nicht findet. Die Weiber und Mädchen waren sehr freygebig mit ihren Gunstbezeugungen. Hier fand er einen Fluß, der warmes Wasser hatte, worin aber keine mineralische Theile zu entdecken waren. Hinter Addergey wurden die Berge kahl und nackt, Löwen und Hyänen waren hier in großer Menge, die durch ihr Brüllen

Pferde und Mauleſel in große Furcht ſetzten, ja ſelbſt einen Mauleſel bey Nachtzeit fraßen. Noch größere Plage verurſachten große ſchwarze Ameiſen, die aus der Erde kamen, und alle Teppiche und andre Sachen zerfraßen. Ihr ſchmerzhafter Biß verurſachte auch große Entzündung.

Am 4. Februar erreichte Bruce die Berge von **Waldubba** oder das Thal der Hyänen. Hier iſt das abyſſiniſche Siberien, denn hieher werden hohe Perſonen, die in Ungnade fallen, verwieſen. Sie leben alsdann wie Mönche, unter Mönchen, die ſich zur Kreutzigung ihres Fleiſches in dieſe unbewohnte Gegenden freywillig verbannt haben. Auch eine Art von Nonnen, die mit dieſen Heiligen in großer Vertraulichkeit leben, giebt es hier.

In der Ebne von Dippebaha fand er eine ſo große Hitze, daß ſogar die Erde an verſchiedenen Orten aufgeſprungen war. Ueberhaupt war das ganze Land wüſte und von Menſchen entblößt.

Den 8. Febr. erſtieg Bruce, auf einem ſchmalen Fußpfade, den ſteilen Berg **Lamelmon** mit der äußerſten Lebensgefahr, denn es waren zu beyden Seiten tiefe Abgründe, und Waſſerſtröhme hatten große Felsſtücken losgeriſſen. Die Luft auf dieſem Berge aber war gemäßigter, und überhaupt angenehmer als im Thale. Oben giebt es eine große Ebne von Feldern und Wieſen, auch entſpringen hier viel Quellen, die meiſtentheils ſo ſtark ſind, daß ſie Mühlen treiben könnten. Die Bewohner des Berges erndten fünfmal im Jahre, ſo fruchtbar iſt der Boden. Sie wohnen in verſchied-

schiednen Dörfern, und sind die einzigen Töpfer und Maurer in Abyssinien.

Von hier kam er in die Provinz **Waggora**, welches die Kornkammer von Gondar ist. Das Land war volkreich, und je näher er der Hauptstadt Abyssiniens kam, desto wohlhabender wurde das Volk, desto angebauter das Land. Schon in einer Entfernung von zehn Meilen konnte er Gondar sehen, und nachdem er den Fluß **Tchagassa**, über den eine steinerne Brücke von drey Bogen geht, passirt hatte, gelangte er endlich an dieses erste Ziel seiner großen und beschwerlichen Reise.

Gondar liegt auf dem Gipfel eines hohen Hügels, und faßt ohngefähr 10000 Familien. Der Fluß **Rehha** umgiebt die südliche, und der **Angrab** die nordöstliche Seite der Stadt. An dem westlichen Ende von Gondar liegt der ehemals prächtige Pallast des Königs, der aber durch Feuersbrünste sehr gelitten hat. Der Pallast **Koskam**, an der Südseite des Sonnenbergs, ist die Wohnung der Königinn Mutter. Er besteht aus drey Höfen, und enthält die reichste Kirche in Abyssinien. Dicht unter dem Hügel von Gondar, am gegenseitigen Ufer des **Angrab**, liegt die Stadt der Mahomedaner, die aus 3000 Häusern besteht.

Wie **Bruce** in Gondar aufgenommen worden, durch seine Geschicklichkeit in der Arzneykunst sich Freunde erworben, bey dem **Ras Michael**, der Königin Mutter und dem Könige Audienz gehabt, in dieser letztern durch langes Stehen äußerst ermüdet worden, nachher in einen blutigen Streit mit einem Schwestersohn des **Ras** gerathen, seine

große Geschicklichkeit, ein Talglicht aus einer Flinte durch drey Schilder von Büffelleder zu schießen, im Angesicht des Hofes gezeigt, und endlich vom Könige für seine Verdienste zum Statthalter von Ras el Feel, an den Gränzen von Sennar, ernannt worden; alles dieses — welches Bruce äußerst weitschweifig erzählt — glaube ich übergehn zu können, so wie ich auch in der Folge die kriegerischen Begebenheiten nur kurz berühren werde.

Es gab damals in Abyssinien geistliche und weltliche Unruhen. Die geistlichen entstanden über den König Nebucadnezar, den einige fanatische Mönche für einen Heiligen erklärt wissen wollten, der größte Theil der Geistlichkeit zu Gondar aber einen Heiden nannte, der in der Hölle brate. Die weltlichen Unruhen, die schon in bürgerliche Kriege ausgebrochen waren, rührten noch aus den Zeiten des Königes Yasous her, der eine Gemalin aus der Nation der Gallas, die bisher mit den Abyssiniern in beständigen Streit gelebt hatte, nahm, und mit ihr einen Sohn Joas zeugte. Dieser folgte ihm in der Regierung, und natürlicherweise kamen nun die Gallas bey Hofe in grosses Ansehen, die Abyssinier aber wurden bey mehrern Gelegenheiten zurückgesetzt. Wegen Besetzung einer Statthalterschaft, die der König einem Abyssinier nehmen und einem Gallas geben wollte, kam es nun zum Kriege, und der König sahe sich genöthigt, den damaligen Statthalter von Tigre, Michael, zum Ras zu machen, und ihm die höchste Gewalt in Civil- und Militairsachen zu übertragen. Dieser schlug zwar den abyssinischen

Statt-

Statthalter, Mariam Barea, der dem Oheim des Königs, Rasmati Brulhe, einem Gallas, nicht hatte gutwillig Platz machen wollen, verheurathete sich aber kurz darauf mit dessen Wittwe, und wurde dadurch selbst ein geschworner Feind der Gallas. Gern wäre nun der König den Ras Michael, der ihm selbst fürchterlich wurde, wieder losgewesen; er gab ihm den Befehl nach Tigre zurückzukehren, und ließ sogar ihm nach dem Leben stellen. Michael aber erklärte öffentlich, daß er nicht mehr Diener des Königs, sondern des Reichs sey, welches durch die wachsende Gewalt der Gallas in Gefahr wäre, und gab den Befehl, daß alle Gallas in 24 Stunden Gondar verlassen sollten. Er lieferte diesen ein Treffen, ließ den König Joas ermorden, und setzte den Prinzen Hatze Hannes am 3. May 1769 auf den Thron. Er war schon 70 Jahr alt, hatte nur eine Hand, einen schwächlichen Körper, und einen durch Mönchserziehung und Lebensart verkrüppelten Verstand. Da er sich nicht bequemen wollte, mit zu Felde zu gehn, sondern beständig weinte und betete, ließ ihn Ras Michael durch Gift hinrichten, und setzte seinen Sohn Tecla Haimanout, einen Prinzen von funfzehn Jahren, auf den Thron. Dieser, ein verständiger gut gebildeter Herr, war dem Ras gänzlich ergeben, und zog mit ihm gegen die Gallas zu Felde, die schon verschiedentlich geschlagen worden waren, als Bruce in Gondar ankam.

Als Statthalter mußte dieser nun mit zu Felde gehn, und erhielt dazu die nöthige Equipage. Am 4. April verließ er Gondar, paßierte den Fluß

Mayetsch, der über ein tiefes Bett von blauen Steinen fließt, und kam nach der Stadt Emfras, die an den großen See Tzana liegt. Dieser See, der größte in Abyssinien, ist neun und vierzig Meilen lang, zehn Meilen breit, und enthält viel bewohnte Inseln, die zu Staatsgefängnissen gebraucht werden.

Von hier stieß Bruce zu der Armee des Königs, der schon auf dem Wege gegen die rebellischen Statthalter war, und traf auf seiner Reise ein von Heiden bewohntes Dorf, Waidó genannt, an. Diese Heiden leben blos von der Jagd der Krokodille und Flußpferde, sehen widrig aus, stinken entsetzlich, und werden von den Abyssiniern so verabscheut, daß wenn jemand nur etwas von ihren Sachen angreift, er den ganzen Tag für unrein gehalten wird.

Da Bruce hier nur vierzehn Meilen von dem großen Wasserfall des Nils entfernt war, so beschloß er diese schöne Gelegenheit nicht zu versäumen, und trat seine Reise, in Gesellschaft eines vornehmen Abyssiniers, und neun mit Lanzen bewafneten Bedienten, dahin an. Durch ein gebirgigtes Land, wo er viel unbekannte Bäume sahe, kam er an den schnellen Strom Mariam Ohha, der sich unterhalb des Wasserfalls in den Nil stürzt. Hinter Alata sahe er den Nil, der hier mit großem Geräusch und Schnelligkeit sich zwischen zwey Felsen hindurchreißt, und nicht weit von da vierzig Fuß hoch, mit fürchterlichem Donner herunter stürzt. Ein dicker Nebel entzog diese majestätische Naturscene den Augen, und nur nach diesem Nebel konnte man den Lauf des Stroms beurtheilen.

Bruce setzte nun seinen Weg weiter fort und fand das Land allenthalben von Menschen verlassen, und von der Armee des Königs verwüstet, die ihren genommenen Weg auf eine fürchterliche Art bezeichnet hatte. Er stieß zur königlichen Armee, die auf dem Rückmarsch begriffen war, und über den Nil gieng, wobey viel Menschen umkamen. Die Unruhen wurden dem Anscheine nach gestillt, und Fasil, das Haupt der Rebellen, zum Statthalter der vier wichtigsten Provinzen von Abyssinien ernannt. Am 3. Julius kam Bruce nach Gondar zurück, ohne seinen Hauptzweck, der Entdeckung der Quellen des Nils, näher gekommen zu seyn.

Für die geleisteten Dienste erhielt er vom König das Dorf Geesh, wo der Nil entspringt, für sich und seine Nachkommen zum Geschenk, und reiste am 28. Oktober 1770 dahin ab. Unterwegs stieß er auf den Zug Fasils, der ihn eben nicht sehr freundlich behandelte, und ihn anfänglich durch die Furcht vor den Gallas von seiner Entdeckungsreise zurückschrecken wollte, endlich aber doch die Schenkung des Königs, in Ansehung von Geesh, welches in seiner Statthalterschaft lag, bestätigte, ihn selbst zu unterstützen durch einen Eid versprach, und ein Pferd schenkte.

Mit Hülfe seines Wegweisers, **Shalaka Woldo**, kam Bruce nun durch das gut angebaute und angenehme Thal von **Bemba**, und hatte bald darauf eine sehr schöne Aussicht auf den See Tzana. An dem großen Fluß Kelti stieß er auf einen Haufen Gallas, deren Anführer, der Springer genannt, er besuchte. Dieser hatte sich eben

im Kelti gebadet, war ganz nackt, und ließ sich die Haare mit geschmolzenen Talg einschmieren und mit schmutzigen Ochsendärmen durchflechten. Um den Hals hatte er zwey Gedärme, wie ein Halstuch, geschlagen, die bis auf den Magen herunterhiengen. Der Besuch dauerte nicht lange, denn Bruce konnte den Gestank des umherliegenden Aases nicht aushalten.

Die Dörfer bestehn in dieser Gegend aus niedrigen Strohhütten, die mit einem Verhack von dornichten Hecken umgeben sind, um sich gegen feindliche Anfälle zu vertheidigen. Die Furcht vor den Pocken ist hier so groß, daß wenn sie sich in einem Hause zeigen, dieses sogleich mit allen Bewohnern von den Nachbaren verbrannt wird. Der Fluß Kelti ist außerordentlich fischreich. Es legt sich aber hier niemand auf den Fischfang, theils aus Faulheit, theils weil man die Fische, nach unrecht verstandnen mosaischen Gesetzen, für unreine Thiere hält. Alle Märkte werden in Abyssinien im freyen Felde, unter dem Schatten der Bäume, gehalten, und dies ist der einzige Ort, wo man vor seinen Feinden sicher ist, denn nach den Gesetzen darf daselbst keine Privatstreitigkeit gerächt werden. Ein solcher Markt war bey dem Dorfe Koo.

Nun kam Bruce über den Fluß Assar, nach der Provinz Goutto, deren Einwohner keine Gallas, auch weit civilisirter und reicher als diese sind. Das Land hat viel Vieh und guten Honig. Ueberhaupt ist diese Gegend sehr angenehm und voller schattigen Akazien. Der wilde Hafer wächst hier so hoch, daß ein Mann zu Pferde sich darin verstecken kann, und der Stengel hat zuweilen ei-

nen

nen Zoll im Umfang. Die Einwohner gebrauchen ihn aber nicht. Der Fluß Assar macht hier einen Wasserfall von zwanzig Fuß. Seine Ufer waren mit den schönsten Blumen bedeckt, und die Gebüsche wimmelten von unbekannten Vögeln; nur waren leider die Blumen ohne Geruch, und die Vögel sangen nicht.

Am 2. Novemb. erreichte er den Nil, der hier sehr reißend und schwer zu passiren war. Die Verehrung gegen diesen Strom gieng bey den Bewohnern der Provinz Goutto so weit, daß sie nicht einmal das Durchreiten erlauben wollten, sondern Bruce die Schuh auszuziehn zwangen. Sie weigerten sich auch sein Gepäck herüber zu schaffen, die Drohungen des Wegweisers aber machten sie geschmeidiger. Nicht weit von hier besuchte er den ersten Wasserfall des Nils, der aber nur sechzehn Fuß hoch und lange nicht so majestätisch ist, als der zu Alata. Er wurde hier von starken Schwärmen Bienen beunruhigt, die große Körbe von Baumzweigen, welche die Einwohner an ihre Häuser hängen, mit Honig anfüllen.

Brucen fiel hier die Benennung der Flüsse auf. Dee, Kelti und Arno sind Namen von Flüssen in Abyssinien, und auch in Großbrittanien und Italien findet man Flüsse dieses Namens.

Der Nil war in dieser Gegend noch ein Bach, der kaum eine Mühle treiben konnte, und ohngefähr eine Viertelmeile von da langte endlich Bruce an das Ziel seiner Reise, den Ursprung des Nils an. In einer sumpfigen Wiese, an kleinen altarähnlichen Hügeln entspringt er aus drey Quellen,

denen man sich mit bloßen Füßen nähern muß, weil die Einwohner dieser Gegend Heiden sind, die diesen Fluß anbeten. Die Hauptquelle hat drey Fuß im Durchschnitt. Ihr Wasser ist sehr klar und helle. In einer Tiefe von sechs Schuh zehn Zoll kam Bruce auf weiche Erde. Die zweyte Quelle liegt von der ersten zehn Fuß nach Westen zu entfernt, hat nur eilf Zoll im Durchschnitt, ist aber acht Schuh drey Zoll tief. Die dritte Quelle, ohngefähr zwanzig Fuß von der ersten nach Süd-südwesten zu, ist nur zwey Fuß breit und fünf Fuß acht Zoll tief. Obgleich die Quellen unbedeckt und immer der Sonne ausgesetzt sind, so ist ihr Wasser doch beständig kalt.

Bruce hatte nun also eine Entdeckung gemacht, die seit dreytausend Jahren die Aufmerksamkeit der Menschen beschäftiget hatte, und demohngeachtet allen Nachforschungen entgangen war. Sesostris, Alexander, Nero in den ältern Zeiten, Cosmas, der Eremit, die Portugiesen Covillan, Rodrigo de Lima, Christoph von Gama, und der Patriarch Alphonsus Mendez, der Jesuit Päz und der protestantische Missionair Heyling aus Lübeck in neueren Zeiten; alle diese haben sich mehr oder weniger Mühe gegeben, mehr oder weniger Kosten an diese Entdeckung verwendet, aber ohne glücklichen Erfolg. Es war einem Britten vorbehalten — dies sind Brucen's eigne Worte — diesen Lorbeerkranz zu erringen. Jetzt weiß man, daß die Ueberschwemmungen des Nils von den tropischen Regen, die in Ethiopien fallen, herrühren.

Der

Der Nil nimmt seinen Lauf durch die Ebne von Goutta, geht in einer Strecke von sieben Meilen durch den See Tzana, ohne sich mit dem See zu vermischen, und seine eigenthümliche Farbe zu verlieren, kömmt durch die Landschaften Dara, Begemder und Amhara, und schließt, indem er ganz nach seinen Quellen wieder zurückkehret, die Provinz Gojam in einem Cirkel ein. Hier fängt er, durch eine Menge auf seinem Wege aufgenommener kleiner Flüsse, an tief und reißend zu werden, enthält schon viel Krokodille, und bahnt sich nun in dem Lande der Gongas mit Gewalt einen Weg durch eine hohe Bergkette, wo er einen zwey hundert und achtzig Fuß hohen Wasserfall bildet. Von hier passirt er Sennar, vereinigt sich mit dem Tacazza und dem Astaboras, macht durch die Wüste Selima einen Weg von fünfhundert Meilen, bildet, von einer Bergkette herabstürzend, den siebenten Wasserfall, Jan Adel genannt, und läuft nun, nachdem er im Lande der Kennous den achten Wasserfall überstanden, durch Egypten. Auf diesem langen Wege erhält er in den verschiednen Ländern zwar auch verschiedne Benennungen, die aber alle einerley Bedeutung und Beziehung auf den Hundsstern haben.

Die Agows, in deren Lande die Nilquellen liegen, erzeigen diesem Fluß göttliche Ehre, und bringen dem Geiste, der sich darin aufhalten soll, unzählige Schlachtopfer. Das Dorf Geesh, ohngefähr sechshundert Schritte von den Quellen, wird von einem der kleinsten Stämme dieses Volkes bewohnt, der aber, wegen der Nähe dieser Quellen, als der Hauptstamm angesehen wird.

In dem Felsen, an dessen Abhange Geesh liegt, ist eine ungeheure Höhle, gleichsam ein natürliches Labyrinth, voller sich durchkreuzenden Pfade. Die darin herrschende dumpfige Luft erlaubte Brucen aber nicht weit vorzudringen. Die Lage von Geesh ist sehr romantisch. Die Häuser des Dorfs blicken nur durch die Bäume und Gesträuche, die den Abhang des Felsen decken; schmale wildverwachsene Pfade schlängeln sich zu den Häusern; undurchdringliche Dorngebüsche verbergen die Eingänge der Höhlen, und hohe Bäume umkränzen den obern Rand des Abhangs.

Als die Agows zu Geesh Fasils Pferd sahen, welches Bruce vor sich herführen ließ, waren sie bange, daß er mit seiner Gesellschaft auf ihre Kosten leben würde. Da aber dieser dem Schum, oder Priester des Nils versicherte, daß er alles bezahlen würde, wurde er von allen herzlich empfangen, und wegen seiner großen Reichthümer an Glaskörnern, Antimonium, kleinen Messern und großen Nadeln, sehr geschätzt. Der Schum gab ihm sogar drey seiner Töchter zu Haushälterinnen.

Alle Jahre, wenn der Hundsstern sich zeigt, versammelt der Priester des Nils die Oberhäupter der Stämme der Agows bey dem Altar der Hauptquelle des Nils, schlachtet eine junge schwarze Kuh, und zertheilt sie, mit vielen Ceremonien, unter die Stämme, doch so, daß der Stamm zu Geesh das größte Stück bekömmt. Jeder Stamm verzehrt das seinige roh, und die Knochen brennen sie auf einem Haufen zu Asche. Den in der Haut eingewickelten Kopf der Kuh aber tragen sie in die Höhle, und verrichten bey einem einzigen Licht

ihren Gottesdienst, wovon aber Bruce, außer verschiednen Fabeln, nichts weiter entdecken konnte, als daß sie hier den Flußgeist, den sie den ewigen Gott, das Licht und Auge der Welt nennen, anbeten. Der Schum versicherte, den Geist schon selbst gesehn zu haben. Er sagte einige Gebete um Regen, Graswachs, Erhaltung einer Art Schlangen und Abwendung des Donners her. Die beyden letzten Bitten haben in der Meinung der Agows, daß die Schlangen eine weissagende Kraft besitzen, und der Donner den Bienen schädlich sey, ihren Grund.

Die Kleidung des Schums war eine feingearbeite Ochsenhaut, die ein breiter Gürtel zusammen hielt. Ueber diese trug er einen Mantel mit einer Kappe, die er über dem Kopf zog. Die Priesterwürde war bey seiner Familie erblich, und zwar, nach seiner Meinung, schon von Anfang der Welt.

Die Agows sind wegen der Menge Lebensmittel an Vieh, Honig, Butter, Waizen ꝛc., womit sie die umliegenden Gegenden versorgen, eine reiche Nation. Die Wurzel des Krauts Mocmoco, welche gequetscht und mit der Butter vermischt wird, erhält diese frisch, da sie sonst wegen der großen Hitze ungenießbar seyn würde. Mit dieser Wurzel färben auch die Bräute sich ihre Füße und die inwendige Seite der Hände. So viel indessen diese Nation durch Handel verdient, und so fruchtbar ihr Land auch ist, so leben sie doch, wegen ungeheurer Steuern und Frohndienste, in unbeschreiblicher Armuth, werden auch selten alt. Vorzüglich sahen manche Weiber, die in der Sonnenhitze,

hitze, mit ein Paar Kindern auf dem Rücken, den Saamen von Binsengras zusammensuchten, um daraus Brod zu backen, so zusammengeschrumpft von Elend aus, daß man sie kaum für Menschen erkannte.

Die Abyssinier kleiden sich in Häute, die wie ein Hemde bis auf die Füße heruntergehen, und mit einem Gürtel um den Leib befestiget sind. Die Schleppe des Kleides schlagen sie über die Schultern, und tragen darin ihre Kinder. Die jungen Leute gehn meistens nackt. Im neunten Jahre sind sie mannbar, und im eilften meistens schon verheyrathet.

Bruce schoß in dieser Gegend eine Menge Wildpret, welches in dem Waizen schlief, und fast auf sich treten ließ, ehe es entfloh.

Am 10. November 1770 machte sich Bruce, unter den Seegenswünschen seiner Unterthanen, die er großmüthig beschenkt hatte, auf die Rückreise nach Gondar, wählte aber einen andern Weg, und besuchte in der Provinz Mairscha den Schalaka Welled Amlac, den er zu Gondar in seiner Krankheit verpflegt und sogar, nach einem abyssinischen Gebrauch, nachher neu gekleidet hatte. Natürlicherweise wurde er also hier sehr gut aufgenommen, und Bruce erzählt mit großer Weitschweifigkeit, wie gut und viel er hier gegessen und getrunken. Auch scheint ihm der Landesgebrauch, daß er als ein Fremder, zur nähern Verbindung mit dem Hausherrn, bey einer Verwandtinn schlafen mußte, nicht übel behagt zu haben.

Von hier kam er an den Jemma, dessen Ufer mit schönen Acacien besetzt waren. In den Wäldern fand er eine Menge, in Europa unbekannten, Wildprets. Jenseit dieses Flusses verlor sich aber die schöne Gegend bald wieder. Die Häuser in den Dörfern lagen hier sehr niedrig, und gleichsam in Binsengras versteckt. Auf den Dächern hatten Ziegenheerden vor den wilden Thieren ihre Zuflucht genommen. Hinter Grozne wurde die Gegend äußerst kahl, unangenehm, schlecht bewässert und ungesund, auch die Einwohner sahen armseliger aus, als bisher. Den 19ten kam er endlich, nachdem er viel unbedeutende kleine Dörfer durchwandert, wieder in Gondar an.

Während Bruce's Abwesenheit hatten die kriegerischen Unruhen wieder angefangen, mit deren Erzählung ich aber die Leser gutmüthig verschonen will, weil es gewiß den meisten ganz gleichgültig ist, wie die Anführer der Partheyen in diesem entfernten Lande geheißen, und welcher von ihnen zuletzt die Oberhand behalten. Lassen wir den König Tecla Haimanout, seinen Gegenkönig Socinios, den Ras Michael, den Statthalter Fasil, die Asabels, Powussen, Gusho's, und wie die Helden Abyssiniens alle heißen, sich mit einander herumschlagen, und ihre Siege durch so viele Grausamkeiten feiern, als ihnen die kurze Zeit zwischen siegen und besiegt werden, nur immer erlaubt. Wir wollen blos den Ausgang des Kriegs, und allenfalls die Begebenheiten, worinn der Held dieser wahrhaften Reisebeschreibung verwickelt wurde, kürzlich betrachten.

Der König Tecla Haimanout wurde zuletzt von allen Partheyen anerkannt. Ras Michael von Powussen gefangen weggeführt, und Gusho an dessen Stelle zum Ras ernannt. Da er aber den König fast noch mehr tyrannisirte, als ehemals Michael, und sogar alle königlichen Einkünfte an sich zog, so dauerte auch seine Herrschaft nicht lange, und er mußte eine geraume Zeit als Gefangener in einem dumpfigen, unbewohnten Thurme des königlichen Pallasts zubringen, und wurde nur auf Fasil's Bitten und Drohungen wieder in Freiheit gesetzt. Bruce wurde wegen treugeleisteter Dienste vom Könige mit einer goldnen Halskette beschenkt, die aus 184 Gliedern bestand, wovon jedes $\frac{3}{12}$ Pfennig Gewicht feines Gold wog.

Seine Gesundheitsumstände waren der vielen Strapazen wegen, die er als Statthalter einer abyssinischen Provinz im Kriege auszustehen hatte, nicht die besten. Er sehnte sich daher aus diesem Lande der kriegerischen Greuel in sein ruhiges Vaterland zurück, erhielt aber erst mit vieler Mühe vom Könige Erlaubniß dazu.

Am 26. Decemb. verließ er endlich die Hauptstadt Abyssiniens, und erreichte noch am selbigen Tage der Fluß Toom Aredo, der in dem Lande der Kemmont entspringt. Dieses Volk ist zwar zum Christenthum bekehrt; da man sich aber, seit ihrer Bekehrung, wenig um sie bekümmert hat, so haben sie die meisten Gebräuche ihrer vorigen heidnischen Religion beybehalten. Die Weiber durchstechen sich die Ohren und hängen große Gewichte daran, weil sie herabhängende Ohren für eine Schönheit halten. Sie glauben vom Pro-

pheten

pheten Jonas abzustammen, und haben daher einen großen Abscheu von Fischen, weil dieser von einem Fisch verschlungen worden.

Bruce kam nun durch eine zwar fruchtbare, aber ungesunde und deswegen wenig bewohnte Gegend. Einen sehr malerischen Anblick gewährte ihm in einiger Entfernung der pyramidenförmige, mitten in einer Ebne stehende Berg Gutsch, dessen hoher felsigter Gipfel aus den Bäumen hervorragt. Er wurde hier von einem Haufen mit Lanzen bewafneter Leute mit einem Steinregen angegriffen, die vermuthlich der König abgeschickt hatte, um ihn — den er gern im Lande behalten wollte — zu bewegen wieder umzukehren. Einige Flintenschüsse trieben aber dies Gesindel auseinander.

Er passirte nun durch ein aus Buschwerk besetztes Thal, Werk Meidan oder Goldland genannt, und kam an den Mai Bruni oder Citronenfluß, wo er eine Menge Tauben schoß, und sich mit Citronen versorgte, die in großer Anzahl an den Bäumen hiengen, und die Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Von hier bis an den Fluß Coy hatte das Land ein wildes Ansehen, und war nur wenig bewohnt. Eine kleine Art schöner grüner Affen mit langen Schwänzen, Tota genannt, beschädigen die Kornpflanzungen in dieser Gegend sehr. Vom Moura oder Sonnenberge bis nach Tcherkni führt ein schlechter holprigter Weg durch ungeheure Waldungen.

Im Anfange Jnnuars 1771 langte Bruce in Tcherkni an, wo er viel seiner alten Freunde aus Gondar fand. Um diese Stadt giebt es eine

Menge Elephanten, Rhinozeros und Büffelochsen. Die letztern unterscheiden sich von den europäischen durch ihre größere Wildheit, indem sie sogar Reisende angreifen. Sie sind sehr träge und liegen beständig im Schatten großer Bäume. Das Fleisch der Kuh schmeckt besser, als das Fleisch der Ochsen, weil es fetter und mürber ist. Auch Zibetkatzen giebt es hier viel, man kennt aber den Gebrauch des Zibets nicht.

Bruce wohnte hier einer Elephantenjagd bey, die auf folgende Art gehalten wurde: In Begleitung eines Trupps Agageer, die sich beständig in den Wäldern aufhalten, und von dem Fleisch der erlegten Thiere leben, zog die Gesellschaft, mit Wurfspießen bewafnet, aus. Zwey ganz nackte Kerls setzten sich auf ein Pferd; der eine, welcher vorn saß und den Zügel führte, hatte blos einen dünnen Stecken, der andre aber ein breites Schwerd in der Hand. So ritten sie einem Elephanten entgegen und riefen ihm zu: Hier bin ich N. N. und dies ist mein Pferd; dort erlegte ich deinen Vater, und dort deinen Großvater, und jetzt bin ich willens auch dich, der du gegen jene nur ein Esel bist, zu erlegen. Sie glauben fest, der Elephant verstehe diese Ausforderung. Der erzürnte Elephant suchte nun seine Angreifer mit dem Rüssel zu packen, folgte dem Pferde nach, nnd da die Agageer dies oft drehen und wenden, so versäumte er sein einziges Rettungsmittel, gerade aus zu laufen. Nun ritten ihm die Agageer dicht zur Seite, der hinten sitzende sprang herunter und hieb ihm, während der andre durch Vorjagen die Aufmerksamkeit desselben auf sich zog, hinten über die Ferse

die

die Flechsen mit dem Schwerd ab. Dies war der gefährlichste Augenblick, weil der Reuter sich plötzlich schwenken, und seinen Gefährten hinter sich aufnehmen mußte. Gemeiniglich sind die Sehnen gleich ganz durchgehauen, der Elephant konnte keinen Schritt weiter thun, und wurde nunmehr von den Jagdgefährten mit Wurfspießen durchbohrt. Das Fleisch des erlegten Elephanten schneiden die Agageer in dünne Riemen, hängen sie an den Baumzweigen, bis sie trocken sind, und heben sie alsdann, uneingesalzen, zur Provision für die Regenzeit auf.

Elephanten und Rhinozeros fressen, so wie alle übrigen Thiere in diesem Lande, kein Gras, sondern leben von Baumzweigen. Eine Art Bäume, von einer saftigen Substanz, voll Pech, die man in großer Menge hier findet, ist ihre Hauptnahrung. Erst fressen sie Blätter und Zweige desselben, dann spalten sie auch den Stamm in eine Menge Latten und fressen sie. Bruce sahe bey dieser Jagd viele Beyspiele davon. Auch fand er eine Art kleiner schwarzer Skorpionen, die sich unter Steinen aufzuhalten pflegen. Ihr Stich ist nicht tödlich, sondern erregt blos eine kleine Geschwulst.

Am 15. Januar verließ er **Tcherkni**, und zog durch eine waldige Gegend, wo er verschiedne von Elephantenjägern bewohnte Dörfer antraf, bis nach **Sancabo**, einer alten Grenzstadt Abyssiniens, die auf einem steilen Felsen lag und von ungeheuren Wildnissen umgeben war. Die Einwohner sind Abkömmlinge der **Schangallas**, und haben den mahomedanischen Glauben angenom-

men. Gimbaro, der Erbab, oder das Oberhaupt derselben, glich einem Riesen. Er war sechs Fuß sechs Zoll groß, ganz schwarz, hatte wollige Haare, und war so stark, daß er allein einen Elephanten mit einem Speer erlegen konnte. Bruce fand ihn in einer funfzig Fuß langen Stube, die mit Elephantenrüsseln, Gerippen von Rhinozeros und Nilpferden, auch Köpfen von der Giraffe austapezirt, und mit Löwenhäuten statt Fußteppichen geziert war. Er sahe hier Graf Büffons Vermuthung: daß die Giraffos hohle Hörner, wie die Widder haben, bestätiget. Gemeiniglich sind sie gewunden, wie die Hörner der Antelopen.

Von hier kam Bruce durch einen dicken Rohrwald, an den Tokoor Ohha oder schwarzen Fluß, an dessen Ufern er einen großen schattigten Baum, von harten rothem Holz, Dengui Sibbir oder Steinbrecher genannt, fand, der einigermaßen dem Ebenholz, welches hier Zope genannt wird, gleich kam. Auch schoß er hier eine große Löwinn.

Die Landschaft wurde nach und nach ofner, und er kam in die reizende Gegend Guanjook, wo er die anmuthigsten Auen, Felder mit Baumwolle bebauet, Wälder voller Wildpret, und besonders indische Hüner fand. Am 22sten kam er an den Fluß Guangue, der viel Krokodille und Flußpferde ernährt, die aber kleiner als die im Nil waren. In einem Walde lag das armselige Dorf Sor Cacamoot oder Todesschattenthal, welches zu der Statthalterschaft Raas el Feel gehörte.

Bruce hielt sich hier eine geraume Zeit auf, um sich durch Hülfe seiner Freunde Sicherheit auf

seiner

seiner gefährlichen Reise durch Sennaar und Teawe zu verschaffen. Er hatte also Zeit manche Beobachtungen anzustellen, wovon ich nur folgendes in der Kürze anführen will.

Raas el Feel, welches aus neun und dreyßig Dörfern bestand, ist seines Erachtens das wärmste Land in der Welt. Am 1. März, Nachmittags um drey Uhr, stand das Fahrenheitsche Thermometer im Schatten auf 114°; bey Sonnenaufgang auf 61° und bey Sonnenuntergang auf 82°. Doch war die Hitze, dem Gefühl nach, nicht so groß, als sie dem Thermometer nach seyn mußte. Raas el Feel war ehedessen weit blühender als jetzt, und gab einr Abgabe von vierhundert Unzen Gold.

Die Schangallas, eine schwarze Nation, welche auf beyden Seiten dieser Statthalterschaft wohnen, bekommen dadurch zwey verschiedne Namen. Die auf der westlichen Seite sind die eigentlichen Schangallas, welche mit Gold handeln, das sie in der von den Bergen herabgeschwemmten Erde finden (Goldminen giebt es nämlich, obgleich manche Missionarien das Gegentheil vorgeben, in ganz Abyssinien nicht). Die gegen Osten wohnen heißen Ganjar, und sind große Jäger. Die Schangallas stammen von den schwarzen Sklaven derer Araber ab, welche ehedessen Sennaar bewohnten, und von den Funges oder jetzigen Einwohnern dieser Provinz vertrieben wurden. Sie sind geschworne Feinde von Raas el Feel, fallen oft in das Land, richten ein großes Blutvergießen an, und führen die Weiber gefangen mit sich fort. Ihr Oberhaupt heißt Sheba oder der alte Mann.

Den 17. März trat Bruce seine Reise nach Teawa an. Durch ein dickes, fast undurchdringliches Gehölz kam er nach Suef el Schezkh, einem Strome, der ganz ausgetrocknet schien. Als aber der Sand aufgescharrt wurde, fand man vortreffliches Wasser, womit man zur Provision die Girbas, aus Rindshaut künstlich zusammengenähete Schläuche, füllte. Diese Schläuche sind aussen mit Fett beschmiert, um die Ausdünstung durch die Sonne zu verhindern.

Bey Engaldi, einem von den Arabern gegrabenen Wasserbecken, das einige hundert Schritt lang, und dreyßig Schuh tief war, traf er eine große Menge indischer Hüner und Rebhüner, die aber von Hunger und Durst ganz ausgezehrt und ungenießbar waren. Hinter dem ausgetrockneten Strohm Quaicha wurde der Wald immer dicker, und war voller Löwen und Hyänen, die nicht flohen, sondern kühn auf die Menschen losgiengen. Angezündetes Feuer trieb sie auf kurze Zeit fort. Sie kamen aber in größerer Anzahl wieder; ein Löwe holte sich einen Esel, und eine Hyäne verwundete einen von Bruce's Gesellschaft. Einige Flintenschüsse verscheuchten sie gänzlich.

Einen prächtigen Anblick gewährten ihm am folgenden Tage die Berge nach dem Tacazza hin, die ganz in Flammen zu seyn schienen. Die Araber stecken nehmlich in diesen Gegenden, wenn das Wasser ausgetrocknet ist, und sie sich nicht länger mit ihren Heerden halten können, das trockene Gras an; dies läuft unter den Bäumen weg, versengt Blätter und Zweige, läßt aber den Stamm unversehrt. Sie thun dieses theils zur Vertreibung

bung der Fliegen, theils um ihre Heerden, die sich von Baumzweigen nähren, frisches Futter zu verschaffen, denn zu Anfange der Regenzeit besuchen sie die alten Oerter wieder, wo dann alles grünt und blüht, und die Quellen und Flüsse wieder Wasser haben.

Am 20sten kam er nach **Raschid**, wo er die Zweige der Gebüsche mit weißen und rothen Conchylien, die man **Turbines** nennt, bedeckt fand. Sie waren denen, die aus den westindischen Inseln kamen, ganz ähnlich. Wie sie in diese von der See so entfernte Wüste, und — was noch mehr sagen will — auf die Bäume kommen, sucht Bruce dadurch zu erklären, daß sich hier eine Menge Salzquellen finden, daß die Conchylien sich in der Regenzeit aus denselben begeben, und hernach nicht alle wieder zurückkommen können, sich also an die Gesträuche hängen und so umkommen.

Raschid gleicht einem Feenlande, mitten in einer unbewohnten Wüste. Schöne Bäume voll Blüthen und Früchte, eine unzählige Menge Thiere vom Hirschgeschlecht, mehrere Brunnen gutes Wasser, alles vereinigt sich zum Vortheil dieses Orts. Bruce sah hier ein Thier, welches einer Antelope glich, heerdenweise gieng und sehr schnell war. Im Arabischen heißt es **Ariel**.

Ein **Samum**, oder giftiger heißer Wind, überfiel **Brucen** nicht weit von **Raschid**, und machte die ganze Gesellschaft tödtlich krank. Sie wurden in ihrem hülflosen Zustande noch dazu von einem **Ganjar** bestolen, und konnten ihn nicht verfol-

gen. Durch Nitergeist in Wasser gegossen wurden sie bald wieder hergestellt.

Bey Imhanzara traf Bruce große Wasserpfützen an, wahrscheinlich von Menschenhänden gegraben. Sie waren mit Acacien und dornigten Jubeb-Bäumen besetzt, deren Früchte ihm große Erquickung gewährte. Die Frucht hat einen scharfen säuerlichen Geschmack, der aber doch mit einer Süßigkeit, gleich der Tamarinde, vermischt ist. Sie ist in dieser Gegend rund, wie eine kleine Kirsche, und hat, wenn sie getrocknet ist, eine Goldfarbe. Sie wird Nabea genannt, und ist ein Hauptnahrungsmittel der Araber. Bruce tödtete hier einige Hyänen, die einen Ariel verzehrten, den vermuthlich vorher ein Löwe getödtet hatte. Indische Hüner und kleine Füchse waren hier in Menge. Auch fand er verschiedne künstliche Fallen, die von den Arabern aufgestellt worden waren. In dem Schlamm des Wasserpfuhls lagen große grüne Muschelschnecken, die beynahe ein Pfund wogen.

Hinter Imhanzara verlor die Gesellschaft den Weg, und irrte in einem großen Gehölze umher. Die Noth vermehrte sich noch durch Wassermangel, denn alle Girbas waren leer. Erst am andern Tage erreichten sie einen Brunnen, und fielen so hastig über das Wasser her, daß gleich zwey abyssinische Mohren auf der Stelle starben. Bey Imgellalib endigte sich zu aller Freude die große Waldung, die fast ununterbrochen von Tcherkni bis hieher gedauert hatte. Ungeachtet diese Wälder sehr dick waren, so gaben sie doch wenig Schatten, theils weil durch das jährliche Anstecken

alle

alle Bäume ihrer Blätter beraubt waren, theils weil die Sonne, welche hier dem Zenith so nahe ist, alle Augenblick ihre Stellung veränderte.

Von hier kam Bruce nach dem Dorfe Garigana, dessen Einwohner im vorigen Jahre alle Hungers gestorben waren. Ihre Gebeine lagen noch unbegraben auf dem Platz des ehemaligen Dorfs. Am 23sten kam er nach Teawa, dem Sitz des Scheckhs von Atbara.

Die Einwohner dieses Dorfs, ungefähr zwölfhundert, sind nackte, armselige Leute. Die ganze Kriegsmacht besteht aus fünf und zwanzig Reutern, wovon zehne Panzer und zwölfe Feuergewehre haben. Eine Art baumwollenes Zeug, welches hier gemacht wird und Dimoor heißt, dient in ganz Atbara statt der Silbermünze.

Hier hatte Bruce mit dem Scheckh von Atbara, Fidele, der ihn auf alle mögliche Art von seiner fernern Reise abzuhalten suchte, viel Verdrießlichkeiten. Habsucht war wohl die Hauptursache, denn er glaubte, daß Bruce viel Gold mit sich aus Abyssinien bringe. Er versprach ihm seine Tochter, die schöne Aiscach, zur Frau, wenn er in Teawa bleiben und die muhamedanische Religion annehmen wolle. Zu diesem Ende veranstaltete er eine Zusammenkunft mit Bruce und seiner Tochter in dem Harem, und die schöne Aiscach schien wirklich Neigung zu ihm zu fassen. Da aber dieser auf keine Art ein Renegat werden wollte, suchte Fidele von dem christlichen Hund wenigstens Geld zu ziehen, und verlangte funfzig Unzen Gold oder zweytausend Piaster, widrigenfalls er ihn nicht

weiter

weiter ziehn lassen würde. Bruce verweigerte auch dies und mußte es verweigern, da er selbst diese Summe nicht besaß. Fidele stellte ihm nun nach dem Leben und lockte ihn in seinen Pallast, wo er ihn selbst umbringen wollte. Mit Hülfe verborgner Waffen wußte aber auch hier der herzhafte Bruce den feigen Scheckh zu demüthigen. Zu seiner Rettung erschien endlich ein von dem Scheckh zu Beyla gesandter Moullah oder Oberrichter, und Fidele, der sich nun stellte, als ob alles nur Spaß gewesen sey, war gezwungen Kameele zur weitern Reise herzugeben. Bruce söhnte sich mit ihm aus, beschenkte ihn und seine Frauen, vorzüglich aber die schöne Aiscach, und verließ am 18ten diesen für ihn gefährlichen Ort.

Durch eine öde sandige Wüste, ohne ein lebendiges Geschöpf, ohne Wasser und Gras, und als diese aufhörte, durch ein Wäldchen von Ebenholz, wo er in einigen Schäferhöhlen Schutz vor der brennenden Sonne fand, kam er nach Beyla und wurde von dem Scheckh sehr freundschaftlich aufgenommen. Beyla liegt sehr angenehm am Fuße eines mit Bäumen bewachsenen Hügels, und hat rings um sich große Pflanzungen von indianischem Korn. Die Einwohner leben in beständiger Furcht vor den Daveina Arabern.

Am 21. April reiste er von Beyla ab, und kam durch ein flaches Land ohne Wasser zu den Fluß Rahad (Donner), der aber nur aus stehenden Pfützen von faulem Wasser bestand. Hier traf er den arabischen Stamm Cohala, der nicht in Zelten lebt, und dem Könige von Sennaar zinsbar ist. An den Fluß Dender, den er am

24sten

24sten erreichte, und dessen Ufer mit sehr großen Jubeb-Bäumen besetzt waren, fand er den Hauptstamm der Cohala, und wurde mit vortreflicher Milch versehen.

In einer großen Ebne ohne Bäume, wo eine Menge Dörfer in einem halben Zirkel lagen, wohnten heidnische Nuba, eine Gattung von Negern, welche Soldaten des Königs von Sennaar sind und hier kantoniren. Diese Nuba beten den Mond an, auch einen gewissen Baum und Stein. Der Sonne erweisen sie keine besondre Verehrung. Ohnerachtet sie Soldaten eines mahomedanischen Staats sind, so sucht man sie doch nicht zu dieser Religion zu bekehren, sondern giebt ihnen sogar eigne Priester. Diese Nation liebt das Schweinefleisch sehr und unterhält große Heerden dieser Thiere. Ihre Dörfer heißen Dahera. Sie sind ihren Vorgesetzten sehr treu. Ihr Fleisch essen sie nicht roh, sondern braten es in Oefen unter der Erde, und zwar, weil in der ganzen Gegend kein Holz ist, mit Stroh von dem Getreide Dora und dem Mist der Kameele. Feuer machen sie mit zwey Stäbchen, die sie gegen einander reiben, sehr geschwind an.

Als Bruce die Dörfer der Nuba verlassen hatte, überfiel ihn ein heftiger Wirbelwind, den man zur See Wasserhose nennt. Ein Kameel, welches gerade in dem Wirbel kam, wurde hoch in die Höhe gehoben und zerbrach einige Ribben. Bruce und seine Gesellschaft wurden von der Gewalt des Windes niedergeworfen, ganz mit Koth überzogen, und eine Zeitlang ihrer Sinne beraubt. Die Hälfte einer kleinen Hütte wurde wie mit

einem

Messer abgeschnitten. Bruce sahe sich genöthigt wieder zu den Nuba zurückzukehren, und wurde von ihnen freundschaftlich aufgenommen. Da er aus der Nase blutete, verwunderten sie sich sehr, daß ein weißer Mann auch Blut hätte, freuten sich auch, daß er Schweinefleisch aß. Bruce erhielt für sich eine Hütte allein, die Nuba wachten bey ihm und sangen angenehme melodische Lieder. Auch in Basboch, welches er den andern Tag erreichte, wurde er von dem Statthalter der dasigen Nuba sehr gut aufgenommen. Der alte ehrwürdige, siebenzigjährige Mann faßte ihn bey der Hand und sagte: O, Nazarani, was machst du zu dieser Zeit in diesem Lande. Nazarani ist nämlich die höfliche Benennung eines Christen im Orient, der Pöbel aber sagt gemeiniglich Ungläubiger.

Den 29. April passirte Bruce den Nil, schoß bey seiner Ueberfahrt ein Krokodill, und kam nun nach Sennaar, der Hauptstadt Nubiens.

Er bekam Audienz bey dem Könige, der in einem kleinen, mit persischen Teppichen bedeckten Zimmer saß, und ein großes blaues kattunenes Hemde anhatte, das bis auf seine bloße Füße herunterhieng. Er hatte keine ausgezeichnete Physionomie, wußte sehr wenig zu fragen, und verwunderte sich über alles höchlich. Bey der zweyten Audienz, als er die Geschenke des Königs von Abyssinien überreichte, ließ sich der König eben mit Elephantenfett einschmieren, alsdann mit kaltem Wasser aus irrdenen Krügen übergießen, und mit einer wohlriechenden Salbe aus Zibet salben.

An

An dem Scheckh Adelan fand Bruce einen freyen, offenen Mann, der mit ihm ohne Zurückhaltung sprach, und den König als einen äußerst schwachen Menschen schilderte, wie sich auch in der Folge erwieß.

Eine lustige Scene hatte Bruce in dem Harem des Königs. Einige der Frauenzimmer hatten seine Hülfe verlangt. Er fand die Favoritinn mit noch zwey andern Gemahlinnen des Königs auf einem Sopha, in blaue Hemden von Kattun gekleidet. Die Favoritinn war sechs Fuß lang, und, Elephanten und Rhinozeros ausgenommen, die dickste lebendige Kreatur, die Bruce auf seinen Reisen gesehn hatte. In der Unterlippe und in den Ohren hiengen große goldne Ringe, die die Lippe bis unter das Kinn und die Ohren bis auf die Schultern herabzogen. Um den Hals hatte sie ein breites goldnes Halsband, und die Knöchel ihrer Füße zierten zwey goldne Ringe, breiter als Fußeisen der Missethäter. Auch unter dem Nasenbein hatte sie einen großen goldnen Ring, der bis in den Mund hieng. Der innere Theil der Lippe war mit Antimonium schwarz gefärbt. Uebrigens war sie eine Negerinn. Nachdem er ihr und den andern beyden Damen Vomitive geben müssen, und diese schwarze Figuren ihn mit ihrem Gewimmer erbärmlich gequält hatten, zogen sie sich nackt aus, und verlangten von ihm ein gleiches. Bruce kapitulirte zwar lange, mußte sich aber endlich doch bequemen, den Oberleib zu entblößen. Bey Erblikkung seiner weißen Haut schauderten sie zurück, und hielten diese Farbe für die Würkung einer Krankheit. Brucen war auch nicht wohl zu Muthe,

denn

denn außer dem Ekel, den bey ihm der Anblick dieser Schönheiten, deren Brüste bis auf die Knie herabhingen, erregte, hatte er noch dazu für sein Leben zu befürchten, wenn der König zu diesem Auftritt gekommen wäre. Er war also herzlich froh, als diese Prüfung seiner Keuschheit überstanden war.

Seit dieser Zeit hielt er sich beständig zu Hause, weil er auch dem König nicht trauen konnte, und hatte also Gelegenheit viel Bemerkungen über diese in unsern Tagen entstandene Monarchie zu sammeln, davon ich nur folgendes mittheilen will, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden.

Vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert waren die Araber in Nubien und in den angränzenden Ländern den ursprünglichen Einwohnern, welche Hirten waren, einverleibt. Nach ihrer Bekehrung zum mahomedanischen Glauben wurden sie mit den Sarazenen, welche dies Land unter dem Kalifen von Omar überschwemmten, ein Volk, doch blieb der Unterschied, daß letztere in Zelten, erstere hingegen in Hütten, an den Ufern der Flüsse, wohnten. Doch leben auch einige Araber, die Beni Koreisch, größtentheils in Städten, z. B in Mecca und Medina. Diese heißen Jaheleen, und hatten ehedessen einen eignen Fürsten, dessen Titel Welled Agneb war. Im Jahre 1504 kam aber ein Negervolk, Schillook genannt, nach Nubien, machte sich die Jaheleen zinsbar, und ihr Anführer Amru, der auch Sennaar erbauete, gründete diese Monarchie, die bis zu Bruce's Ankunft schon von zwanzig Königen regiert war. Der damalige König hieß Ismain.

Der

Die Schillocks, welche bey ihrer Ankunft in Nubien noch Heiden waren, bekehrten sich zum mahometanischen Glauben und nannten sich nun Funge, welches Wort eigentlich freye Bürger bedeutet. Bruce meint aber, daß sie auf diesen Titel eben keinen Anspruch haben, da in diesem Lande der Sklavenstand der wahre Adelstand ist, und so wie ein Engländer den, der ihm nicht die gehörige Achtung erweist, frägt: wißt ihr nicht, daß ich ein Pair bin? eben so frägt unter gleichen Umständen ein Mann zu Sennaar: wißt ihr nicht, daß ich ein Sklave bin?

Der König dieses viehischen Volks hat das Prärogativ, daß er, wenn die vornehmsten Staatsbedienten ihn nicht länger regieren lassen wollen, von einer besonders dazu bestimmten Person, welche Sid el Coom heißt, hingerichtet werde. Dieser Sid el Coom wohnt selbst im Pallaste des Königs. Stirbt ein König von Sennaar natürlichen Todes, so folgt sein ältester Sohn in der Regierung, und alle Brüder desselben werden sogleich durch den königlichen Scharfrichter getödtet. In Abyssinien sperrt man sie doch blos ein. Das weibliche Geschlecht ist von der Regierung ausgeschlossen. Der allgemeine Name der Könige ist Bandi oder Landmann, weil jeder einmal in seinem Leben mit eigner Hand ein Stück Feld pflügen und besäen muß. Sie haben aber außer diesen ein jeder noch besondere Namen.

Die Einwohner von Sennaar sind zwar stark und groß, leben aber, wegen großer Ausschweifungen in der Liebe, die sie schon als Kinder begehen, nicht lange. Die Kinder in und um diese Haupt-

stadt sterben auch häufig, und wenn nicht aus den südlichen Ländern dieser Abgang durch Sklaven ersetzt würde, so müßte dies Volk schon ausgestorben seyn.

Selbst Thiere halten sich nur mit großer Mühe in und um diese Stadt. Pferd und Esel setzen ihr Geschlecht nicht fort. Hünervieh, Schaaf- und Rindvieh, auch Hunde, müssen alle Jahr einmal in die sandigen Gegenden getrieben werden. Keine Blume kömmt hier fort; und kein Baum, ausgenommen der Citronenbaum, trägt Blüthen. Der Grund davon ist, nach Bruce's Meinung, in der zu fetten Erde um Sennaar zu suchen. Uebrigens ist dieser Ort volkreich, hat nach hiesiger Landesart viel gute aus Thon erbaute Häuser, mit flachen Dächern. Dora, die wohl hundertfältige Früchte bringt, ist die Hauptnahrung der Einwohner. Salz ziehn sie aus dem Erdboden, der ganz damit geschwängert ist, in großer Menge.

Zwölf Meilen von Sennaar, bey dem Dorfe Schaddly, sind Matamores oder Kornmagazine angelegt. Es sind tiefe, inwendig mit Thon ausgelegte Gruben, worin in wohlfeilen Zeiten zur Provision Korn aufbewahret wird. Von diesen und den noch größern Matamores, bey dem Dorfe Wed-Abou, hängt größtentheils die Subsistenz der Araber ab.

Im Sommer sind die Gegenden um Sennaar an den Ufern des Nils außerordentlich angenehm, und gleichen den anmuthigsten holländischen Gegenden. Schöne Kornfelder wechseln mit Viehweiden, wo man große Heerden sieht, ab, eine

Gruppe

Gruppe von Dörfern zieht sich um verschiedene Seen herum und gleicht einem in verschiedenen Abtheilungen aufgeschlagenen Lager. Sobald aber die Regenzeit vorbey ist, und die Sonne mit voller Macht scheinet, verschwindet alle Schönheit. Die Saaten werden reif, die Seen faul, und Nubien zeigt sich wieder mit allen seinen Schrecknissen, dem beweglichen Sande und den giftigen Winden.

Die Kleidung ist zu **Sennaar** bey Manns- und Frauenspersonen gleich, und besteht in einem Hemde von blauem Zeuge, das bis auf die Füße geht; nur ist bey dem Frauenzimmer auch der Nacken damit bedeckt. Im Hause gehen alle baarfuß, wenn sie ausgehn tragen sie holzerne mit Muscheln gezierte Pantoffeln. Mit Kameelfett salben sich alle des Tages einmal, um sich gegen den Ausschlag, den sie sehr fürchten, zu bewahren.

Hirse oder **Dora** ist, wie gesagt, die Hauptnahrung zu **Sennaar**. Arme Leute machen Brod, die Reichen aber Pudding daraus. Das Rindfleisch, welches hier sehr schön und fett ist, essen sie theils gebraten, theils roh, wie auch das Kameelfleisch.

Das Königreich **Sennaar** wird in drey Statthalterschaften getheilt. Die Kriegsmacht besteht aus 14000 Mann nackter Infanterie, die blos mit einem kurzen Spieß und rundem Schild bewafnet sind, und aus 1800 gepanzerten Reutern, die ein breites Schwerd führen. Außer diesen giebt es noch eine Menge Araber hier, deren Anzahl aber unbestimmt ist, und worauf man nie sicher rechnen kann.

Der Handel in diesem Königreich ist unbedeutend. Goldstaub, Elfenbein und vorzüglich Sklaven, sind noch die importantesten Artikel. Auch mit den Pocken wird hier ein Handel getrieben, indem die Eltern eines Kindes, welches diese Krankheit hat, an andere für ein gewisses Geld eine bestimmte Anzahl davon verkaufen. Durch eine baumwollene Binde, die erst dem mit Blattern befallenen, und dann dem gesunden Kinde um den Arm gebunden wird, werden sie, so zu sagen, eingeimpft.

Im Anfang Septembers verließ endlich Bruce Sennaar, nachdem er noch viel Verdrießlichkeiten und Gefahren ausgestanden hatte, weil man ihn für einen reichen Mann hielt, und selbst der König eine gute Summe von ihm zu ziehn hoffte. Und doch war der arme Bruce in so dürftigen Umständen, daß er selbst einen Theil der goldenen Kette, die er als ein Ehrenzeichen vom Könige von Abyssinien erhalten hatte, zu verkaufen gezwungen war, um nur sein und seiner Begleiter Leben zu fristen.

Die ebne Gegend, wodurch er kam, war bis an den Nilfluß größtentheils mit Dora bedeckt, auch fand er hin und wieder Waldungen. Sehr gequält wurde er aber von den Fliegen, die durch ihr Gesumse die Kameele so wild machten, daß sie in die Gebüsche rannten und oft ihre Ladung abwarfen. Der Nil macht in dieser Gegend viel Krümmungen; kaum hatte man ihn verlassen, so war man schon wieder an seinen Ufern, die durchgängig mit Acacien, und andern schönen, mit Blüthe prangenden Bäumen besetzt waren.

waren. Die Waldungen waren voller Antelopen, und Viehheerden der Araber weideten auf den mit hohem Grase bedeckten Ebnen. Bey dem Dorfe Beroule war eine ungeheure Ebne mit nichts als Bammia besäet, einer Pflanze, die nach der Dora ein Hauptnahrungsmittel der Einwohner des Königreichs Sennaar ist. Die ganze Reise war überhaupt nicht unangenehm; Waldungen und schöne Ebnen wechselten unaufhörlich miteinander ab.

Das Dorf Herbagi ist der Hauptsitz des arabischen Stammes Refan, deren vorzüglichster Reichthum in Kameelen besteht. Ihr Fürst ist dem Könige von Sennaar zinsbar, und im Grunde blos der Statthalter des Landes. Bruce wurde von ihm freundschaftlich aufgenommen, und erhielt von demselben auch gegen den arabischen Stamm Schukorea Schutz.

Am 18. September setzte er seine Reise weiter fort, kam durch verschiedne kleine, schlecht gebaute und sparsam bewohnte Dörfer, deren es eine Menge in dieser Gegend giebt, und sahe hin und wieder viel Grabmäler von Fakiren, die von Backsteinen kegelförmig erbaut waren.

Weiter hin hörte die angenehme Landschaft nach und nach auf. Der Weg gieng fast immer durch kahle, sandige, unfruchtbare Ebnen, und die Einwohner, die Todtengerippen ähnlich sahen, ernährten sich blos vom Saamen des Grases, woraus sie ein schlechtes Brod backen. Die Quelle der Unfruchtbarkeit liegt in der spätern Eintretung der Regenzeit. Ihrer Armuth unge-

achtet waren aber doch diese ausgehungerten Geschöpfe gastfrey, und brachten alles, was sie hatten, Milch.

Hinter dem Dorfe Gidid erreichte Bruce abermals den Nil, den er hier auf einer Fähre passirte. Diese Fähre wird durch Kameele gezogen, die durch den Fluß schwimmen müssen. Wegen Raubbegierde der Fährleute ist diese Ueberfahrt gefährlich. Oft machen sie, wenn sie weiter nichts erlangen können, die Kameele wild, indem sie ihnen Salz in die Ohren streuen. Das Kameel taucht alsdann unter, ersäuft, und giebt diesen Schelmen wenigstens einen Braten.

Durch Wälder von Acacienbäumen, und über große mit Riedgras bedeckte Felder, kam er nun nach der Stadt Halfaja, die eine halbe Meile vom Nil entfernt ist, und aus 300 von Thon erbauten Häusern besteht. Es giebt hier eine Manufaktur von schlechtem baumwollenen Zeuge, Dimour genannt. Man findet zwar hier Palmbäume, sie tragen aber keine Frucht.

Durch angenehme Waldungen, voll der schönsten Vögel, denen die Natur aber keinen Gesang verliehen hatte, und zwischen zwey hohen Bergketten kam Bruce nach dem Dorfe Hojila, wo der Abiad, ein tiefer, stets wasserreicher Fluß, sich mit dem Nil vereinigt. Der Nil überschwemmt hier nicht mehr das Land, und da es auch nur selten regnet, so werden die armseligen Hirsefelder durch Wasserräder bewässert. Bey Gerri drängt sich der Nil durch eine niedrige Reihe Felsen, Acaba genannt, die sein Bette durchkreuzen. Der Ort selbst liegt auf

einen

einem Felsen von weissem Sand und Kies, untermischt mit weissem Alabaster, und die Häuser sind aus einer Erde von der nehmlichen Farbe erbaut, so daß man sie von weitem gar nicht bemerkt. Die Gegend am Nil um Gerri wird wegen ihrer Fruchtbarkeit Beladullah, oder das Land Gottes genannt. Es wachsen hier viel Datteln.

Einige Tage reiste er nun durch Wälder und wüste Oerter, ohne Wasser und Dörfer, bald aber veränderte sich die Aussicht, und er hatte nun zu beiden Seiten Felsen von rothem und weißem Marmor, auch Alabaster. Vermuthlich ist hier der Anfang der unermeßlichen Marmorgebirge, die sich bis weit in Oberegypten erstrecken. Wegen verschiedner arabischen Horden ist diese Gegend gefährlich zu bereisen. Sie wehren bisweilen ganzen Karavanen den Uebergang über den Nil, doch haben sie eine große Furcht vor Feuergewehr. Der großen Hitze ungeachtet bringt dieser Strich Landes doch eine trefliche Pferderace hervor, die sich vorzüglich durch Größe, Stärke, Dauerhaftigkeit, Gelehrigkeit und Zuneigung gegen die Menschen auszeichnet. Ihre Nahrung besteht in Dora und Graswurzeln.

Salz verschaffen sich die Bewohner dieser Gegenden durch Auskochung der Erde in großen Pfannen, und zwar in solcher Menge, daß sie damit noch Handel treiben können.

Durch eine bald angenehme und malerische, bald öde und wüste Gegend, immer aber längs

den Ufern des Nils, die hin und wieder mit kleinen Dörfern bedeckt waren, kam Bruce am 4. Oktob. nach dem großen Dorfe Chandi, das einst eine wichtige Stadt war. Es ist der Sitz eines Statthalters. Damals wurde das Land aber von einer Statthalterin regiert, die den Titel Sittina oder Gebieterin führte. Die Hitze ist hier so groß, daß noch zu Ende Oktobers viele Menschen todt niederfielen. Auch Bruce stand viel von dem giftigen Samum, einem heißen erstickenden Wind, aus.

Er wurde von der Sittina zur Audienz gelassen. Sie war sehr prächtig gekleidet, hatte eine Krone auf dem Kopf, und breite Arm- und Fußbänder von gediegnem Golde. An der Nasenspitze, dem Kinn, und zwischen den Augenbraunen hatte sie, statt der Schönpflästerchen, viereckigte Flecken mit Antimonium gemacht. In ihren Reden drückte sie sich mit großer Feinheit aus.

Aus Mangel an Hybaern oder Wegweisern mußte Bruce sich hier länger aufhalten, als er anfänglich gewollt hatte. Diese Hybaer führen alle Karavanen durch die große Wüste, weil sie die Orte kennen, wo man gutes Wasser findet, und die Gegenden zu vermeiden wissen, wo der bewegliche Sand ist, und der giftige Samum herrscht. Da sie mit einigen mächtigen arabischen Stämmen in Verbindung stehen, sind die Karavanen auch unter ihrer Leitung sicher.

Am 20. Oktober verließ er Chandi, und fand bey dem Berge Gibbainy eine Menge Ruinen.

Ruinen. Zerbrochne Piedestale, Stücke von Obelisken mit Hieroglyphen, die aber fast ganz ausgelöscht waren, lagen in Menge herum. Auch versicherten die Araber, daß man hier ehedessen eine große Menge Statuen von Menschen und Thiere ausgegraben habe. Bruce vermuthet, daß hier die alte Stadt Meroe gestanden. Durch verschiedne kleine Dörfer kam er an den Fluß Tacazza, der sich nicht weit von hier mit dem Nil vereinigt. Weil man ihn und seine Reisegefährten für eine nach Mekka gehende Karavane hielt, hatte er von den räuberischen Fährleuten nichts zu befürchten. Er passirte glücklich diesen Strom, und kam nach dem Dorfe Gooz, am Anfang der großen Wüste.

Die Gesellschaft, die aus neun mit Flinten, Schwerdtern und Pistolen bewafneten Personen bestand, zu denen sich noch einige nackte Tukorory gesellten, verließ Gooz am 9. November. Die Lebensmittel, welche sie mit sich führten, bestanden aus zwanzig Ziegenhäuten voll Brodpulver von Dora, und aus vier mit Nilwasser angefüllten Schläuchen. Man traf die Verabredung, daß ein jeder aus dieser Provision täglich eine Handvoll Brodpulver und anderthalb Kürbißschaalen mit Wasser erhalten sollte.

Bruce nahm nordöstlich den Weg durch diese ungeheure Wüste, über einen steinigten kiesigten Boden, ohne Baum und Gras. Bald nutzten sich ihre Schuhe ab, und nun giengen sie sich die Füße auf dem harten brennenden Sande, wo man beständig an Agat und Jaspisstücken stieß, wund. Außer dieser Beschwerlichkeit wa-

ren sie noch in beständiger Furcht sich zu verirren, und nur einzeln stehende Felsen dienten ihnen zu Kennzeichen des Weges.

Bald darauf wurden sie durch den fürchterlich prächtigen Anblick großer wandernder Sandsäulen in Furcht und Erstaunen gesetzt, die bald geschwind, bald majestätisch langsam sich bewegten. Mit ihren Gipfeln reichten sie bis an die Wolken, und die größten schienen zehn Fuß im Diameter zu haben. Ohne Schaden anzurichten, zogen sie sich in einer Entfernung vor der von Angst gelähmten Gesellschaft vorüber. Ihnen zu entfliehen wäre unmöglich gewesen, denn ihre Bewegung übertraf an Schnelligkeit den besten englischen Wettläufer.

Noch mehr fiel der Gesellschaft der Muth, als sie sich eines Morgens, da sie sich bey Nacht in einer Ebne gelagert hatten, fast ganz mit Sand bedeckt fanden, den der Wind über sie her geweht hatte. Fast alle Subordination hörte auf, und da einer der Tukororys des Nachts einen Wasserschlauch, den er hatte bestehlen wollen, aber dabey gestört worden war, auslaufen ließ, befürchtete schon jeder das schreckliche Loos für Durst zu sterben. Die Todesfurcht vermehrte sich durch den Anblick einer großen Menge Sandsäulen, die wie ein dicker Wald sich ihnen näherten. Die Stralen der aufgehenden Sonne, die hindurchschimmerten, gaben ihnen das Ansehen von Feuersäulen, und Bruces Gesellschaft glaubte der jüngste Tag sey da, und die Welt stünde im Feuer. Ein giftiger Samum, der wie ein purpurner Nebel, zwölf Fuß hoch von

der

der Erde, auf sie losstürzte, bey dessen Annäherung alle sich platt auf die Erde niederwerfen mußten, und der demohngeachtet ihre Kräfte völlig erschöpfte, machte das Maaß ihres Elends voll. Mit langsamen Schritten zog man zwar weiter, da aber die Kameele ausgehungert und lahm, auch die Menschen ganz entkräftet waren, so konnten die Tagereisen nur wenige Meilen betragen. Bruces Muth und Tröstungen allein hielten noch die Kleinmüthigen aufrecht.

In dem engen, mit kahlen Felsen umgebnen Thal Chiggre fand man endlich zehn Brunnen, aber ihr Wasser war so unrein, und mit einer so fürchterlichen Menge Wasserkreaturen angefüllt, daß man es fast gar nicht trinken konnte. Doch war die Erquickung dadurch, und durch das Baden in einem großen Pfuhl, sehr groß. Gewohnheit machte ihnen den Anblick der Sandsäulen nach und nach weniger fürchterlich, und das Erhabene dieser prächtigen Naturerscheinung entschädigte sie hinlänglich für den Schrecken.

Sie zogen nun weiter, und kamen durch die mit niedrigen Sandhügeln begränzte Ebne Umdoom. Der Sand, vielleicht schon seit Jahrtausenden das Spiel heißer Winde, war ausserordentlich fein, und man konnte merken, daß die Hügel erst seit kurzer Zeit von den wandernden Sandsäulen zusammengeweht worden waren. Ganze Karavanen lagen hin und wieder unter diesen Sandhügeln begraben.

Hinter Serboygi, bey welchem Ort sich große Felsen von grauem Granit befinden, kam man

in

in ein Gehölz von zwergartigen Acacienbäumen, und bald darauf an den Brunnen zu Terwofey. Hier wurden sie von räuberischen Arabern beunruhigt, die bey Nacht viel Versuche machten, sie zu bestehlen, und mußten sich daher, ohne hinlänglichen Wasservorrath gesammelt zu haben, weiter machen. Man befürchtete einen Ueberfall von arabischen Horden, die diese Wüste durchstreiften, und machte sich daher auf einen Angriff gefaßt.

Die Lage, in der sich Bruce mit seiner Gesellschaft befand, war allerdings eine der verzweifeltesten. Mitten in einer gräßlichen Wüste, kaum mit so viel Wasser und Brod versehen, als zur Erhaltung des Lebens nöthig war, bedurfte es keines feindlichen Angrifs, um sie gänzlich aufzureiben. Es brauchte nur ein Girba (Schlauch) auszulaufen, nur ein Kameel lahm zu werden, es durfte sich nur jemand einen Dorn in den Fuß stoßen, der ihn am Gehen hinderte, und der Tod war gewiß; denn warten konnte man nicht aufeinander, weil Zeitverlust unvermeidliches Verderben aller war, zumal die ungeheure Wüste keine Einwohner enthielt, bey denen der Reisende Hülfe erwarten konnte, sondern blos Räuber, die auf seinen Untergang lauerten.

Als der Tag anbrach, und kein Araber zum Vorschein kam, vermuthete Bruce, daß der Diebe von voriger Nacht nur eine kleine Anzahl sey. Um also diesen nicht Zeit zu lassen sich mit andern zu verbinden, beschloß er den Feind aufzusuchen. Man folgte also den im Sande eingedrück-

drückten Fußtapfen, und fand hinter der Spitze eines Felsen, in zwey elenden Zelten, einen Mann, zwey Weiber und ein Kind. Alle waren nackt und so ausgemergelt, daß sie kaum Menschen ähnlich sahen. Man erfuhr von ihnen, daß sie zu der arabischen Horde der Bischereen gehörten, und daß sie mit noch zwanzig andern in voriger Nacht einen Verschnittenen, der zum Dienst des Tempels zu Medina geweiht war, und mit dem Bruce von Sennaar hatte abreisen wollen, Namens Mahomet Towasch, ermordet hätten. Bruce's Begleiter wollten erst, um sich sicher zu stellen, alle umbringen, auf seine Vorstellungen aber wurde beschlossen, die Weiber hier zu lassen, den Mann aber als Geissel mit sich zu führen, damit man durch ihn, der am besten mit dieser Gegend bekannt war, sicher nach Egypten kommen möchte.

Sie reisten nun in dieser Begleitung weiter, mußten den Anfall eines giftigen Samums ausstehen, und kamen an den Brunnen Naibey, wo sie einen todten Mann und zwey todte Kameele fanden, die schon lange hier liegen mußten, weil sie gänzlich ausgetrocknet waren. Auf dem Wege hieher fanden sie große Stücken Salz über der Erde, wovon auch vermuthlich diese und die Quelle zu Terwofey den salzigen Geschmack haben.

Ueber spitzige Felsen gieng nun ihr Weg, der sie und ihre Kameele auf's äußerste ermüdete. Von dem Wind wurden sie mit feinem Staubsand gleichsam beregnet, und von einem Samum fast gänzlich zur Verzweiflung gebracht. Einige

Kameele

Kameele waren schon todt, nun fiel auch einer der sie begleitenden Tukororys in eine Art von Wuth, und man sahe sich genöthigt, ihn seinem Schicksal zu überlassen.

Nun fieng Bruce selbst an zu befürchten, daß er hier sein Leben lassen dürfte. Die Kameele waren bis auf fünfe geschmolzen, das Brodpulver nahm ab, Wasser fand man zwar hin und wieder, aber es war salzig und löschte den Durst nicht. Er fieng also an, alles wegzuwerfen, was in's Gewicht fiel, seine gesammelten Mineralien und Versteinerungen, Teleskope, Uhren und Quadranten.

Seine Begleiter waren noch erschöpfter als er, und wenn die Kameele starben, so war keiner im Stande die übrig gebliebenen Lebensmittel und nothdürftiges Wasser von einem Brunnen zum andern zu tragen. Nur der Bischareen war noch bey Kräften und Brucen so ergeben, daß er ihm von den Lumpen, die er um den Leib hatte, Umschläge um die Füße machte. Die übrigen befanden sich in einer Art von unthätiger Gleichgültigkeit, und nur der Gedanke, bey etwanniger Zögerung Hungers zu sterben, trieb sie vorwärts.

Sie kamen nun zwischen Bergen von blauem Stein, mit großen Adern von Jaspis, Marmorbergen von Isabellfarbe, und an einigen Orten schien der Felsen aus versteinerten Holz zu bestehen. In einem engen Thale fanden sie unter einem hervorragenden Felsen von grünem Marmor einen großen Wasserpfuhl, der vortreffliches

Wasser

Wasser enthielt, womit sie ihre Schläuche füllten. Als sie eine Tauchente, die sie hier trafen, aufjagten, flog sie hoch in die Luft gegen Westen, ein für sie trauriger Beweis, das der Nil noch weit entfernt war. Einige von der Gesellschaft wurden hier so matt und krank, daß sie ihrem Schicksal sich unterwerfen und zurückbleiben wollten. Bruce konnte sie nur durch das Versprechen, sie wechselsweise auf die selbst abgemattetten Kameele sitzen zu lassen, davon abhalten.

Bey verschiedenen Brunnen vorbey, die entweder gar kein Wasser hatten, oder deren Wasser salzig und bitter war, stießen sie auf eine Karavane der arabischen Horde Abadde, die aus diesem Lande Senna holen und nach Cairo bringen wollte. Bruce wünschte einige Kameele von ihnen zu erhandeln, sie wollten sich aber nicht dazu verstehen.

Jetzt war das Elend der Gesellschaft aufs äußerste gekommen. Das Brod war aufgezehrt und reichte kaum noch auf einen Tag zu. Vor dem Kameelfleisch hatten sie einen unwiederstehlichen Ekel. Die Kameele konnten nicht mehr fort, und man hatte also auch nicht gehörig Wasser mitnehmen können. Es wurde daher beschlossen, alles Entbehrliche wegzuwerfen, und die ermatteten Kumeele zu reiten, um nur sein Leben zu retten. Leider aber war auch dieser Entschluß nicht zur Ausübung zu bringen, denn die Kameele konnten nicht zum Stehen gebracht werden.

In der größten Verzweiflung schlachteten sie zwey Kameele, nahmen so viel Fleisch davon,

als sie für nöthig hielten den Mangel des Brods zu ersetzen, und bekamen aus ihren Magen eine Menge Wasser, das der Bischareen mit besonderer Geschicklichkeit auszunehmen verstand. Es war zwar ganz warm und hatte eine bläulichte Farbe, aber doch keinen besondern Geschmack. Noch mehr als alles andre quälte Brucen der Gedanke, daß er nach Wegwerfung aller gesammelten Merkwürdigkeiten, Tagebücher und Zeichnungen die großen Gefahren und Beschwerlichkeiten seiner Reise ganz umsonst ausgestanden habe.

Durch einen engen Paß von nicht hohen felsigten Bergen kamen sie an das Bette eines ausgetrockneten Stroms. Ein Schwarm von Vögeln und andre Merkzeichen überzeugten Bruce, daß er nicht mehr weit vom Nil entfernt seyn könne, ja er glaubte schon das Rauschen seines Wasserfalls zu hören. Am 29. November erreichten sie endlich das Ende ihrer mühseligen Wanderschaft, und kamen halb todt in Syene an. Bruce fand hier auch Gelegenheit den größten Theil seiner unterwegs weggeworfenen Sachen wieder zu erhalten.

Der Bischareen erhielt ein gutes Kameel, wurde neu gekleidet, und mit einem Geschenk von Dora zu seinen Weibern zurückgeschickt. Der arme Kerl, voll Verwunderung plötzlich über seine Hofnung reich zu werden, erbot sich mit Thränen in den Augen, wenn er seinen Weibern die Geschenke gebracht haben würde, Brucen überall hin zu begleiten.

Ein Imam oder Priester, dem Bruce von der Ermordung des Verschnittenen Mahomet Towasch

wasch durch die Bischareen erzählte, war ganz erstaunt darüber: daß Gott einen Diener der Caaba verlassen, und einen Kaffr (Ungläubigen, Heiden) erhalten habe. Doch meinte er, Gott sey groß und könne nach Gutdünken handeln. — Auch die Abzeichnung fremder Fische rechnete man ihm gleichsam zur Sünde an. Die Fische — meinten sie — würden am jüngsten Tage ihn verklagen, und wenn er die Frage Gottes: ob er diese Fische gemacht? bejahen müßte, so würde Gott verlangen, daß er auch eine Seele dazu mache, und er würde bestraft werden, wenn er dies nicht könne.

Am 11. December fuhr Bruce von Syene den Nil herunter, und kam mit gutem Wind und Wetter am 27sten nach Cairo. Allenthalben, wo er hinkam, wollte keiner seiner alten Bekannten ihn kennen. Sie glaubten er sey in Abyssinien ermordet worden.

Bruce hatte in Cairo eine sonderbare unangenehme Audienz bey dem Bey, indem er aus Misverständniß des Nachts aus dem Bette gerissen, und mit Gewalt zu ihm geschleppt wurde. Es klärte sich aber alles bald zu seinem Vortheil auf. Bruce wurde vom Bey mit Gunstbezeugungen überhäuft, und schloß sogar einen Vertrag mit ihm zu Gunsten der englischen Kaufleute. Statt daß sie bisher 14 Prozent und ein unmäßiges Geschenk hatten geben müssen, begnügte sich der Bey mit acht Prozent ohne Geschenk.

Bruce reiste nach Alexandrien ab, und von da, mit günstigem Winde, zu Schiffe nach Mar-

seille, wo er auch in drey Wochen, ohne unterweges merkwürdige Vorfälle gehabt zu haben, glücklich ankam.

Wir verlassen hier den viel gereiseten Mann post varios casus, post tot discrimina rerum, in dem Hafen der Ruhe. Getreulich sind wir bisher seinen Fußtapfen gefolgt, und haben Freud und Leid mit ihm getragen. Hab' ich, der Epitomator dieser wahrhaften Reisebeschreibung, durch ihn verführt, meinen günstigen Lesern zuweilen beinah unglaubliche Sachen erzählt, so bitte ich, sich an Squire Bruce zu halten. Er mag's auf sein Gewissen nehmen; ich wasche meine Hände in Unschuld.

Gleiche Gunst erbitte ich mir in Ansehung der folgenden Bogen, auf welchen, um nicht die eigentliche Reisebeschreibung zu oft zu unterbrechen, alles zusammengedrängt worden, was uns Herr Bruce über Sitten, Gebräuche, Religion, Litteratur und Naturgeschichte Abyssiniens Merkwürdiges erzählt. Ich habe diese Ordnung, aufgemuntert durch das Beyspiel des Herrn Cuhn, gewählt, der auch in seiner abgekürzten Uebersetzung dieses Werks, über diese Gegenstände, nach der eigentlichen Reise besondre Abhandlungen folgen läßt.

Olla Potrida
von
verschiedenen Merkwürdigkeiten Abyssiniens.

Die Krone der Abyssinier ist zwar erblich, und hat sich beständig bey einer Familie erhalten, doch wird in derselben gewählt, und weder auf Erstgeburt noch auf Linien gesehen. Die Minister begünstigen gemeiniglich die Wahl eines Kindes, weil sie in der Minderjährigkeit des Monarchen die Regierung führen. Der gewählte König wird mit Olivenöl gesalbt, und mit einer prächtigen, halb goldenen halb silbernen Krone, die wie ein Helm fast das ganze Gesicht bedeckt, gekrönt.

Das Gesicht des Königs ist bey allen öffentlichen Gelegenheiten und Audienzen, auch wenn er Gericht hält, bedeckt. In ältern Zeiten sahe man keinen Theil seines Körpers, ausgenommen die Füße.

Wenn der König in die Kirche gehet, besetzt seine Leibwache alle Zugänge und läßt keinen andern hinein. Seine ganze Gottesverehrung besteht darin, daß er die Schwelle, die zwey Pfosten der Kirchthüre und die Stufen des Altars küßt, und sich alsdann wieder zurück begiebt. Bey Tagesanbruch macht ein Diener des Königs mit einer großen Peitsche einen starken Lerm vor dem Pallast, um die Hyänen und andere wilde Thiere zu verjagen, und dem König ein Zeichen zum Aufstehn zu geben. Jeden Morgen hält er noch nüchtern Gericht. Wenn er in Civilsachen Gericht hält, so sitzt er an derselben Tafel wo Räthe sitzen.

Wenn der König ausgehet, wird ein silberner Schild und eine mit Silber beschlagene Lanze vor ihm hergetragen. Im Felde aber führt er einen Schild von Büffelshaut und einen Speer mit Eisen beschlagen. Sein Hofstaat ist nicht gros, und besteht nur aus sechs Edelleuten, die gleichsam Kammerjunkerstelle bey ihm vertreten, und einigen schwarzen Sklaven. Die Vertraulichkeit, in welcher er mit dieser Gesellschaft lebt, ist fast unglaublich.

Der königliche Ornat, wodurch sich der Monarch im Kriege vor allen andern auszeichnet, ist ein weisses Pferd, welches am Kopfe kleine silberne Schellen hat, und eine Stirnbinde von feinen Musselin. Wenn er ausgeht, reitet beständig ein Diener voraus, um den Anlauf das Volks zu verhindern. Eine Art von Haushofmeister steht bey der Tafel neben ihn, und hat das Recht, dem Könige die Speisen wegnehmen zu lassen, wenn er glaubt, daß er zu viel essen möchte. Oeffentlich ißt der König nie, sondern blos in Gegenwart von Sklaven.

Der König von Abyssinien führt den Titel König der Könige; so oft man vor ihn kommt wirft man sich nieder, und zwar so, daß man auf die Knie fällt, und erstlich mit der flachen Hand und zuletzt mit der Stirn die Erde berührt. In dieser Stellung bleibt man so lange, bis man Befehl aufzustehen erhält, doch wird bey Fremden diese Sitte in etwas gemildert.

Vom Morgen bis Abend werden die Thüren und Fenster des Königs mit Supplikanten umringt, die über Ungerechtigkeit und Schutz gegen die Unterdrückung der Statthalter klagen. Damit es aber auch in der Regenzeit, wenn wenig

Leute

Leute nach der Hauptstadt kommen, nicht an Bittenden fehlen möge, so miethet man, um den König zu ehren, Landstreicher, die diese Klagen nachmachen müssen, denn es würde für eine große Schande gehalten werden, wenn es um den Pallast still und einsam zuginge. Bruce wurde zuweilen, auf Anstiften des Königs, durch diese jämmerlichen Konzerte sehr gequält, indem sich zuweilen vier bis fünfhundert Personen vor dem Pallast versammelten, und ein fürchterliches Gebrülle anfangen mußten. Diese Klagen endigen sich gemeiniglich mit dem Worten: Rete o Jan Hoi, oder: O mein König, laß mir Gerechtigkeit wiederfahren, und wenn diese Worte geschwinde ausgesprochen werden, so lauten sie gemeiniglich wie: Rete Janni, und daher kommt der Name Priester Johann, welcher den Königen von Abyssinien gewöhnlich beygelegt wird, und dessen Ursprung man bisher nicht kannte.

Wenn der König im Rath sitzt und seine Sentenz ertheilt, so stehet alles auf. Die Meinung des Königs stößt gemeiniglich die Majorität der Stimmen um, und zuweilen schickt er gar die Räthe ins Gefängniß, wenn sie sich unterstehen anderer Meinung zu seyn als er.

Die Könige von Abyssinien tragen ihr Haar gewöhnlich lang, und nur auf dem Marsch setzt er sein Diadem, als ein Zeichen der königlichen Würde, auf. Hochverrath wäre es, wenn jemand sein Haupt bedecken wollte zur Zeit, da der König mit diesem Diadem geschmückt ist. Der königliche Thron war ehedessen von Gold, in Gestalt einer kleinen Bettstelle. Die vielen Kriege aber haben die Kostbarkeit verzehrt, und er ist jetzt nur stark

vergoldet und mit Goldstoff behangen. Außer diesem giebt es noch einen tragbaren Thron, der ein goldener Sessel ist. Niemand darf es wagen, sich auf den Stuhl des Königs zu setzen, weil er für einen Hochverräther angesehen würde.

Kein Prinz, der ein körperliches Gebrechen hat, kann, nach einen Grundgesetz des Reichs, den Thron besteigen; oft läßt daher der König seine Brüder oder andere Prinzen, die er fürchtet, verstümmeln, um sie auf ewig zu der Thronfolge unfähig zu machen.

Die Könige von Abyssinien sind vollkommne Despoten, und über alle Gesetze erhaben; Güter und Person der Unterthanen sind ein Eigenthum desselben und jeder sein gebohrner Sklave. Diejenigen, die einen höhern Rang besitzen, haben ihn blos durch die Gnade des Königs, und auf ihre nächsten Anverwandten fällt nichts von der Ehre, die sie besitzen. Jeder König kann so viel Weiber heirathen als er will, aber eine unter ihnen wird nur als Königin betrachtet, gekrönt und Iteghe genannt. Auf einem Maulesel reitet der König die Treppe hinauf, bis an seinen Thron, und ausser dem Pallast setzt er niemals einen Fuß auf den Boden. Wird jemand wegen eines Hauptverbrechens verurtheilt, so hält man es für eine Grausamkeit, ihn wieder nach dem Gefängniß zurück zu führen, sondern man richtet ihn auf der Stelle hin, und es ist kein Wunder, wenn man einen Geistlichen im völligen Ornat an einen Baum hängen sieht.

Die Strafen in Abyssinien sind barbarisch und strenge. Kreuzigen, lebendig schinden und zu tode steinigen, sind die gewöhnlichsten. Mit der letztern

Strafe

Strafe werden gemeiniglich Fremde belegt, die sich in Religionssachen mischen. Viele katholische Priester, die man in neuern Zeiten in Abyssinien entdeckte, lagen noch zu Brucens Zeit in den Strassen von Gondar unter einem Steinhaufen. Auch das Augen ausreissen ist eine gewöhnliche Strafe daselbst, und es ist zu bewundern, daß so wenig an dieser Operation sterben, da sie doch mit einer eisernen Zange verrichtet wird. Die Leichname der Verbrecher, welche wegen Hochverrath und Straßenraub hingerichtet werden, begräbt man selten, und es schleppen sich oft in den Straßen von Gondar die Hunde mit solchen Resten von menschlichen Körpern herum.

Die Abyssinier lassen sich des Nachts niemals in ein Gefecht ein; sie schreiben nicht auf Papier, sondern auf Häute; sie essen und trinken niemals mit Fremden, ob sie gleich keine Ursache davon anzugeben wissen; sie reinigen oder zerbrechen ein jedes Gefäß, aus welchem ein Fremder gegessen oder getrunken hat. Die Abyssinischen Weiber leben in vollkommner Freiheit, und sie erkennen keine andre Schranken der Lust und des Genusses, als ihren eignen Willen. Sie haben zwar bey ihren Heurathen den Grundsatz, nur eines Mannes Weib zu seyn, allein dieser Grundsatz verbindet sie nicht, sondern wird meistentheils in Gesellschaft verlacht. Die Kinder treten nicht in den Stand der Mutter, sondern des Vaters. Ein Kind des Königes, welches er mit einer vor Geld erkauften, oder in Krieg erbeuteten Negersklavin erzeugt, hat eben so viel Recht zur Thronfolge, als ein Kind, das ihm von dem vornehmsten Weibe des Landes ist gebohren worden.

In Abyssinien darf keine Mannsperson etwas kaufen oder verkaufen; er würde für ehrlos gehalten werden, wenn er auf den Markt gienge, um etwas zu kaufen. Der Mann darf kein Wasser tragen und kein Brod backen, aber er muß die Kleider, sowohl der Männer als Weiber, waschen, und in diesem Geschäfte dürfen ihm die Weiber nicht helfen. Die Männer tragen hier alles auf ihren Köpfen, die Weiber aber auf den Schultern. Niemand ißt Kalbfleisch oder wildes Geflügel, nicht einmal Gänsefleisch, sondern jeder ernährt sich von Kuhfleisch.

Auch rohes Fleisch von lebendigen Thieren wird gegessen, und ich glaube, die Beschreibung eines solchen blutigen Festes — für dessen Wahrheit übrigens Herr Bruce stehen mag — anführen zu müssen. Oft versammlen sich Gesellschaften beyderley Geschlechts vom ersten Range in der Stadt und auf dem Lande, um zusammen zu speisen. Mitten in einem großen Zimmer stehet ein langer, auf beyden Seiten mit Bänken besetzter Tisch, deren Gebrauch in diesem Lande durch die Portugiesen eingeführt wurde; hingegen auf dem Lande werden an deren Statt noch Ochsenhäute auf den Boden ausgebreitet.

Man führet eine Kuh oder einen Stier, auch zuweilen mehrere, wenn die Gesellschaft stark ist, vor die Thüre des Zimmers; diesem Thiere werden die Füße gebunden, in die Haut unten am Halse wird ein Einschnitt gemacht, bis an das Fett, wo alsdann fünf oder sechs Tropfen Bluts auf den Boden fallen. Dieses geschiehet um das Mosaische Gesetz zu befolgen; einer oder mehrere Personen fallen alsdann über dasselbe her, ziehen ihm

die

die Haut vom Rückgrad bis in die Mitte der Rippen ab, und ist ihnen die Haut im Wege, so schneiden sie dieselbe ohne weitere Umstände weg. Aus den Hintervierteln werden alsdann dicke viereckigte Stücken Fleisch geschnitten; das schreckliche Gebrülle dieses unglücklichen Thiers ist das Zeichen für die Gesellschaft sich zur Tafel zu setzen; statt der Teller werden einem jeden Gast runde Kuchen, ein wenig dicker wie ein Pfannkuchen, und zweymal so groß vorgelegt, diese Kuchen sind Brod ohne Sauerteig, von einem Getraide, Teff genannt, gebacken, haben keinen unangenehmen Geschmack, und sind leicht zu verdauen. Drey oder vier dieser Kuchen dienen gewöhnlich dem Gast zur Speise; unter diesen liegen vier oder fünf andere Kuchen von einer schwärzern Art. An diesen wischen sich die Gäste die Finger ab, und hernach werden sie von den Bedienten verzehrt; nun treten zwey oder drey Bedienten herein mit viereckigten Stücken Rindfleisch, die sie in den bloßen Händen tragen; dieses Fleisch legen sie auf die Teffkuchen, welche wie Gerichte auf den Tisch gelegt sind, der ohne Tischtuch ist.

Die Gäste halten jetzt schon ihre Messer bereit; die Männer haben gewöhnlich ein krummes Messer, das sie in Kriegeszeiten beständig bey sich führen; die Weiber aber kleine Messer von der schlechtesten Art, so wie sie in England gewöhnlich um einen Pence verkauft werden. Der Mann sitzt jederzeit zwischen zwey Frauenzimmern, er schneidet alsdann mit seinem langen Messer kleine Stücken Fleisch herunter, in dem man noch die Bewegung der Fibern und das Leben deutlich wahrnimmt.

In Abyssinien speiset sich kein Mann selbst, und rührt seine Kost nicht an. Die Frauenzimmer nehmen darauf diese Stücke und schneiden sie in Streifen, von der Dicke eines kleinen Fingers, und dann in die Queer in viereckigte Stücke, wie kleine Würfel. Diese legen sie auf ein Stück Teffbrod, das stark mit schwarzem Pfeffer und Salz bestreut ist, und wickeln es wie eine Rolle zusammen. Der Mann steckt hierauf sein Messer bey, setzet beyde Hände auf die Knie seiner Nachbarinnen, wendet sich mit vorgebeugtem Leib, gesenktem Kopf und aufgesperrtem Maul zu derjenigen Nachbarinn, welche die Rolle am ersten fertig hat; diese stopft ihm darauf das ganze Stück in den Mund, der davon so voll wird, daß er in Gefahr ist zu ersticken; je vornehmer der Mann ist, je größer ist das Stück, das er in den Mund nimmt, und er wird für einen sehr feinen Mann gehalten, wenn er viel Geräusch bey dem Käuen macht; sie haben das Sprichwort, daß nur Bettler und Diebe kleine Stücke äßen, und dabey nicht schmatzten; so bald dieser Bissen hinunter ist, welches sehr geschwind gehet, so reicht ihm eine andre Nachbarinn eine zweyte Rolle, und dieses dauert so lange fort, bis er satt ist. Zur Dankbarkeit für die beyden Schönen, welche ihn gefüttert haben, nimmt er nun wieder zwey kleinere Rollen von derselben Art und Form; worauf beyde zu gleicher Zeit ihren Mund öfnen, und aus seinen Händen ihre Speise empfangen; er trinkt hierauf aus einem großen schönen Horn, und wenn die Frauenzimmer satt sind, so trinkt die ganze Gesellschaft.

Fröhlichkeit und Scherz, ohne bittere und üble Laune, herrscht nun durchaus; während dieser Zeit

blutet

blutet das unglückliche Schlachtopfer vor der Thüre; es verlieret aber wenig Blut, weil man bey dem Zerschneiden, so lange es möglich ist, die großen Blutadern zu vermeiden sucht. Zuletzt gehet es aber über alle Theile her. Das Thier blutet sich zu Tode, und diese halben Kanibalen, welche den Rest verzehren, finden dieses, da das Fleisch nun äußerst zähe wird, sehr schwer, sie können es mit den Messern nicht mehr von den Knochen ablösen, sondern nagen es mit den Zähnen ab, wie die Hunde. Die Gäste im Zimmer sind während dieser Zeit sehr munter, die Liebe entflammt sie, und die größten Freyheiten sind hier erlaubt; man weiß nichts von Sprödigkeit, und sie befriedigen ihre Wünsche auf der Stelle. Sie haben nur ein einziges Zimmer, und darin opfern sie sowohl der Venus als dem Bacchus; sie fühlen nicht die mindeste Schaam, und die beyden zunächst sitzenden Mannspersonen halten blos vor das Paar, das der Liebe pflegt, ihr Obergewand wie einen Schirm; haben sie sich wieder gesetzt, so trinkt die Gesellschaft die Gesundheit des glücklichen Paars; diesem Beyspiele wird an verschiedenen Gegenden des Tisches, so wie ein Paar dazu Lust bekommt, gefolgt. Niemand findet hier etwas Unanständiges dabey, oder macht Anmerkungen darüber; man hört nicht ein einziges Wort, oder den geringsten Scherz über diese Sache. Die meisten dieser Frauenzimmer sind Weiber von Stande; sie und ihre Liebhaber werden mit dem Namen **Wodage** belegt, welches mit dem italiänischen Cicisbeo einige Aehnlichkeit hat.

Zu den Heyrathen in Abyssinien wird außer der beyderseitigen Einwilligung weiter keine kirchliche

Form

Form erfordert. Sie bestehen nur so lange, als beyde Theile mit einander zu leben willens sind, und bey der Trennung werden die Kinder getheilt. Bruce sahe bey Hofe ein vornehmes Frauenzimmer, die auf diese Art die Frau von sieben noch lebenden gegenwärtigen Männern gewesen war. Es versteht sich also von selbst, daß man weder beym König noch beym Bettler einen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern macht. Wenn sich der König verheyrathen will, so schickt er einen Hofbeamten zu der Erwählten, um ihr den Befehl bekannt zu machen, daß sie sich in den Pallast begeben soll. Sie erscheint in ihren besten Staat, es wird ihr ein Zimmer angewiesen, und sie ist seine Frau. Ernennt er sie in der Folge zur Itegha oder Königin, so wird dies öffentlich bekannt gemacht und sie gekrönt. Natürlicherweise werden die königlichen Familien sehr zahlreich, und man hat daher, um die Anarchie zu verhüten, das Mittel gewählt, daß man alle königliche Prinzen auf öffentliche Kosten auf eine Bergfestung gefangen hält, wo sie nichts als lesen und schreiben lernen, und zuweilen sehr schlecht gehalten werden. Freylich ist ihre Lage traurig, allein noch übler haben es die königlichen Prinzen in Sennaar und Nubien, wo gleich nach dem Tode eines Königs alle Seitenverwandten desselben, und deren Kinder, ohne Unterschied umgebracht werden.

Die Armee des Königs besteht, wenn man die Haustruppen abrechnet, im Felde ohngefähr aus 40000 Mann Reuterey und Fußvolk. Nur einige Wenige haben Feuergewehre. Pfeil und Bogen bedienen sich nur noch die Schangallas und andere wilde Nationen.

Die

Die Truppen sind in Kompagnieen vertheilt, die aus 500 Mann bestehen, 30 Offiziere haben, und von einem Obristen kommandirt werden. Eine solche Abtheilung heißt Bet, das heißt Zimmer, weil eine jede Kompagnie ihren Namen von einem Zimmer des Königs führt.

Ehe der König zu Felde gehet läßt er drey Befehle ergehen. Der erste: schaft euch Maulthiere und Proviant an, denn nach wenigen Tagen wird man uns hier nicht mehr finden. Eine Woche nachher geschieht der zweyte: Haut den Kantuffa in allen vier Theilen der Welt ab, denn ich weiß nicht, wohin ich gehen werde (Kantuffa ist ein großer Dornstrauch, der auf dem Marsch vorzüglich dem König und dem Adel sehr beschwerlich fällt, weil er sich in ihr langes Haar und in ihre weiten Kleider verwickelt). Der dritte Aufruf heißt: Ich stehe im Lager, wer nicht zu mir stößt, den will ich sieben Jahre lang züchtigen.

Am achten September hört die Regenzeit auf und bis zum 20sten Oktober ist die Jahreszeit äusserst ungesund, und es grassiren eine Menge epidemischer Krankheiten. Dann tritt ein mäßiger Regen bis in die Mitte Novembers ein, und um diese Zeit gehen die Armeen ins Feld, weil nun alle Krankheiten aufhören.

In keinem Lande der Welt giebt es mehr Kirchen als in Abyssinien. So eingeschränkt die Aussicht wegen der bergigten Gegend ist, erblickt man doch selten weniger als fünf oder sechs Kirchen, und oft fünfmal so viel auf einer Anhöhe. Jeder vornehme Mann glaubt bey seinem Tode für seine Sünden hinläng-

hinlänglich gebüßt zu haben, wenn er eine Kirche erbaut hat, oder ein Vermächtniß dazu hinterläßt. Der König selbst setzt eine Ehre darin, eine Menge Kirchen zu bauen. Auf jedem Schlachtfelde, wo ein Sieg erfochten worden, wird eine Kirche errichtet.

Die Abyssinier bauen ihre Kirchen stets auf den Gipfel eines runden mit Cedern bewachsenen Hügels, und zwar in der Nähe von fließendem Wasser, zur Bequemlichkeit ihrer Reinigungen und Abwaschungen, indem sie hierin das Levitische Gesetz genau befolgen. Nichts verschönert den Anblick dieses Landes mehr, als diese mit Cedern umgebene Kirchen. Unter diesen Cedern ragt hier ein gewisser Baum hervor, der Cusso genannt wird, sehr hoch wächst, und ein außerordentlich malerisches Ansehn hat.

Alle Kirchen haben eine runde Form, Strohdächer und konische Giebel. Das Dach ragt ohngefähr acht Fuß über das Hauptgebäude hervor, und wird durch eine Menge Pfeiler von Cedernholz unterstützt, wodurch ein angenehmer bedeckter Gang oder eine Colonade um die Kirche entsteht. Inwendig in der Mitte der Kirche ist ein Viereck, das durch einen Vorhang getheilt wird, und worin sich wieder, wie in den Synagogen der Juden, eine ganz kleine Abtheilung befindet, die das Allerheiligste, und so enge ist, daß nur die Priester sich darin aufhalten können. Aussen um das Viereck herum sitzet die Versammlung.

Man gehet barfuß in die Kirche, und wenn man rein ist, das ist, wenn man vier und zwanzig

Stun-

Stunden keine Weibsperson berührt und keinen todten Leichnam angefaßt hat, kann man allenthalben in der Kirche umhergehen; außerdem aber darf man in die Kirche selbst nicht kommen, sondern muß sein Gebet unter den Cedern in einer ehrfurchtsvollen Entfernung verrichten. Die abyssinische Geistlichkeit, die auf diese Art äußerst bemüht ist, alle Verunreinigungen der Kirche abzuhalten, verunreinigt im Grunde durch ihre Gegenwart allein dieselbe am meisten, denn man ist z. B. genöthigt, die Schuhe, die man vor der Kirche ausziehet, einem Diener in Verwahrung zu geben, weil sie sonst von den Priestern und Mönchen gestohlen werden.

Wenn man in die Kirche tritt, küßt man zuerst die Schwelle und beyde Thürpfosten, gehet alsdann hinein, verrichtet sein Gebet, und damit ist man fertig und kann die Kirche wieder verlassen. Die Kirchen hängen voll Gemälde auf Pergament, die an den Wänden angenagelt sind; freylich ist die Malerey äußerst schlecht, und meistens Bilder von Heiligen des alten und neuen Testaments; der H. Georg mit den Drachen; der heilige Demetrius mit einem Löwen; Pontius Pilatus und sein Weib; Bileam und sein Esel; Simson mit dem Eselskinnbacken und so ferner. Am sonderbarsten kam Bruce ein Miniaturgemälde zu Adowa, auf der Priestermütze eines die heiligen Sakramente austheilenden Priesters vor; der König Pharao war auf einem Schimmel sitzend vorgestellt, wie er eben in das rothe Meer sprengt; um ihn herum, auf der Oberfläche des Wassers schwammen eine Menge Flinten und Pistolen. Es ist kein Zweifel, daß

die

die Abyssinier sich schon von den ältesten Zeiten des Christenthums her der Gemälde in ihren Kirchen bedienten, aber keiner Bilder von erhabener Arbeit, welches sie für Götzendienerey halten.

Von dem koptischen Patriarchen zu Alexandrien wissen die wenigsten Abyssinier etwas, sondern betrachten den Abuna als den Patriarchen ihrer Kirche. Dieser Abuna muß, einem gewissen Regulativ zu folge, ein Ausländer seyn, und da dieser selten die Abyssinische Sprache versteht, so kann er sich nicht in Staatsgeschäfte mischen. Er kommt blos bey kirchlichen Feyerlichkeiten, und wenn er etwas zu suchen oder sich zu beklagen hat in den Pallast. Durch seine Intriguen, seine Unwissenheit und seinen Geiz, hat er viel von seinem vorigen Ansehn verloren. Jetzt besteht sein Geschäft nur noch vorzüglich in feyerlichen Einsetzungen, die auf folgende Art geschehen.

Eine Menge Männer und Kinder stellen sich in einer Entfernung vor ihm. Auf seine Frage, was ihr Begehren sey, erhält er zur Antwort, daß sie zu Dechanten ernannt zu werden verlangen. Alsdann macht er mit einem kleinen ehernen Kreutz drey Zeichen, bläßt mit dem Munde dreymal über sie hin, und macht sie durch seinen Hauch zu Dechanten. Auf diese Weise sahe Bruce einst zu Begender die ganze Armee zu Dechanten ernennen.

Diese nämliche Ceremonie findet auch bey Einsetzung der Mönche statt. Ein Haufen Volks versammlet sich in der Entfernung von funfhundert Schritten um ihn her, und stimmt einen melankolischen Gesang an. Nachdem er gefragt, was

das

das Begehren dieser Leute mit Bärten sey, und zur Antwort bekommen hat, daß sie als Mönche eingesetzt zu werden verlangten, macht er gleichfalls seine Zeichen mit dem ehernen Kreutz, bläst über sie hin, und ernennt sie zu Mönchen. Wer als Priester eingesetzt werden will, muß ein Kapitel aus dem heiligen Marcus lesen können; dieses geschieht in einer Sprache, von welcher der Abuna kein Wort verstehet. Für seine Bemühungen bekommt er von dem eingesetzten Priester ein Stück Salz, ohngefähr einen halben Schilling werth.

Der Itchegue ist das Haupt aller Mönche, besonders derer von Debra Libanos. Das Oberhaupt der andern Mönche, von dem Orden des heiligen Eustathius, ist der Superior des Klosters zu Mahelar Selasse, in dem nordwestlichen Theile von Abyssinien, nahe bey Kuara. Alle diese Mönche sind äußerst unwissend, und möchten mit der Zeit wohl gar das Lesen verlernen. Der Itchegue wird auf folgende Art ordinirt. Zwey Priester halten ein weisses Tuch über ihn, und ein dritter spricht dabei ein Gebet, alsdann legen sie ihre Hände auf sein Haupt, und fangen an Psalmen zu singen; in unruhigen Zeiten hat er ein weit größeres Gewicht als der Abuna. Nach ihm kommen die Oberpriester und Schriftgelehrten, so wie in der alten jüdischen Kirche. Die letztern sind unwissende und unachtsame Abschreiber der heiligen Schriften. Die Mönche leben hier nicht, wie in Europa, in Klöstern, sondern in besondern Häusern um ihre Kirchen herum. Jeder bauet ein Stück von dem Lande an, das sie zum Eigenthum haben. Die Priester arbeiten nicht, sondern bekommen ihren Unterhalt in Naturalien geliefert.

Weder der Abuna, noch der Itchegue, noch irgend ein Geistlicher, hat etwas mit den Einkünften der Kirche zu thun; sondern der König ernennt einen Layen zum Verwalter, der sie empfängt, und jedem Priester seinen gehörigen Antheil giebt. **Frumentius**, der erste Bischof von Abyssinien, wurde ohngefähr im Jahr 333 ordinirt, und durch den heiligen **Athanasius**, der auf dem Stuhl des H. Marcus saß, in der Religion der Griechen unterrichtet. Hieraus folgt, daß die Abyssinier, als sie sich zur christlichen Religion bekehrten, das System der griechischen Kirche annahmen, und man kann den Ursprung aller Gebräuche und Ceremonien der abyssinischen Kirche aus der griechischen herleiten; **Frumentius** erhielt Abyssinien bis an seinem Tode von aller Ketzerey frey. Aber bald nachher verbreitete sich dort der Arianismus, und eine Menge anderer Ketzereyen, welche die egyptischen Mönche mitbrachten. Manche entstanden wohl aus der Verschiedenheit der Sprache und dem Mißverstande der Worte: **Natur** und **Person**.

Die Abyssinier taufen alle Jahr einmal, und zwar sowohl erwachsene Personen als Kinder. Der Fluß zwischen Adowa und der Kirche wurde einige Tage lang gehemmt, so daß er überlief und das Wasser drey bis vier Fuß tief war. Am Morgen vor dem Feste der heiligen drey Könige wurden einige Zelte an den Ufern des Flusses aufgeschlagen. Des Nachts um 12 Uhr versammelten sich die Priester, verrichteten an der Wasserseite ihre Gebete, und sangen ihre Psalmen, wobey eine Parthey die andere ablöfete. Mit Anbruch des Tages kam der Gouverneur in Begleitung einiger Soldaten, und

setzte sich auf einen kleinen Hügel nieder. Sobald die Sonne sich zeigte, wurden drey große hölzerne Kreutze von drey in ihren Ornat gekleideten Priestern gebracht, und in den Fluß getaucht. Nun nahm das Feuern und Scharmuzieren der Truppen zu Pferde und zu Fuß, auch zugleich das Beten seinen Anfang. Die Priester begaben sich mit ihren Kreutzen und mit einem silbernen Kelch voll Wasser nach dem Gouverneur, der ihn stehend erwartete. Der Priester mit dem Kelch besprengte alsdenn dessen Haupt mit Wasser, hielt ihm den Becher an den Mund, und als er davon gekostet hatte, nahm er ihn weg und sagte: Gott segne euch. Hierauf wurden auch alle übrigen in ihren Gallakleidern befindlichen Personen im Zelte besprengt. Einige waren nicht mit dem bloßen Besprengen zufrieden, sondern nahmen Wasser in ihre Hände und tranken es.

Die Kreutze kehrten nun wieder unter dem Gesang von Hallelujah, und dem Feuern und Scharmuzziren der Truppen, nach dem Fluß zurück. Während der Kelch nach dem Gouverneur gebracht wurde, sprangen zwey bis dreyhundert Jungen, die sich Dechanten nannten, und nur ein weisses Tuch um die Mitte des Leibes hatten, übrigens aber ganz nackend waren, in den Teich. Alles drängte sich jetzt, um von den Jungen besprengt zu werden. Zwey Pferde und Maulesel des Ras Michael und Azoro Esther wurden in den Fluß geführt und gewaschen. Soldaten, welche Wunden hatten, wuschen sich, und die andern Soldaten ihre Pferde und ihre Flinten darin. Von den Weibern sahe Bruce keine in dem Bade, die sich nur bis

an die Knie entblößt hätte. Nachdem die ersten Besprengungen vorbey waren, wurde mit der ganzen Sache Possen getrieben, und die Jungen, welche das Wasser kothigt machten, besprützten damit alle wohlgekleidete Leute, die sich ihnen näherten. Der Gouverneur kehrte zuerst zurück, dann die Mönche, hierauf die Kreutzträger; die Jungen und der Pöbel blieben am längsten.

Diese nämliche Ceremonie sahe Bruce in der Folge bey Gondar in dem Flusse Kahha, wo der König gegenwärtig war. Nachdem ihn der Priester mit Wasser besprengt hatte, nahm er den Kelch in seine Hand, trank davon, goß das übrige auf den Prinzen von Schoa und sagte dabey: ich will euer Dechant seyn. Dieses wurde für ein großes Kompliment gehalten.

Die Abyssinier empfangen das heilige Abendmal unter beyderley Gestalt, ungesäuertes Brod und Wein; dieser ist aber eine Art von Marmelade, die aus frisch gepreßten Trauben mit den Schalen bestehet, und in einem flachen Löffel gegeben wird. Hieraus möchte es scheinen, als gebe es in Abyssinien gar keinen Wein, allein man ist irrig. Zu Dreeda, dreyßig Meilen südwestlich von Gondar, wird vortreflicher Wein in solcher Menge gemacht, daß alle Kommunikanten in ganz Abyssinien damit versehen werden könnten. In den Wäldern von Tigre wächst eine kleine schwarze Traube von vortreflichem Geschmack und im Ueberfluß; allein das Volk macht sich nichts aus Wein, und nur an einem Orte in Abyssinien wird der Weinstock ordentlich gepflanzt.

Das Brod bey der Kommunion wird in grossen Stücken, nach Verhältniß des Rangs, ausgetheilt. Bruce sahe, daß der Priester vornehmen Personen, aus Respekt für ihren Rang, ein großes Stück Brod in den Mund steckte, daß ihnen die Augen davon übergingen. Sie kaueten dasselbe mit so vielem Geräusch, als wenn sie Mahlzeit hielten. Nach empfangenen Sakramenten wird ein Eimer Wasser gebracht, woraus der Komunikant trinkt, um die Menge Brods hinunter zu spulen. Er gehet hierauf von der Treppe der innern Abtheilung, wo der Priester stehet, zurück, kehrt sein Antlitz nach der Wand, und betet ein andächtiges Gebet.

Ueber den Zustand der Seele vor der Auferstehung sind die Abyssinier nicht alle einig. Die allgemeinste Meinung ist, daß es keinen mittlern Zustand giebt, sondern daß die Seelen guter Menschen, gleich nach ihrer Trennung von dem Körper, den Genuß des Himmelreichs haben.

Die Agaazi, welche ehedessen auf den Bergen Habab wohnten, und sich nachher in Tigre niedergelassen haben, und die Sprache Geng sprechen, sind beschnitten, und zwar Männer und Weiber. Bey Mannspersonen ist dieser Gebrauch zwar sehr wohl bekannt, aber nicht bey Weibern, obgleich in Afrika, wenigstens in demjenigen Theile, der an Egypten und das rothe Meer gränzt, die Beschneidung der Weibspersonen mehr gebräuchlich, als die der Mannspersonen ist. Die Beschneidung geschiehet in Abyssinien mit einem scharfen Messer. Ein Weib verrichtet gewöhnlich die Operation. Es wird dabey keine Formel hergebe-

tet, keine religiöse Ceremonie beobachtet, und auf kein gewisses Alter gesehen. Bruce meint, daß weder das heiße Klima, noch ein zu starker Auswuchs der Vorhaut, welcher der Zeugung hinderlich wäre, noch Ursachen der Reinlichkeit, in Abyssinien die Beschneidung nothwendig machten. Zwar bei den Weibern ist es ein anderer Fall. Bey diesen entstehet, entweder von dem Klima oder von einer andern Ursache, eine gewisse Ungestaltheit an den Schamtheilen; und um dieser abzuhelfen, ist die Beschneidung nothwendig. Alle Egyptier, Araber, alle Nationen gegen das südliche Afrika, die Abyssinier, Gallas, Agows, Gaffats und Gongas lassen daher ihre Kinder beschneiden. Als die römisch-katholischen Priester nach Abyssinien kamen, verboten sie die Beschneidung ihren Proselytinnen bey Strafe der Exkommunion. Ihre Gebote wurden befolgt, aber die Folgen davon waren, daß sich niemand mit einer Katholikin verheirathen wollte. Man sahe sich daher genöthiget, die Beschneidung der Weiber zuzulassen.

Stirbt jemand in Abyssinien, so schneiden die Weiber der Verwandschaft sich ein Stückchen Haut, von der Größe eines halben Schilling, aus beyden Schläfen. Diese Operation geschiehet mit dem Nagel ihres kleinen Fingers, den sie zu diesem Endzweck lang wachsen lassen. Dieser sonderbare Gebrauch ist Ursache, daß man keine Schöne in Abyssinien ohne Wunde und Narbe siehet.

Die Abyssinier berechnen ihre Zeit nicht nach Monden, sondern bedienen sich des Sonnenjahrs. 30 Tage machen bey ihnen einen Monat aus. Ihr Jahr vollzählig zu machen, fügen sie fünf Tage

und

und den vierten Theil eines Tages, alle vier Jahre aber sechs Tage hinzu. Sie fangen, wie die orientalischen Nationen, ihr Jahr mit dem 29. oder 30. August, als dem ersten ihres Monats Mascaram an. Die erste Epoche ihrer Zeitrechnung ist die Erschaffung der Welt; aber sie rechnen von ihr bis auf Christi Geburt, nicht wie die Griechen und andere orientalische Nationen 5508, sondern nur 5500 Jahre. In allen ihren kirchlichen Berechnungen bedienen sie sich der goldenen Zahl und der Epakten. Sie haben aber noch eine besondere Art ihre Zeit anzugeben. Es werden nemlich das Jahr über in ihren Kirchen die vier Evangelisten der Reihe nach abgelesen, Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes; wenn sie nun die Zeit einer Begebenheit angeben wollen, sagen sie, dieselbe ereignete sich in den Tagen des Matthäus, das heißt in dem ersten Vierteljahr.

Ihre Tageszeit bestimmen sie gleichfalls sehr willkührlich und unordentlich, und sie haben nur Ausdrücke für den Anfang und das Ende des Tages und für den Mittag. Zu Bezeichnung des Anfangs des Tages bedienen sie sich des Worts **Nagge**, welches Morgendämmerung, und zu Bezeichnung des Endes des Tages des Wortes **Meset**, welches Abenddämmerung bedeutet; denn die Dämmerung ist in Abyssinien von sehr kurzer Dauer und fast unmerklich; so bald die Sonne unter dem Horizont ist, wird es Nacht, und die Sterne erscheinen am Himmel. Der Mittag heißt bey ihnen **Kader**. Die übrige Zeit des Tages bezeichnen sie durch Hinweisung nach der Stelle, wo damals die Sonne stand, als die Sache vorfiel.

an die Knie entblößt hätte. Nachdem die ersten Besprengungen vorbey waren, wurde mit der ganzen Sache Possen getrieben, und die Jungen, welche das Wasser kothigt machten, besprützten damit alle wohlgekleidete Leute, die sich ihnen näherten. Der Gouverneur kehrte zuerst zurück, dann die Mönche, hierauf die Kreutzträger; die Jungen und der Pöbel blieben am längsten.

Diese nämliche Ceremonie sahe Bruce in der Folge bey Gondar in dem Flusse Kahha, wo der König gegenwärtig war. Nachdem ihn der Priester mit Wasser besprengt hatte, nahm er den Kelch in seine Hand, trank davon, goß das übrige auf den Prinzen von Schoa und sagte dabey: ich will euer Dechant seyn. Dieses wurde für ein großes Kompliment gehalten.

Die Abyssinier empfangen das heilige Abendmal unter beyderley Gestalt, ungesäuertes Brod und Wein; dieser ist aber eine Art von Marmelade, die aus frisch gepreßten Trauben mit den Schalen bestehet, und in einem flachen Löffel gegeben wird. Hieraus möchte es scheinen, als gebe es in Abyssinien gar keinen Wein, allein man ist irrig. Zu Dreeda, dreyßig Meilen südwestlich von Gondar, wird vortreflicher Wein in solcher Menge gemacht, daß alle Kommunikanten in ganz Abyssinien damit versehen werden könnten. In den Wäldern von Tigre wächst eine kleine schwarze Traube von vortreflichem Geschmack und im Ueberfluß; allein das Volk macht sich nichts aus Wein, und nur an einem Orte in Abyssinien wird der Weinstock ordentlich gepflanzt.

Das Brod bey der Kommunion wird in grossen Stücken, nach Verhältniß des Rangs, ausgetheilt. Bruce sahe, daß der Priester vornehmen Personen, aus Respekt für ihren Rang, ein großes Stück Brod in den Mund steckte, daß ihnen die Augen davon übergingen. Sie kaueten dasselbe mit so vielem Geräusch, als wenn sie Mahlzeit hielten. Nach empfangenen Sakramenten wird ein Eimer Wasser gebracht, woraus der Kommunikant trinkt, um die Menge Brods hinunter zu spulen. Er gehet hierauf von der Treppe der innern Abtheilung, wo der Priester stehet, zurück, kehrt sein Antlitz nach der Wand, und betet ein andächtiges Gebet.

Ueber den Zustand der Seele vor der Auferstehung sind die Abyssinier nicht alle einig. Die allgemeinste Meinung ist, daß es keinen mittlern Zustand giebt, sondern daß die Seelen guter Menschen, gleich nach ihrer Trennung von dem Körper, den Genuß des Himmelreichs haben.

Die Agaazi, welche ehedessen auf den Bergen Habab wohnten, und sich nachher in Tigre niedergelassen haben, und die Sprache Geng sprechen, sind beschnitten, und zwar Männer und Weiber. Bey Mannspersonen ist dieser Gebrauch zwar sehr wohl bekannt, aber nicht bey Weibern, obgleich in Afrika, wenigstens in demjenigen Theile, der an Egypten und das rothe Meer gränzt, die Beschneidung der Weibspersonen mehr gebräuchlich, als die der Mannspersonen ist. Die Beschneidung geschiehet in Abyssinien mit einem scharfen Messer. Ein Weib verrichtet gewöhnlich die Operation. Es wird dabey keine Formel hergebe-

tet, keine religiöse Ceremonie beobachtet, und auf kein gewisses Alter gesehen. Bruce meint, daß weder das heiße Klima, noch ein zu starker Auswuchs der Vorhaut, welcher der Zeugung hinderlich wäre, noch Ursachen der Reinlichkeit, in Abyssinien die Beschneidung nothwendig machten. Zwar bei den Weibern ist es ein anderer Fall. Bey diesen entstehet, entweder von dem Klima oder von einer andern Ursache, eine gewisse Ungestaltheit an den Schamtheilen; und um dieser abzuhelfen, ist die Beschneidung nothwendig. Alle Egyptier, Araber, alle Nationen gegen das südliche Afrika, die Abyssinier, Gallas, Agows, Gaffats und Gongas lassen daher ihre Kinder beschneiden. Als die römisch-katholischen Priester nach Abyssinien kamen, verboten sie die Beschneidung ihren Proselytinnen bey Strafe der Exkommunion. Ihre Gebote wurden befolgt, aber die Folgen davon waren, daß sich niemand mit einer Katholikin verheirathen wollte. Man sahe sich daher genöthiget, die Beschneidung der Weiber zuzulassen.

Stirbt jemand in Abyssinien, so schneiden die Weiber der Verwandschaft sich ein Stückchen Haut, von der Größe eines halben Schilling, aus beyden Schläfen. Diese Operation geschiehet mit dem Nagel ihres kleinen Fingers, den sie zu diesem Endzweck lang wachsen lassen. Dieser sonderbare Gebrauch ist Ursache, daß man keine Schöne in Abyssinien ohne Wunde und Narbe siehet.

Die Abyssinier berechnen ihre Zeit nicht nach Monden, sondern bedienen sich des Sonnenjahrs. 30 Tage machen bey ihnen einen Monat aus. Ihr Jahr vollzählig zu machen, fügen sie fünf Tage

und

und den vierten Theil eines Tages, alle vier Jahre aber sechs Tage hinzu. Sie fangen, wie die orientalischen Nationen, ihr Jahr mit dem 29. oder 30. August, als dem ersten ihres Monats Mascaram an. Die erste Epoche ihrer Zeitrechnung ist die Erschaffung der Welt; aber sie rechnen von ihr bis auf Christi Geburt, nicht wie die Griechen und andere orientalische Nationen 5508, sondern nur 5500 Jahre. In allen ihren kirchlichen Berechnungen bedienen sie sich der goldenen Zahl und der Epakten. Sie haben aber noch eine besondere Art ihre Zeit anzugeben. Es werden nemlich das Jahr über in ihren Kirchen die vier Evangelisten der Reihe nach abgelesen, Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes; wenn sie nun die Zeit einer Begebenheit angeben wollen, sagen sie, dieselbe ereignete sich in den Tagen des Matthäus, das heißt in dem ersten Vierteljahr.

Ihre Tageszeit bestimmen sie gleichfalls sehr willkührlich und unordentlich, und sie haben nur Ausdrücke für den Anfang und das Ende des Tages und für den Mittag. Zu Bezeichnung des Anfangs des Tages bedienen sie sich des Worts **Nagge**, welches Morgendämmerung, und zu Bezeichnung des Endes des Tages des Wortes **Meset**, welches Abenddämmerung bedeutet; denn die Dämmerung ist in Abyssinien von sehr kurzer Dauer und fast unmerklich; so bald die Sonne unter dem Horizont ist, wird es Nacht, und die Sterne erscheinen am Himmel. Der Mittag heißt bey ihnen **Kader**. Die übrige Zeit des Tages bezeichnen sie durch Hinweisung nach der Stelle, wo damals die Sonne stand, als die Sache vorfiel.

Die Abyssinier haben alle Bücher der heiligen Schrift, so wie wir, doch sind sie nur in den Händen von wenigen Personen, weil die meisten zu arm sind, sie sich anzuschaffen. Die Offenbahrung Johannis ist ihr Lieblingsbuch. Außer diesen haben sie auch Uebersetzungen der Werke des heiligen Athanasius, Chrysostomus, Cyrillus und andere, auch eine Menge Legenden von Heiligen.

Was die Wunder dieser Heiligen betrift, so stehen sie den Wundern der Heiligen in der katholischen Kirche keinesweges nach. So bekehrte z. B. einer derselben den Teufel, und ließ ihn als einen Mönch vierzig Jahr Buße thun, weil er einst Christum in Versuchung geführt. Ein anderer hat seit seiner Geburt weder gegessen noch getrunken, und ist doch durch diese frugale Lebensart so wenig entkräftet worden, daß er vielmehr täglich eine Reise von Abyssinien nach Jerusalem unternahm, um daselbst eine Messe zu lesen. Bruce brachte auch das Buch Enoch mit nach Europa.

Die Juden in Abyssinien, welche sich hier schon seit langer Zeit befinden, wissen nichts vom Talmud, und haben beinahe das Ebräische ganz vergessen. Vom Neuen Testament haben sie gar keine Nachricht.

Das Abyssinische Alphabet bestehet aus sechs und zwanzig Buchstaben, da aber Jeder noch durch einen Strich oder Punkt einen andern Ton bekommt, so sind es eigentlich zwey und funfzig Buchstaben. Nur die Gengsprache hat Karaktere zum schreiben.

Abyssinien hat einen Ueberfluß an zahmen und wilden vierfüßigen Thieren. Das Rindvieh ist von dem europäischen an Größe und Gestalt ausserordentlich verschieden. Einiges ist ohne Hörner, andere haben Höcker auf den Rücken, und noch andere haben so ungeheuer große Hörner, daß ihre Größe gar nicht damit im Verhältniß steht.

Der Büffel hält sich vorzüglich in den hiesigen niedrigen Thälern auf, ist wild und ungelehrig. Die Büffel in Egypten aber haben durch das veränderte Klima ihre angeborne Wildheit so sehr verloren, daß sie von ganz kleinen Knaben gehütet werden.

Antelopen und Hyänen finden sich in Abyssinien in großer Menge, und man sieht sie heerdenweise herumlaufen. Wilde Schweine, die in diesem Lande für unrein gehalten werden, vermehren sich außerordentlich. Elephanten, Rhinozeros, Löwen, Leoparden, Panther und Giraffen halten sich in den niedrigen Gegenden des Landes auf; Tieger aber giebt es in ganz Abyssinien nicht. Affen von allen Gattungen und Ratten richten in den Hirsefeldern große Verwüstungen an. Hasen werden für unrein gehalten, und würden sich also außerordentlich vermehren, wenn nicht die junge Brut größtentheils von Raubthieren verzehrt würde. In den niedrigen Gegenden finden sich auch viel Esel, den Zebra aber findet man nur in wenigen Gegenden.

Außer diesen schon allgemein bekannten Thieren giebt es noch eine Menge weniger bekannter Thiere, von denen Bruce den Jerboa, Fennec, Ashköko, und eine Gattung des Luchses, nämlich den gestiefelten Luchs beschreibt.

An allen Arten von Geflügel ist Abyssinien vorzüglich reich. Raubvögel aller Art, Vögel, welche von Früchten leben, und solche, die sich von Insekten erhalten, sind indessen häufiger als Wasservögel. Außer den Gewöhnlichen beschreibt Bruce noch den Goldadler, den Rachmah, den Erkann, den Abu Hannes, den Moroc, den Sheregrig und den Waalia.

Bienen findet man theils wild, theils zahm, und ihnen verdankt Abyssinien eines der allgemeinsten Nahrungsmittel. Zur größten Quaal der Einwohner sind die in großer Menge herumschwärmenden Fliegen, die in der Sprache des Landes Tsaltsalya heißen. So unbedeutend diese Thiere ihrer Schwäche und Kleinheit nach scheinen, so furchtbar sind sie in Ansehung ihres unerträglichen Stichs. Löwen und Elephanten stehen ihnen an Macht nach; sie sind die gefährlichsten Feinde der Menschen und Thiere.

Außer Krokodillen und Hippopotamus finden sich in den Flüssen und Seen eine Menge Fische aller Art und andere Wasserthiere.

Die ältere Geschichte von Abyssinien ist voller Fabeln und Widersprüche.

Die Könige glauben von der Königin von Saba abzustammen. Bruce führt die Regierungsgeschichte dieser Könige bis zu den neuern Zeiten sehr weitläuftig aus. Ich glaube aber Dank zu verdienen, wenn ich meine Leser selbst mit den barbarischen unbedeutenden Namen dieser Herren verschone, und dafür lieber etwas mehr von den Sitten des großen Hirtenvolks der Gallas anführe.

Dieses

Dieses Volk, das sich vorzüglich auf die Pferdezucht legt, hat verschiedene Abyssinische Provinzen erobert. Ehedessen lebten sie blos von Milch, seit dieser Zeit aber haben sie von den Abyssiniern säen und Brod backen gelernt. Ihre Farbe ist braun, ihr Haar lang und schwarz. Im Kriege sind sie äußerst grausam, schneiden den Männern die Zeugungstheile ab und schwangern Weibern den Bauch auf. Sieben Stämme derselben werden immer von einem König regiert, der aber, wenn er nicht 40 Jahr alt ist, so viel Feinde erlegt haben muß, daß die Zahl derselben, mit seinen Lebensjahren addirt, 40 ausmachen. Sie sind gute Reuter, tapfere und unermüdete Soldaten, und führen keine andere Waffen als eine spitzige Stange und einen Schild von Ochsenhäuten. Ihr Putz besteht in Ochsengedärme, die sie in ihr Haar flechten und an einem Gürtel um den Leib tragen. Um die Schulter haben sie ein Ziegenfell, übrigens aber gehn sie nackend und beschmieren Kopf und Leib mit Butter. Die Weiber dieser Nation, die ausserordentlich hart und fruchtbar sind, besorgen den Feldbau, die Männer aber beschäftigen sich mit der Viehzucht. Sie beten den Mond, die Sterne, gewisse Bäume und Steine an, und glauben eine Fortdauer nach dem Tode.

Die Gebräuche bey ihren Heyrathen sind folgende: Der Bräutigam geht zu den Eltern der Braut, hält in der einen Hand Gras nnd in der andern Kuhmist und sagt: jenes solle die Kuh nicht essen und diesen nicht von sich geben können, wenn er nicht seiner Frau Zeitlebens Essen und Trinken geben, und sie nach ihrem Tode begraben würde. Vielweiberey halten sie für erlaubt, und die Frau

redet

redet ihren Mann selbst zu, daß er noch eine andere Frau nehmen solle, damit er mehrere Kinder zeuge. Der älteste einer Familie erbt die ganze Verlassenschaft des Vaters, und giebt seinen Geschwistern nur eine Kleinigkeit ab; dafür hat er aber auch die Verbindlichkeit den Vater zu ernähren, wenn dieser alt und zum Kriege untüchtig ist. Wenn diese Nation große Reisen durch die ungeheuere Wüste macht, so ist ihre Nahrung gebrannter und zu Pulver geriebener Coffee, der in ihrem Lande häufig wild wächst, mit Butter vermischt.

Die katholische Religion wurde ehedessen in Abyssinien sehr gedrückt bis der König Socinios, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, diese Religion annahm, und als ein großer Freund der Jesuiten dieser Religion mehrere Freyheit ertheilte. Sein Beyspiel reizte viele seiner Unterthanen zur Nachfolge, und es wurde endlich sogar ein feyerlicher Bann gegen diejenigen ausgesprochen, welche die Gebräuche der katholischen Kirche nicht genau beobachten würden. Nach und nach aber gerieth diese Religion, durch den Stolz und Ehrgeiz der Jesuiten, wieder in Abnahme, und einige neuere Missionarien, von dem Orden der Franziskaner, wurden sogar zu Tode gesteinigt.

Des

Grafen von Ferrieres-Sauvebœuf

Reisen

in der

Türkey, Persien und Arabien,

während der Jahre 1782 bis 1789.

Mit

Bemerkungen

über die Religion, die Sitten, den Karakter und den Handel der Bewohner dieser drey Länder.

Konstantinopel, die merkwürdigste Stadt des türkischen Reichs, liegt zwischen zwey Meeren, hat einen geräumigen Hafen, in welchen täglich eine Menge Schiffe aus dem schwarzen oder mittelländischen Meere einlaufen, prächtige Moscheen mit großen Kuppeln und spitzigen Minarets (Thürmen), welche die Stadt schon in einer großen Entfernung sichtbar machen, und nebst den Vorstädten **Galata** und **Pera**, auf der andern Seite des Hafens, und der Stadt **Skudari** an der asiatischen Küste, einen schönen Anblick gewähren.

Der Pallast des Sultans (das Serai) hat die Aussicht über das Meer von Marmora, den Hafen und den Bosporus, und ist eine unordentliche Menge von großen und kleinen Gebäuden, zwischen welchen Cypressen stehn. Am Fuße dieser majestätischen Mauern steht vieles Geschütz, daß zu Feyerlichkeiten bestimmt ist, und auch dazu dient, den Sultan, wenn er auf seinen Gondeln eine Lustfahrt macht, zu begrüßen.

Im Innern der Stadt sieht man nichts als unregelmäßige Plätze, schlecht versehene Arsenale, elende Werfte, lächerlich gebaute Schiffe, und einige mit grotesken Verzierungen versehene Springbrunnen. Die Straßen sind eng und krumm, schlecht gepflastert und unreinlich. Die Fußgänger werden von den elenden Karossen, worinnen gewöhnlich Damen sitzen, bis an die Mauern gedrängt.

Die Verwüstungen, welche die Pest zu allen Zeiten dort anrichtet, machen dem Fremden viel Mißvergnügen. Er sieht nicht selten einen Pestkranken todt auf der Straße niederfallen, ihn wegtragen, die Verwandten und Freunde des Verstorbenen ihm die letzten Pflichten erweisen, und wenige Tage nachher an derselben Krankheit hinsterben.

Die Frauenzimmer leben bey weiten nicht so eingezogen, als man im Auslande glaubt. Sie befinden sich oft zu Fuße auf den Straßen, in einen Schleyer gehüllt, der Gesichtszüge und Umriß durchscheinen läßt.

Alle Häuser sind von Holz gebauet. Die Buden sehen armselig aus. Nur in dem Bezastin, dem Quartiere der Juwelirer, entdeckt man Beweise von Reichthum. Die Spuren des Aufruhrs zeigen sich durch viele leere Stellen, die von Feuersbrünsten herrühren, welche die Rebellen oft anstellen.

Das große Thor des Seral stößt an das Ende eines unregelmäßigen Platzes, der auf der einen Seite durch einen ziemlich schönen Springbrunnen, und auf der andern durch eine Faßade der Sophienmoschee geziert ist. Das Gewölbe dieses schätzbaren Monuments der schönen Baukunst ist mit herrlicher Mosaik geschmückt, die aus verschiedentlich emaillirten Krystallen besteht. Die Türken lassen sie in Verfall gerathen. Wenn man sich dem Serai nähert, sieht man ein grosses Hauptgebäude, dessen Fenster über dem Thore angebracht, und mit Gittern von dicken Eisenstangen versehen sind. Dieses ist der Pallast des mächtigsten Monarchen in Asien. Auf der einen Seite sind bisweilen die Köpfe von Verurtheilten zusammengehäuft, und auf der andern Seite liegen die todten Körper andrer Hingerichteten. Das Innre des Serai besteht aus unregelmäßigen Gebäuden, welche ehemals den Pallast der griechischen Kayser ausgemacht haben, und nach dem jetzigen Bedürfnisse der Sultane verändert worden sind. Dem Serai gegenüber, auf der andern Seite des Hafens, steht das Hauptmagazin des Geschützes, ein großes Gebäude mit mehreren Kuppeln, welches **Topchana** heißt. Ueber demselben liegt in einem Amphi-

theater die Vorstadt Pera. Sie hat meistens hölzerne Häuser, einige Palläste ausgenommen, und mehrere Kirchen, worinnen Mönche von verschiedenen Orden den Gottesdienst verrichten.

Von Pera kommt man zu der Vorstadt Galata, die auf einem jähen Abhange längs dem Hafen erbaut ist. Dieses Viertel gehört den Griechen und Armeniern. Die christlichen Kaufleute haben hier ihre Häuser und Waarenlager, die durch gute Gewölbe gegen Feuersbrünste gesichert sind. Auch hier sind Kirchen und Priester.

Nicht weit von dem Zollhause der Franken (die Europäer haben ein besonderes) ist das **Viertel der Juden.** Die Häuser dieser Nation sehen dürftig und schmutzig aus. Die Tracht der Juden ist auszeichnend. Sie sind die Mäkler und Waarenhüter der europäischen Kaufleute. Gegen die Mitte des Hafens ist das **Arsenal.** Es besteht aus mehrern Hauptgebäuden, in welchen die Wachen und die Arbeitsleute wohnen. Die Munition und die Schiffsmaterialien werden hier aufbewahrt. Alle hier getroffenen Anstalten, die herrschende Unordnung, und der öfters eintretende Mangel, zeigen die Ungeschicklichkeit der Osmanen zum Seewesen. In dem **Bagno**, welches einen Theil des Arsenals ausmacht, findet man zum Theil Verbrecher, die auf eine zeitlang hier arbeiten müssen, und andere, die zur ewigen Quaal verdammt sind. Die Kriegsgefangenen sind in Schuppen, welche dicke Mauern haben, beynahe übereinander geschichtet, und werden sehr mißhandelt. Dem Arsenale zur Seite befin-

befindet sich die Wohnung des Kapudan Pascha, die in mehrere kleine Pavillons von einem Stockwerke abgetheilt ist, und ein ziemlich hübsches Ansehen hat. An zwey Kanonen auf einer kleinen Platteforme erkennt man die Stückgießerey, welche von dem Baron von Tott angelegt worden. Dieser Offizier hat den Türken die ersten Begriffe von regelmäßiger Befestigung und ordentlicher Artillerie beygebracht.

In dem Kanal, einem Theil von Konstantinopel, der dem Arsenal gegenüber liegt, wohnen die reichsten Griechen, und die Fürsten von der Moldau und Wallachey, die, so lange sie sich in der Hauptstadt befinden, der willkührlichen Strenge des Despoten, wie die geringsten Unterthanen, unterworfen sind. Auf dem Atmeidom, oder Rennplatz, sieht man einen ägyptischen, mit Hieroglyphen bedeckten Obelisk, und eine schöne Säule von Porphyr, die aber an verschiedenen Stellen gebrochen ist, und durch eiserne Reisen zusammen gehalten wird. An dem Meere von Marmora liegen die sieben Thürme. Der Hafen der Stadt hat beinahe zwey Stunden in der Tiefe, und wird von den Strömungen gereinigt. Die Stadt Skudari, welche, auf der asiatischen Küste, Konstantinopel gegen über liegt, kann den Eingang des Kanals beschießen, und als Vorstadt betrachtet werden.

Die Türken haben den fanatischen Wunsch, nach ihrem Tode jenseits des Bosporus zu ruhen, daher die vielen und großen Begräbnißplätze in Skudari. Auf diesen Plätzen selbst stehet eine Menge altgriechischer, aus Dummheit und

Rachsucht vorsätzlich verstümmelter Säulen, welche goldne Innschriften auf einem azurnen Grunde haben.

Des Freytags begiebt sich der Sultan mit seinem Gefolge nach der St. Sophienmoskee, und geht an Werkeltagen nicht aus. Eine zahlreiche Garde von Bostangis, die sich durch eine große scharlachne, hinten herabhängende Mütze unterscheidet, wacht Tag und Nacht in den Höfen und um die Mauern des Serai. Die innere Wache besteht aus mehreren schwarzen oder weissen Verschnittnen, die kein Frauenzimmer einlassen, ohne sich von ihrem Geschlechte überzeugt zu haben. Die Sitten in dem für Männer unzugänglichen Serai sind wenig bekannt. So oft ein Sultan zur Regierung kommt, muß ihm jeder Große junge noch unberührte Sklavinnen schicken, und sie ihm in der Hofnung schenken, an jeder eine Beschützerinn zu haben. Unter diesen und den übrigen im Serai erzogenen Frauenzimmern wählt der Sultan sechs Jungfrauen, die dann den Titel Kaduns oder Prinzessinnen bekommen. Die von den Kaduns, welche zuerst einen Knaben gebäret, hat den Vorrang vor den übrigen, ohne jedoch dadurch zu dem Range einer Favoritsultaninn erhoben zu seyn. Außerdem bekommt der Sultan noch an jedem Freytage eine Jungfrau, aber sowohl diese, als auch die andern im Serai befindlichen Frauenzimmer, gebären selten ein reifes Kind, welches Sauvebœuf der Eifersucht und den Intriguen der Kaduns zuschreibt.

Der vermuthliche Thronerbe ist in einem besonderen Viertel des Serai, und hat nur alte Frauen zu seiner Bedienung. Aus Furcht, daß seine Mutter Verabredungen mit ihm nehmen, und Empörung stiften könnte, darf sie nur zweimal im Jahre, an dem großen und dem kleinen Beiramsfeste, mit ihm zusammen kommen. An diesen Tagen spricht sie ihn einige Stunden lang. Die Brüder folgen einander in der Regierung, und der Neffe dem Oheime. So ist Sultan Selim, Mustapha's Sohn, der Thronfolger seines Oheims Abdul-Hamid, und der Sohn des letztern ward eingeschlossen, um erst nach dem Tode des Sultans Selim zur Regierung zu kommen. Der neue Regent läßt alle Kaduns, nebst den übrigen Weibern seines Vorgängers, nach dem alten Serai bringen, und besetzt das neue auf die gewöhnliche Weise. Alle Frauenzimmer, die keine Kinder gehabt, oder sie durch den Tod verloren haben, werden an vornehme Herren verheyrathet, die dergleichen Verheyrathungen mit den Wittwen ihrer Gebieter für eine große Ehre annehmen.

Wenn der Sultan proklamirt wird, wird er mit einem Säbel umgürtet, und schwört den ihn umgebenden Janitscharen, zu denen er selbst gehört, da er an der Spitze der ersten Legion dieser Miliz steht, daß er ihnen ihre Vorrechte erhalten, und den übrigen Ständen des Reichs, daß er sie mit Gerechtigkeit beherrschen wolle. Der Sultan wird durch diese Zeremonie Kalif und oberster Iman, Monarch und Oberpriester zugleich. Das Zeichen der kaiserlichen Würde

ist die Aigrette, welche nur der Sultan und seine Kinder zu tragen berechtigt sind. Sie besteht aus mehreren großen Diamanten, über welche sehr kostbare schwarze Federn hervorragen, und wird in der Mitte des Turbans über der Stirn angebracht.

Der Sultan hat einen Pallast in dem Kanale zu dem schwarzen Meere, und einen andern mitten im Hafen. Wenn er mit seinem ganzen Gefolge auf seinen Gondeln fährt, so zeichnet sich die seinige durch einen an der Spitze angebrachten Hahn von gediegnem Golde aus.

Das Reich der Osmanen ist in mehrere große Gouvernements abgetheilt. Diese stehen alle unter zwey Generalstatthaltern, welche unter dem Titel Seraskiers, der eine in den europäischen, der andre in den asiatischen Besitzungen gebieten. Die Provinzen und mehrere große Städte werden von Paschas regiert. Roßschweif, eine Art militärischer Fahne mit einem goldnen Kopf, von welchem rings umher weiße Pferdehaare wie Frangen, nebst verschiednen seidenen Schnüren und goldnen Quasten herunterhangen, machen das Zeichen ihrer Würde aus. Die Menge der Roßschweife stehn im Verhältniß mit der Größe ihrer Würde.

Die Einkünfte der Krone fließen aus den ansehnlichen Domainen des Sultans, aus den Kontributionen, welche die Paschas erheben, aus den Zollgebühren, welche von den Moslemim oder

der

den ihnen zinsbaren Unterthanen mit zehn, von den Franken mit drei Procent entrichtet werden, von der ungeheuern Kopfsteuer der Christen, von den Verlassenschaften der vornehmen Reichsbeamten und der Paschas, deren Vermögen dem Sultan immer zufällt, indeß die Anverwandten des Verstorbenen nur eine unbedeutende Kleinigkeit erhalten. Manche müssen ihre Reichthümer mit dem Leben büßen. Der **Mufti**, oder Ausleger des Korans, entscheidet alle Religionspunkte, und hat die Aufsicht über die Moskeen. Er ernennt die **Mollas** oder Religionsdiener in den Provinzen. Der Sultan besetzt auch diese Stelle nach Willkühr. Der **Koran**, das Buch der theokratischen und der Religionsgebräuche, und der **Mülteka**, der Kodex der gerichtlichen Gebräuche, dienen zur Grundlage der Staatsverwaltung. Der **Divan**, oder der große Rath, der sich alle Dienstage und Freytage bey dem Großvezier versammelt, darf nicht von den Gesetzbüchern abgehen, nach welchen sich auch der Sultan gewissenhaft richtet. Jedoch kann er in außerordentlichen Fällen nach seiner Ueberzeugung handeln, mit Zuziehung des **Mufti**, der Gegenvorstellungen macht, wenn er den Ausspruch des Regenten nicht mit dem Koran übereinstimmend findet. In Kriminalsachen muß der **Sceislam**, oder Oberrichter, erst durch ein Dekret erklären, daß die Sentenz dem **Mülteka** gemäß ist.

In Sachen von geringerer Erheblichkeit sind der Vezier und der Kapudan Pascha weniger eingeschränkt, und haben das Recht, die, welche sie

für strafbar halten, hinrichten zu lassen. *) Die Statthalter der Provinzen haben eben diese Befugniß.

Die Justiz der Türken ist schnell; sie haben weder Advokaten noch Prokuratoren. Die Strafbaren werden in dem Augenblick, wo der Sultan sich von ihrem Verbrechen überzeugt, auch hingerichtet. Die in Konstantinopel residirenden Gesandten sind der Französische, der den Vorzug vor allen andern hat; der Großbritannische, der Preußische, der Spanische, der Neapolitanische, der Schwedische, der Dänische, der Pohlnische, der Venetianische und der Repräsentant von Ragusa. Wenn ein solcher Gesandter ankommt, giebt die Pforte ihm eine Kompagnie Janitscharen zur Wache, und eine beträchtliche Summe zur Bestreitung seiner Haushaltung. Dieses Geld bekommt er zuweilen mehrere Monate, bis zur Audienz bey dem Grosvezier. Er begiebt sich mit einem ungemein glänzenden Gefolge dahin, in Begleitung aller seiner in Konstantinopel befindlichen Landsleute. Da die Türken vor keinem Christen aufstehen, so kommt der Großvezier in eben dem Augenblicke, da der Gesandte in den Audienzsaal tritt, zu einer andern Thüre herein. Der letztere übergiebt dann sein Beglaubigungsschreiben und setzt sich auf ein Tabouret, der Großvezier aber auf seinen Sofa.

Nach

*) Was versteht wohl unser Autor unter den Ausdruck: Sachen von geringerer Erheblichkeit, wenn diese Sachen, wie die Folge lehrt, erheblich genug sind, um den Tod des Uebelthäters zu bewirken?

Nach einigen verbindlichen Reden beschenkt dieser ihn mit einem Pelze, läßt den Personen in seinem Gefolge Kaftans reichen, und dann Kaffee, Sorbet und Rauchwerk geben. Wenn der Gesandte wieder weggeht, wird er reichlich mit Rosenwasser besprengt. Dann steht auch der Großvezier auf; aber, um das Vorurtheil des Muhamedanismus zu befriedigen, braucht er bey dieser Höflichkeitsbezeugung den Vorwand: er wolle sich in sein Zimmer begeben. Einige Zeit nachher wird der Gesandte zur Audienz bey dem Großsultan geführt. Er begiebt sich dann auf einem Pferde aus dem Marstalle desselben nach dem Serai, und dabei gehn mehrere ihm zugeschickte Offizianten vor ihm her. Man empfängt ihn und sein Gefolge in einem großen Saale, wo sich der Großvezier und die vornehmsten Reichsbeamten befinden. Hier speist er an einer reich besetzten Tafel, und auch für das Gefolge sind andre Tische bereitet. Der Sultan kann bey dem Gastmale durch das Gitter eines Fensters unbemerkt zusehen. Bald darauf muß der Gesandte seinen Degen abgeben; diese Vorsicht ist gebräuchlich, seitdem ein asiatischer Gesandter einen Sultan bey der Audienz hat ermorden wollen. Dann wird er mit einem Mantel von Goldstoff bekleidet, und auch seine Begleiter bekommen, nach ihren Rang, mehr oder weniger prächtige Mäntel. Hierauf nehmen zwey Kammerherren ihn unter den Arm, und führen ihn zu dem Sultan, vor dem er dann eine tiefe Verbeugung macht. Der Sultan, der unter einem prächtigen Baldachin sitzt, hat auf der einen Seite den Großvezier, und auf der andern die

vornehmsten Beamten neben sich stehen. Er hört das Kompliment des Gesandten, das ihm von einem Dragoman oder Dollmetscher übersetzt wird, sehr gravitätisch an, und erwiedert darauf, ohne den Kopf oder die Augen zu bewegen, einige gnädige Worte. Dann macht der Gesandte ihm abermals eine Verbeugung, und begiebt sich auf eben die Art wieder weg, wie er gekommen ist. Abschiedsaudienz ertheilt der Großvezier.

Die Gesandten beobachten unter sich ein sehr strenges Zeremoniell. Ihre Schweizer ziehn, um einen Besuch anzumelden, ein oder mehreremale an der Glocke im Hofe, je nachdem der besuchende Theil Resident, Envoye oder Ambassadeur ist. Die Janitscharen, die auf ihren Tabourets Toback rauchen, bleiben ruhig sitzen; aber die Livreebedienten stellen sich in eine doppelte Reihe. Die Gesandten führen, ohngeachtet ihres einträglichen Amts, keinen großen Staat.

Die Armee der Türken ist noch in keinem disciplinirten Zustande. Die Janitscharen sind in allen Provinzen des Reichs vertheilt. Ihre Anzahl ist beträchtlich, da der Titel vererbt wird, und da die meisten Türken sich bey einer, von ihnen selbst gewählten Kompagnie (Oda, Kammer) einschreiben lassen, um die Vorrechte der Janitscharen zu bekommen, denen gemäß man ihnen keine Schläge auf den Fußsohlen, obgleich auf den Rücken geben darf. Die zum Tode Verurtheilten werden erdrosselt.

Es giebt hundert und eine Janitscharenkompagnie, und an der Spitze der ersten ist der Großsultan

sultan eingeschrieben. Ihre Stärke ist nicht bestimmt, und ihre Befehlshaber verstehen nicht mehr von der Taktik, als ihre Untergebnen. Wer Neigung dazu hat, begiebt sich als Freywilliger zur Armee. In den ersten Jugendjahren ist ein Janitschar sehr dem Eigensinn und den Befehlen der ältern Janischaren unterworfen. In dieser Zeit tragen sie einen ledernen Gürtel, an welchem vorne zwey große an einander gehakte kupferne Platten befindlich sind. Die Lehrjahre dauern bis sie einen Knebelbart haben, dann treten sie nach der Anciennität in die Kompagnie ein, und werden nun als Janitscharen angesehen. Ein Zeichen auf den Arm deutet die Legion an, zu welcher sie gehören. Sie ritzen sich nehmlich die Haut mit einer Nadel auf, und reiben Schießpulver hinein, welches sich dann gar nicht wieder herausbringen läßt. Das Zeichen der ersten Legion ist ein halber Mond; die übrigen gebrauchen Abbildungen von Thieren u. s. w. Die ein und dreyßigste hat einen Anker und ist zur Reserve für die Marine bestimmt, ob sie gleich zu Lande dient.

Eine Legion hält sich für entehrt, wenn sie ihre Fleischkessel verliert; und, um dieses Unglück zu verhüten, haben sie immer doppeltes Küchengeräth in ihren Kasernen. Fällt aber auch das zweyte den Feinden in die Hände, so wird die Legion kassirt, und es muß nothwendig eine Andre errichtet werden, die dann neue Kessel bekommt. Bey feyerlichen Gelegenheiten tragen die Janitscharen eine große Filzmütze mit einem sehr breiten Zipfel, der hinterwärts bis auf die Hälfte des Rückens hinunterhängt. Ueber der Stirn ist ein ledernes Be-

hältniß. In dieses stecken sie einen hölzernen Löffel, mit dem sie den Pillau essen. Ein braver Janitschar marschirt nie ohne seinen Löffel. Sie machen zwar die vornehmste Infanterie aus; aber keiner von ihnen, der sich ein Pferd halten kann, marschirt zu Fuß; indessen verläßt er deshalb seine Kompagnie nicht. Eben dieses Gemische von Reitern und Fußgängern bey der Armee, bringt sehr viel Unordnung zu Wege. Der oberste Befehlshaber der Janitscharen stehet bey dem Sultan immer in großer Ehre, weil die Janitscharen auch von der Krone sehr gefürchtet werden.

Die Spahis machen die Kavallerie aus, und sind in sechzehn Legionen abgetheilt. Sie haben mehrere Ländereien als Lehne. Ihre Verfassung ist nicht so kleinlich, als die der Janitscharen. Der oberste Befehlshaber der Artilleristen hat mehrere tausend Mann unter sich. Die wenigen, welche von französischen Offizieren gebildet sind, wissen mit Feldstücken umzugehen. Das Geschütz nützt ihnen schon darum wenig, weil ihre Laffetten so schwer sind, daß zwanzig Pferde oder dreyßig Ochsen es kaum fortziehen können, daher sie auch, auf der Flucht, alles im Stich lassen müssen. Uniformen sind nicht eingeführt. Der Turban unterscheidet die verschiedenen Korps, so wie er auch die verschiedenen Gewerbe und den Rang im ganzen Staate kenntlich macht. Die Truppen erhalten weder Waffen noch Kleidungsstücke von dem Großsultan. Im Fall eines großen Verlustes giebt er eine gewisse Summe zum Rekruten-Ankauf. Uebrigens kleidet sich jeder Soldat nach seinem Vermögen. Ehedem herrschte viel Pracht

bey

bey dem Heere; seit dem Großvezier Jussuf Pascha ist sie verschwunden. Wenn der Großvezier die Truppen aufbietet, so wählt jeder Pascha in seinem Gouvernement diejenigen Janitscharen aus, welche zum Feldzug am tauglichsten sind, läßt so viele, als zu der bestimmten Anzahl erfordert werden, in eine Liste schreiben, und schickt sie dann zur Armee. Das Marschiren ist wegen der Weite ihrer Kleider sehr beschwerlich. Hierzu kommt noch die Last, welche der Soldat hat; denn fast jeder trägt eine Flinte an einem Bandelier, einen Säbel, einen Dolch und zwey Pistolen, nebst einer Patrontasche von Korduan, die um den Leib geschnallt ist.

Syrien, Diarbekir und die Provinzen am Euphrat haben vortrefliche Kavallerie. Die Gegenden des schwarzen Meers liefern nur Fußvolk. Das Gepäcke besteht bloß aus Zelten und Fleischtöpfen. Soldat und Offizier gehet mit einen Hemde in den Krieg, und bleibt nackt, bis es die Sonne getrocknet hat, nachdem es gewaschen worden. Die Kriegsmunition und die Lebensmittel werden auf Wagen fortgebracht, die mit zwei Büffeln bespannt sind. Die bosnischen Truppen stehen in dem größten Ansehen. Die Janitscharen von Konstantinopel sind durch Weichlichkeit geschwächt, und die listigsten Deserteurs bey der Armee. Um die Desertion zu verhindern, werden auf allen Wegen Wachen ausgestellt, welche ohne Befehl des Chefs keinen von der Armee zurücklassen. Wer die Wachen nicht überwältigen kann, verkauft seine Waffen, und giebt sich, mit Hülfe eines Kopfsteuerscheins, den er von einem Griechen oder Bulga-

ren kauft, für einen Christen aus. Dem Lager der Türken fehlt es ganz an Ordnung. Die Zelte werden aufgeschlagen, wo es dem Soldaten gut dünkt, und die Janitscharen kampiren mit ihren Chefs besonders. Auch verstehen sie sich nicht darauf, in Kolonnen zu marschiren. Die Handwerker gehen voraus, um ihre Buden aufzuschlagen, und geben dem Lager das Ansehen einer Werkstatt. Die Armee marschirt in einem Tage ohngefähr sechs Stunden in einem Zuge, und plündert auf solchen Märschen die Dörfer, durch welche sie zieht. Die nöthigen Provisionen werden niemals ordentlich berechnet, sondern bloß die benachbarten Städte und Dörfer befehligt, Lebensmittel nach dem Lager zu führen. Wenn sie nun noch einige Märsche von dem Feinde entfernt sind, so ernennt der Großvezier einen Generallieutenant (Kiajah oder Stellvertreter), der mit hinlänglichen Truppen voraus marschirt, um den Feind zu rekognosciren. Die Albanier sind vortrefliche Soldaten.

Regelmäßige Begriffe muß man hier nicht suchen. Die Infanterie ist nicht in Bataillone abgetheilt, und steht nie in gerader Linie; auch die Kavallerie formirt keine Schwadronen. Die Chefs führen die Fahnen oder Standarten, fangen das Gefecht zuerst an, und ermuntern die Truppen. Ihr Feldgeschrey ist: Allah (Gott). Sie haben keine Feldinstrumente. Die Artillerie feuert aufs Gerathewohl, die Infanterie und Kavallerie stürzt in großen Haufen in das dichteste Gedränge, und weicht nicht eher, als bis die Schlacht entschieden ist. Ist sie verloren, so sinkt ihr Muth völlig, die Armee geräth in allge-

allgemeines Schrecken, und vollendet selbst ihre Niederlage. Siegen die Türken, so werden die Gefangenen mit Ketten beladen, mit Schmähungen überhäuft, und äußerst mishandelt.

Die Türken befestigen ihre Gränzen nicht, weil sie selbst alle Friedenstraktaten heilig halten. Otschakow ist nur in Vertheidigungsstand gesetzt worden, weil sich ein unfehlbarer Bruch mit den Russen voraus sehen ließ. In den übrigen unbedeutenden Festungen wird der Dienst schlecht versehen. Eine kleine Festung hat bisweilen nur vier Mann zur Wache, und ein alter Janitschar versieht mit seiner Familie das Amt eines Kommandanten und eines Thorwärters zugleich. Im Kriege werden die Besatzungen verstärkt.

Auch im Seewesen sind die Türken sehr unwissend. Ohngeachtet sie unermeßliche Wälder nahe am Meere, oder an großen Flüssen besitzen, und ihren Werften eine große Vollkommenheit geben könnten, macht ihre Nachlässigkeit und Unerfahrenheit im Seewesen alle diese Vortheile unnütz.

Die Türken müssen auch in Asien auf ihrer Hut seyn, und die Paschas von Erzerum, Kars und Bajazet müssen für die Sicherheit der Gränzen von Persien und Georgien sorgen.

Die armenischen Völkerschaften stehen jetzt theils unter den Türken, und theils unter den Persern, leben in ganz Asien zerstreuet, vom Handel und von den Früchten ihres Fleißes. Erzerum, eine der vornehmsten armenischen

Städ-

Städte, ist sehr weitläuftig, schlecht gebauet, liegt in einer großen, angenehmen und fruchtbaren Ebne, mit Bergen umgeben, welche das Klima sehr kalt machen. Ihre Volksmenge ist sehr stark. Die in ihr wohnenden Türken sind fast alle Soldaten; die Armenier machen ein Drittheil der sämmtlichen Einwohner aus. Einige Stunden von Erzerum entspringt der Euphrat. Die benachbarten Bergwerke liefern viel Kupfer, welches zu Geschirren verarbeitet wird. Diese machen den besten Handelszweig von Erzerum aus; denn die Töpfe dieses Orts sind im ganzen Reiche berühmt. Es kommen unaufhörlich Karavanen aus Bagdad, Persien und Georgien dorthin; der Zoll ist sehr einträglich, und macht den größten Theil von den Einkünften des Pascha's aus, der unter dem Titel eines Vezirs dort residirt. **Trapezunt**, eine Stadt, die zur Zeit, als das griechische Kaiserthum im Verfall kam, berühmt war, ist noch jetzt eine der beträchtlichsten in Natolien. Sie liegt am Meere. Ihr Hafen faßt nur kleine Fahrzeuge; aber der Handel ist lebhaft, da von Zeit zu Zeit Karavanen aus Mingrelien, Georgien und Persien ankommen. Die Einwohner beschäftigen sich meistentheils mit Arbeiten in Kupfer, welche starken Absatz finden. Der Pascha, Kommandant der Stadt, hat eine große Menge Janitscharen unter sich. Diese gelten für die unbändigsten im ganzen Reiche. Wegen der Fakzionen, durch die sie in zwey Partheyen getheilt sind, haben sie beständig Streitigkeiten und Schlägereyen mit einander, und es vergeht keine Woche, in der sie sich nicht Gefechte liefern, wobey

wobey denn immer einige von ihnen bleiben, und die ganze Stadt in Aufruhr geräth.

Kars, eine feste Stadt an der Gränze von Georgien, hat eine wohl unterhaltne Besatzung, und ein Schloß, das durch seine Lage auf einem steilen Felsen in sehr gutem Vertheidigungsstande ist; verdient mehr den Namen eines Waffenplatzes, als einer Handelsstadt.

Bajazet ist die letzte türkische Stadt nach der persischen Gränze zu. Der hiesige Pascha nimmt Armenier zu Soldaten an. Hierzu versteht sich kein andrer Pascha. Die Stadt ist sehr volkreich, hat vielen Handel mit Persien und Georgien. In der Gegend rings umher herrscht Ueberfluß an Weinen und herrlichen Früchten. Die Christen sind hier wenig Bedrückungen unterworfen, weil man befürchtet, daß sie sich sonst in Eriwan unter der Herrschaft der Perser niederlassen möchten.

Die Provinz Eriwan (oder Irvan) wird von Achmet Khan regiert. Dieser Fürst ist zugleich Befehlshaber von Aderbitschan, welches ihm nach dem Tode seines Oheims, Hussein-Khan, zufiel. Er residirt in Koi, eine Stadt, die an dem Flusse Kidur sehr angenehm liegt, und von ihm sehr verschönert worden ist. Eine Menge Kaufleute aus allen Gegenden machen Koi zu einem Stapelorte von allen Waaren. In Eriwan hält Achmet Khan einen Statthalter. Diese Stadt wäre leicht zu erobern. Sie hat statt aller Festungswerke, nur eine schlechte, mit dicken Thürmen besetzte Mauer,

und einen schmalen, nicht tiefen Graben. Die Armenier betrachten **Eriwan** als den Hauptort ihres Vaterlandes, und sind die zahlreichsten Einwohner darin. Sie besuchen bisweilen die Ruinen von **Artaxorta**, einige Stunden von dieser Stadt, um daselbst das Andenken ihrer Vorelteern zu beweinen, und die Ueberbleibsel der Stadt zu betrachten, in welcher einst **Tigranes** dem ganzen Armenien Gesetze vorschrieb. Eriwan wird von dem Zanghi durchströmt, der aus einem See kommt. Seit **Nadir-Schach** ist Eriwan in der Gewalt der Perser. Die Landschaft rings umher ist über alle poetische Nachbildung. Drey Stunden von dem Orte ist die Residenz des armenischen Erz-Patriarchen, die man **Drey-Kirchen** nennt, weil sie aus drei Flecken besteht, davon jeder seine eigne Kirche hat. Die Armenier wallfahrten einmal in ihrem Leben dahin, und bringen von allen Seiten her Tribut. Der Gottesdienst wird mit großer Pracht vollzogen.

Etschmiazin, das Kloster, worin der Patriarch residirt, ist sehr groß. Er führt ein noch strengeres Leben, als die Mönche. Bey den Armeniern steigt das Fasten und die harte Lebensart der Geistlichen mit den Würden. Es giebt in **Drei-Kirchen** eine Buchdruckerey, zu welcher die Lettern aus Venedig gekommen sind. Sie druckt aber nur Breviere und Kalender; denn die Armenier kennen keine andere Schriften, als die Bibel, Legenden, und einige wenige historische Sachen.

Der Zugang zu dem Berg Ararat ist sehr beschwerlich, und wegen des Triebsandes auf demselben läßt sich kaum ein Drittheil seiner Höhe ersteigen. Der Gipfel dieses Berges ist zu allen Zeiten mit Schnee bedeckt. Er scheint mitten in den großen Ebnen, die rings um ihn sind, ganz allein zu liegen. In der Gegend umher sind mehrere Klöster.

In einem Theile von Armenien wohnen die **Kurden** (Kjürden); ein Hirtenvolk, welches mit seinen Heerden beständig umherzieht, sich im Winter in den Ländern am Tigris und Euphrat ausbreitet, und dann wieder gegen den See **Wan** zurückkehrt. Die Hauptstadt von Kürdistan, welches einen Theil des alten Armeniens ausmacht, ist das große und volkreiche **Betlis**. Es wird von Osten nach Westen von dem Gebirge Taurus durchschnitten, hat ein gemäßigtes Klima und mehrere volkreiche Städte. Die in den Gegenden vom See **Wan** werden von Armeniern bewohnt, welche daselbst auch mehrere Klöster haben.

Nakſivan, welches die Landes-Chroniken für den Ort ausgeben, wo Noah sich nach der Sündfluth niedergelassen hat, ist eine große Stadt, aber seit Nadir Schach's Zeiten fast ganz verfallen; hat starken Handel mit Seide und Wolle. Es gehen häufig Karavanen durch. Alle Einwohner sind Christen. Die römische Mission hat hier ein Dominikanerkloster, das aber halb in Ruinen liegt. Die Katholiken sind zahlreicher, als die Armenier. Der Gottesdienst wird in der Landessprache gehalten.

Das alte Julfa (Dschulfa) am Flusse Araxes (jetzt Beed-Emir) ist ein bloßer Haufe von Ruinen.

Die Armenier haben sehr viel Handelsgeist. Sie sind falsch, zurückhaltend, geizig, aus Sparsamkeit mäßig, thun überaus demüthig. In ihren Sitten beobachten sie Strenge, sogar die Weiber. Ihre Priester heyrathen nur einmal, und suchen daher Mädchen, die ein langes Leben versprechen. Sie sind geschworne Feinde der Katholiken.

Georgien, das alte Iberien, hat ein schönes Klima und einen fruchtbaren Boden. Die Einwohner sind die besten Soldaten in Asien. Sie haben erst unter den Türken, und dann unter den Königen von Persien gestanden. Der Kaukasus sichert ihre Grenzen. Ihr Gesicht ist schön gebildet, und hat Charakter. Man erkennt sie leicht an diesen regelmäßigen, edlen Zügen, und an ihrem offenherzigen und sanften Betragen.

Tiflis, die Hauptstadt von Georgien, ist groß, schlecht gebauet, liegt an dem Flusse Kur, und wird von einer Zitadelle bestrichen. Die mit dicken Thürmen besetzten Mauern sind verfallen. Die katholische Mission hat hier ein Haus, welches eine Herberge für die Florentiner Kapuziner ist. Verschiedne Nonnenklöster werden von den Eltern gebraucht, ihre Töchter, bis sie heyrathen, in Sicherheit zu bringen. Die Nonnen darin thun ihr Gelübde nicht auf immer.

Ihr Handel besteht in vieler Seide, in Weinen und Branntwein, welches alles sie gegen russisches Pelzwerk vertauschen. Sowohl sie, als

andre

andre Völkerschaften am Kaukasus, verhandeln ihre Töchter an Kaufleute, und ersparen sich, wie sie sagen, auf diese Art die Kosten der Erziehung und der Hochzeit. Um das weitre Schicksal derselben bekümmern sie sich nicht.

Der Weinstock kommt in Georgien beynahe eben so gut fort, wie in der Lombardie. Er wächst an Geländern, die zwischen Maulbeerbäumen gezogen sind, und giebt alle Jahre sehr reichliche Lesen. Die Georgier trinken gern, und berauschen sich sehr oft. Auch ihre Weiber haben diesen Fehler. Das Frauenzimmer ist schön, zeichnet sich durch große schwarze Augen und schönen Teint aus.

Mingrelien enthält zwey Provinzen, Imereti (Imerette) und Guriel. Nach dem Tode Soliman Khan's haben sie sich der russischen Kaiserinn unterworfen. Das weitläuftige Land dieser Monarchinn liegt am schwarzen Meere, hat Kupfer- und Eisenbergwerke, unermeßliche Waldungen voll von gutem Bauholze; aber die Einwohner vernachläßigen, aus Liebe zur Jagd, diese wichtigen Vortheile. Die Mingrelier sind wohl gebauet, und ihre Frauenzimmer kommen den Georgierinnen nahe, ohne das Sanftmüthige im Charakter dieser letztern zu besitzen. Sie nennen sich Christen, bekümmern sich aber gar nicht um ihre Religionsartikel.

Zirkassien (Tscherkassien) liegt zwischen der Krimm, der Kuban und den Wüsten von Astrachan. Die Völkerschaften darin stehen unter Rußland, und leben Hordenweise, wie die Tatarn, oder bewohnen Dörfer in den Thälern des Kaukasus.

sus. Ihr vornehmster Reichthum besteht in Heerden von Schaafen, deren sie eine große Menge halten, und deren Wolle ihren größten Handel ausmacht. Ihre Pferde sind vortreflich, und kommen ihnen sehr bey ihren langwierigen Streifereyen zu statten, auf denen sie sich zuweilen bis nach Polen und Ungarn gewagt haben. Die Zirkassier sind gut gewachsen, und ihre Frauenzimmer groß, schön, und wohl gebauet. Die gesunde Luft, so sie in den Gebirgen einathmen, giebt den letztern ein frisches Ansehn, welches sie auch im Alter nicht verlieren. Die Damen sind zuvorkommend gegen Fremde, und die Männer wissen nichts von Eifersucht.

Die Kuban, welche zwischen dem Asofschen Meere und den Wüsten von Astrachan liegt, wird von Nogajischen Tatarn bewohnt, welche ehemals unter dem Khan der Krimm standen. Sie leben in Horden, und ziehen beständig umher, um Weiden für ihre Heerden zu suchen. Sie können sehr stark laufen, und leben vom Rauben und Stehlen. Ihre Pferde sind sehr leicht, und halten viel aus. Die Gesichtsbildung der Nogajer ist häßlich; auch ihre Weiber sind selten reizend. Sie haben einige Städte, die aber eher Lägern ähnlich sehen: Caman an der Asofschen Meerenge, ist die beträchtlichste im ganzen Lande. Sie hat viele Armenier zu Einwohnern, und treibt ausgebreiteten Handel mit den Russen und Türken. Die Völkerschaft bekennt sich zu dem Muhammedanismus, und hält sich zu Omars Sekte.

Dagestan, d. i. Gebirgsland, hat seinen Namen von seiner natürlichen Lage, und erstreckt

sich

sich längst dem kaspischen Meer hin, in dem ganzen Theil des Kaukasus, der an Georgien gränzt. Es wird von Lesgiern und Kumücken bewohnt, die gleich den Tatarn in Horden leben, sich Oberhäupter wählen, und keinen andern Herrn anerkennen, als den aus ihrer Mitte, der die meisten Reiter zusammenbringen kann. **Ali Merdan Khan** ließ sich indessen, als er sich der Stadt **Tarku**, der größten im ganzen Lande, bemächtigt hatte, zum Fürsten der Lesgier erklären. Die große Menge von Sklaven, so sie auf ihren Streifereyen machen, giebt ihnen Gelegenheit zu einem ausgebreiteten Handel. Sie ziehen mit ihren Heerden von einem Gebirge zum andern, und nehmen ihre Zelte von Filz mit, aus denen sie dann allenthalben, wo sie anhalten, Dörfer bilden. Ihr allgemeinstes Getränk ist der **Bosa**, der aus Hirse bereitet wird, und gähren muß. Sie haben keinen Wein. Ihre kleinen und magern Pferde können viel Strapazen vertragen. Wenn sie vor Mattigkeit umfallen, so werden sie zerlegt, und dienen zu herrlichen Gastmälern; denn die Lesgier halten, wie die Tatarn, das Pferdefleisch für ein sehr wohlschmeckendes Gericht. Sie lassen die Stutenmilch gerinnen und sauer werden, füllen sie in einen Schlauch, verdünnen sie dann mit ein wenig Wasser, und bereiten so ein für sie sehr schmackhaftes Getränk. Die Türken nennen dergleichen saure Milch, die aber bey ihnen immer von Kühen, Ziegen, oder Schaafen ist, **Jogurt**. Diese ist sehr erfrischend.

Die Provinz **Schirwan**, die gegen Norden an den Kaukasus stößt, wird von **Baba Fatali Khan** regiert. Hier ist der berühmte Paß von

Derbend, der auf jeder Seite eine Zitadelle hat. Diese Zitadellen erschweren den Zugang so sehr, daß die bloße Besatzung eine ganze Armee zurückschlagen könnte. Derbend wird von den Persern als die beste Schutzwehr ihres Landes angesehen. Diese Stadt, durch welche der Scharmuke hinfließt, ist ziemlich volkreich. Die Hauptstadt von Schirwan ist Schamaki, worin es viele Armenier und Georgier giebt. Das größte Verkehr besteht in Seide, Pelzwerk und groben Tüchern, aus welchen die Perser Mäntel machen. Die Russen treiben hier starken Handel, und die Provinz dient überhaupt für sie zu einer Niederlage am Kaspischen Meere. Das Land ist sehr fruchtbar und ziemlich bevölkert, ob es gleich oft von den kleinen Kriegen der Lesgier beunruhigt wird.

Persien.

Das kaspische Meer, das ungefähr dreyhundert französische Meilen lang und hundert und funfzig breit ist, macht die nördliche Gränze von Persien, und nimmt mehrere große Flüsse auf. Man sieht in mehreren Provinzen von Persien Flüsse, die nach einem Laufe von zwanzig oder dreyßig Meilen sich mit einem schrecklichen Getöse in der Erde verlieren, und man ist daher zu der Vermuthung berechtigt, daß die Abgründe, in welche sie fallen, sich bis an das Meer hin erstrecken. Das kaspische Meer ist wegen häufiger Orkane, und beweglicher Sandbänke, für die Schiffarth sehr gefährlich. Die großen Flüsse, welche sich in dieses Meer ergießen,

gießen, sind sehr fischreich. Der Fang der Stöhre, die wegen ihres Rogens sehr gesucht werden, giebt den angränzenden Völkern Gelegenheit zu einem sehr starken Handel mit **Kaviar**, der sonst auch **Botarga** heißt.

Persien ward ehemals in verschiedene große Provinzen abgetheilt; zum Theil in solche, die von den Königen waren unterworfen worden, und in andre zinsbare. Es hat jetzt eben so viele Oberherrn, als Provinzen.

Aderbidschan ist ein Theil des alten **Mediens**, und **Tauris**, dessen Hauptstadt gehört zu den besten Ländern in ganz Persien, hat ein glückliches Klima, steht jetzt unter der Herrschaft des **Achmet Khan's** von **Koi**, der in Tauris einen Statthalter ansetzt. Die Stadt wird oft durch Erdbeben verwüstet. Sie treibt starken Handel mit Seide, hat berühmte Manufakturen, und ist sehr volkreich. Man verfertigt daselbst eine große Menge von Schagrin, dessen die Perser sich zu ihren Schuhen bedienen. Die Moskeen in Tauris sind schön, mit glasirten Ziegeln bedeckt, und mit Alabaster geziert. Der Boden wird gut gebauet, und man erndtet die besten Früchte in ganz Persien. Die Pfirsiche, so wie alles Kernobst, sind außerordentlich schön. **Aderbidschan** war ehemals von vielen Kanälen durchschnitten, von welchen einige vernachlässigt, andre in den Bürgerkriegen zerstört worden. Es ist nehmlich in Persien ein Mittel, seinem Feinde zu schaden, wenn man die Kanäle ableitet, durch welche man das Wasser der Flüsse über zwanzig Stunden weit auf große Felder hinbringt, weil diese unfruchtbar seyn

würden, wenn man sie nicht alle Tage nach Sonnenuntergang wässerte. Ein Pferd oder ein Ochs setzt hiezu ein großes Rad in Bewegung, an welchem sich irdene Töpfe befinden. Diese werden angefüllt, und leeren sich dann in ein Becken, welches mit den wasserbedürftigen Feldern in gleicher Höhe steht. Der Landbau ist dort zu einer großen Höhe gestiegen, und die Felder werden eben so gut gewartet, wie unsre Küchengärten.

Ardevil (Ardebil) ist eine ziemliche große Stadt, die starken Seidenhandel hat. Ihr Gouverneur steht unter dem von Aderbidschan.

Ghilan, am kaspischen Meer; ein ungesundes Land, wegen dem Wasser, das in den meisten Thälern stehn bleibt, und die Quelle epidemischer Krankheiten wird. Der Boden wird zum Reisbau benutzt. Der Beherrscher von Ghilan ist Adiat Khan, der zu Räscht, einer ziemlich volkreichen Stadt, residirt. Die Gegenden um diese sind ganz mit Maulbeerbäumen besetzt, und man gewinnt darum die schönste Seide in ganz Persien.

Masanderan liegt an dem südlichen Ufer des kaspischen Meers. Die Hauptstadt, Asterabad, ist durch ihre Festungswerke sehr wichtig. Die Provinz ist übrigens voll Moräste, welche bey der Sonnenhitze Krankheiten verursachen. Ihre fruchtbaren Ebnen sind von Gebirgen durchschnitten. Die Bevölkerung ist nicht groß. Die Einwohner treiben seit einigen Jahren einen ziemlich ansehnlichen Handel mit den Russen, denen Muhamet Khan einen Hafen bey Asterabad abgetreten hat.

Cho-

Chorasan (Korosan) liegt zwischen dem kaspischen Meere und der Tartarey, und wird von Scharock-Schach beherrscht, der aus der Ehe zwischen der Tochter des Kaisers von Indien und dem Sohne des Nadir Schach abstammt. Sein Vater ließ ihm in seiner Kindheit die Augen ausstechen. Aber mit Hülfe seines ältesten tapfern Sohnes, Nasrola Mirsa, regiert dieser blinde Greis mit Weisheit über den Antheil an der Verlassenschaft seines Großvaters, den er sich erhalten hat. Mesched ist die Hauptstadt von Chorasan. Chorasan ist ein vortreffliches Land, das ehemals unter dem Namen Baktriana bekannt war, wohin Darius floh, nachdem ihn Alexander geschlagen hatte. Es bringt alle Nothwendigkeiten des Lebens in Ueberfluß hervor; hat Indigo und Galläpfel. In dem Karakter der Einwohner liegt viel Offenherzigkeit und Edelmuth. Die Turkomannen, ein Volk in Turkistan, von wo ehemals die Türken auswanderten, haben noch ihre Sitten beybehalten. Sie ziehn als Hirten umher, und bewohnen einen Theil von Chorasan, wo ihre Heerden reichliche Weide finden. In Chorasan werden die schönsten Teppiche gemacht. Die Stahlklingen dieser Provinz sind außerordentlich gut gehärtet; eine einzige kostet bis an tausend Tomans, d. i. beynahe bis an 30,000 Livres. Der stärkste Harnisch und das beste Panzerhemde, so wie man es im Kriege trägt, können der Schneide nicht widerstehen.

Segestan (Sedschestan; auch Sedhestan oder Sischistan), eine der großen Provinzen von Persien, wird von Ali Achmet Khan beherrscht.

Das Land wird von einer Menge Afganen und Turkomannen bewohnt, die mit ihren Heerden ein herumziehendes Leben führen, die Karawanen plündern, und die Städte, denen sie sich nähern, in Schrecken setzen. Die eigentlichen Bewohner von Sedschestan verabscheuen diese Fremdlinge, und machen ihnen mit gewafneter Hand die Weiden streitig, welche sie in den verschiedenen Gegenden aufsuchen. Kandahar ist die Hauptstadt in dem Lande der Afganen. Es liegt mitten in unzugänglichen Bergen, und gilt seit langer Zeit für den festesten Ort in ganz Asien. Timur Schach ist der Beherrscher dieser kriegerischen Nation, die Nadir Schach sich nur mit vieler Mühe unterwerfen konnte. Die Afganen leben in Horden wie die Tatarn, sind von Natur zu Räubereyen geneigt, und üben dergleichen in allen benachbarten Ländern aus. Timur Schach hat seine Macht jenseits des Flusses Indus ausgebreitet, und sich die schöne Provinz Kaschemir unterworfen. Von daher kommen die Schahls, Zeuge, die bey allen asiatischen Nationen zum größten Luxus gehören, und jetzt auch von unsern Damen häufig getragen werden. Die Wolle, welche die Einwohner von Kaschemir in Tibet und Butan aufkaufen, und zu Schahls verarbeiten, ist die feinste Wolle in der Welt. Die Schahls werden als Gürtel oder als Turban getragen. Auch kleidet sich das Frauenzimmer darin. Ein vier Ellen langes und eine Elle breites kostet über hundert Louisd'or. Diese Zeuge werden noch schöner, wenn man sie eine zeitlang getragen hat; denn sie verlieren nach einem Zeitraum das Sammetartige, und bekommen mehr Glanz. Wer sie

im

im Lande getragen hat, verkauft sie in Persien oder Indien so theuer, als er sie selbst bezahlt hat.

Der Handel zwischen den Persiern und Indiern wird größtentheils über **Kandahar** getrieben. **Timur Schach** giebt den zahlreichen hier durchkommenden Karawanen, welche Zoll nach Maaßgabe ihrer Waaren bezahlen müssen, Bedeckungen gegen die Afganen, welche sich freylich wenig an seine Befehle kehren, wenn sie die Karawanen in den engen Päßen ihrer Gebirge auffangen können.

Kerman (Kirman) erstreckt sich bis an den Meerbusen von Ormus, und ist ein vortrefliches Land. Die Einwohner sind arbeitsam, und treiben starken Handel mit ihrer Wolle, der schönsten in Persien. In der Hauptstadt gleiches Namens residirt **Agi Hussein Khan. Mogostan**, der untere Theil seiner Provinz, erstreckt sich bis nach Ormus, an dem Eingange des persischen Meerbusens; die Küsten sind aber wegen des Mangels an Wasser nicht sehr bewohnbar, und haben überdies nur unsichere Ankerplätze. In dieser Hauptstadt machen die Juden große Geschäfte, und auch die **Dschiahurs** (Giaurs), welche wir **Gebern** zu nennen pflegen, haben hier völlig freye Religionsübung. Der Name Dschiahur wird jeder andern Religionspartey auch beygelegt; denn es bedeutet **Ungläubige**. Die **Gebern** erkennen ein einziges höchstes Wesen, und verehren das heilige Feuer nur zum Andenken eines Wunders, das zum Besten ihres Propheten Azer geschehen ist, der von den Kohlen, in welche der König **Neuruhd** ihn werfen

ließ,

ließ, nicht verbrannt wurde. Ihre Kinder werden nicht beschnitten, sondern einige Tage nach der Geburt in Gegenwart eines Religionsdieners abgewaschen. Sie können bis fünf Frauen nehmen, und die Scheidung findet nur im Falle des Ehebruchs statt. Uebrigens beobachten sie einige Fasten, und feiern die Feste ihres Propheten oder einiger Santons. Die Gebern bauen das Land, und beschäftigen sich wenig mit dem Handel. Sie sind unter den Persern wegen ihrer Rechtschaffenheit allgemein bekannt.

Laristan, ein gebirgichtes dürres Land, ist, wegen Mangel an Wasser, nicht sonderlich bevölkert. Die Hauptstadt, Lar, ist von Bergen und Felsen umgeben, mittelmäßig groß. Die Provinz Laristan gewinnt viel Seide, und ist wegen ihrer Sammet- und Tafentmanufakturen berühmt. Man trinkt daselbst Zitronenwasser, das man aber vorher kocht, um es von einem gefährlichen Wurme zu befreyen, den man sonst zwischen Haut und Fleisch bekommen könnte. Dieser Wurm ist so dünn, wie ein Haar; und man kann ihn nicht ohne Schmerzen, ja selbst nicht ohne Gefahr los werden. Fast alle Bewohner der Küsten am persischen Meerbusen müssen dieses Uebel leiden. Der Beherrscher von Laristan ist Ali Resa Khan. Er hat eben keine beträchtlichen Einkünfte.

Farsistan, das eigentliche Persien, erstreckt sich längs den persischen Meerbusen, hat aber sehr wenige Rheden und gar keinen guten Hafen. Der Hafen Buscher (Abu-Schahr) wird am meisten von den Arabern besucht, und auch die

Eng-

Engländer haben daselbst einen Agenten, der unter dem Konsul in Basra steht. Er ist der nächste Hafen an Schiras, und dient zur Einführung der indischen Waaren, die man gegen Landesprodukte umtauscht.

Die Inseln Baharem (Bahrein) an der arabischen Küste sind wegen der Perlenfischerey berühmt. Die Persier haben ihr Recht auf dieselben verloren, und die Araber ziehen jährlich für mehr als eine Million daraus.

Schiras, die Hauptstadt von Farsistan, steht jetzt unter Dschaffer Khan, ist sehr volkreich, der Boden fruchtbar, trägt vortrefliche Früchte und den besten Wein in ganz Persien. Dieser Wein wird aus Trauben gemacht, die fast unmerkliche Kerne haben und sehr wohlschmeckend sind. Man macht in Schiras auch viel Rosenessenz, die für die vorzüglichste gilt. Ferner werden von den Einwohnern eine große Menge Früchte getrocknet oder eingemacht. Diese werden denn nach Indien geschickt, und sind der beste Handelszweig der Einwohner. Nahe bey Schiras sieht man Ueberreste von Alterthümern. Aus dem Ruinen eines alten, auf dem Berge liegenden Tempels läßt sich vermuthen, daß die Perser ihn zu einer Zeit erbauet haben, da sie noch die Religion der Magier hatten. Ein Berg in der Nähe von Schiras liefert die kostbare Mumie, die in ganz Asien so berühmt ist, weil sie alle Brüche, selbst von stärkeren Knochen, in weniger als vier und zwanzig Stunden heilt. Sie tröpfelt von den Felsen in eine Höhle, die immer sorgfältig bewacht wird; und man sammelt sie

alle

alle Jahre im Monat September, gewinnt aber, wenn die Lese sehr reich ist, nicht viel über zehn Unzen. Sie ist schwarz, sieht aus wie Pech, und hat keinen Geruch. Man gewinnt auch in einigen Bergen von Lar Mumie; aber diese ist weniger wirksam, und wird deshalb auch nicht so hoch geschätzt. Von dieser Art gilt die Unze nur zwey Louisd'or; hingegen die von Schiras, wenn man sie ächt bekommen kann, wohl an tausend Thaler. Sauvebœuf versichert, er habe eine Probe damit an einem Huhn gesehen, dem man ein Bein gebrochen hatte. Man ließ dieses Huhn ein Stückchen, von der Größe einer Linse, in Butter zerlassen, verschlucken, nachdem der Bruch vorher damit gerieben worden; und den folgenden Tag war es vollkommen geheilt. Ali Murat Khan's erster Minister, Mirsa Rabbi, wollte den Sauvebœuf durchaus durch einen vor seinen Augen angestellten Versuch von den erstaunlichen Würkungen der Mumie überzeugen. Etwas davon war immer mit unter den Geschenken, welche die Könige von Persien den benachbrten Mächten gaben; auch Ali Murat Khan schickte der russischen Kaiserinn ohngefähr eine Unze in einer goldenen Dose.

In Persepolis, wo man Ueberbleibsel von einem Werke der prächtigen und großen Architektur erwartet, sieht man nichts als eine Masse von Ruinen und Gewölben, die auf außerordentlich dicken Mauern ruhen, nebst einer Menge von ungeheuern, schlecht proportionirten Säulen, mit grob gearbeiteten Kapitälern.

Iran Persan (Irack Adshemi) ist eine große Landschaft mitten in den Provinzen, die unter der Herrschaft der Sofis standen. Die Hauptstadt ist Ispahan, welches Schach Abbas zu seiner Residenz gewählt hatte, und nichts mehr ist, als ein großes mit Ruinen bedecktes Feld. Die ehemals berühmten Gärten werden jetzt gepflügt, und man geht drey Stunden lang auf Wegen, die vor Zeiten Straßen waren, ehe man an den Mittelpunkt der Stadt kommt. Die Bazars, die Schach Abbas wölben und durch Kuppeln von oben erleuchten ließ, sind sehr groß, und beweisen den ehemaligen Glanz dieser Hauptstadt. Der große Platz, einer der größten in der Welt, ist ein längslichtes Viereck, und hat zwey hundert Toisen in der Länge und halb so viel in der Breite. Er ist mit einem Kanal umgeben, und mit regelmäßig gebauten Häusern besetzt. Ueber ihm ragt der Pallast der Könige hervor, an dem man noch Spuren von Schach Abbas Größe sieht. Vor dem Haupteingange stehen Kanonen und Mörser auf Laffetten, die, bey ihrer Schwere, ganz unerschütterlich scheinen. Mehrere darunter sind in Ormus erobert worden, und führen noch den Namen der portugiesischen Vicekönige. Ueber dem Pallast steht die königliche Moskee. Dieses prächtige Gebäude ist von außen mit Marmor bekleidet, Kuppel und Minarets sind mit buntem Porzellan auf Mosaikenart gedeckt, und das Innere nebst dem Gewölbe mit vergoldeten Basreliefs geschmückt. An dem andern Ende des Platzes steht ein großes Gebäude, vor welchem alle Tage nach Sonnenuntergang eine lärmende kriegerische Musik gemacht wird. Man sieht daselbst auch noch

die

die Uhr von Ormus, die aber Ali Murat Khan nicht aufziehen ließ, weil seine Astrologen ihm gesagt hatten, daß ihr Glockenschlag ihm Unglück bringen würde. Ispahan hat noch über dreihundert tausend Einwohner, obgleich zwey Drittheile verwüstet sind. Alle Künste und Handwerke werden daselbst in großer Vollkommenheit ausgeübt; die Gold- und Silberstoffe von Ispahan sind in ganz Asien berühmt. Südlich von der Stadt sieht man die berühmte Allee, welche Scherback genannt wird, und, wie Sauvebœuf behauptet, mit der Versailler einige Aehnlichkeit hat. Sie ist mit vier Reihen von Ahornbäumen besetzt, hat schöne Gärten und Lusthäuser neben sich, und ihre Länge beträgt an dreytausend Toisen. Die ganze Anlage ist mit Kanälen und Wasserbecken geziert. Der Fluß Sainderu, der die Stadt in zwey Hälften theilt, hat eine schöne von Ziegeln- und Quadersteinen erbaute Brücke, die aus sechs und dreyßig Bogen besteht, und eine auf jeder Seite mit einer Terrasse bedeckte Gallerie hat, von der man die angenehme Aussicht auf die Gärten in der Gegend, und auf die Vorstadt Julfa an dem Ufer des Flusses genießt. Man kann, wenn das Wasser niedrig steht, auch unter den Pfeilern der von oben erhellten Bogen durchgehen, da in gleichen Entfernungen von einander Steine liegen. In einer geringen Entfernung von dieser Brücke befindet sich eine andre von Schach Abbas II. erbaute prächtige Brücke, die breitere Gallerien, und in deren Mitte einen sechseckigten Platz hat. Von einer unter dem Bogen angebrachten Erhöhung fällt das Wasser in einer Kaskade herunter, und giebt dadurch einem schönen Pallaste, der gegen-

genüber gebaut ist, und dessen Gärten die reizendsten in der ganzen Gegend von Ispahan sind, eine angenehme Aussicht.

Schach Abbas hat unter allen persischen Königen das meiste zur Aufnahme der Künste und Wissenschaften gethan, und die Größe und den Glanz von Ispahan zu Wege gebracht. Der Boden von Ispahan ist ziemlich dürr, und nur die stärkste Kultur und Kanäle, die zur Bewässerung der Felder gezogen sind, haben ihn ergiebig gemacht. Diese Kanäle laufen, wegen des Wasserpasses, an vielen Orten unter der Erde fort, und haben in bestimmten Zwischenräumen Oefnungen, welche dazu dienen, daß man sie immer in gutem Stande erhalten, und reinigen kann.

Die reine und scharfe Luft in Ispahan gewährt den Vortheil, daß man das ganze Jahr über Obst aufheben kann, und bey der neuen Lese noch altes hat. Einen Beweis von der gesunden Lage dieses Orts liefert die letzte Pest in Bagdad. Mehr als zweytausend Familien flohen nach Persien, und man wieß ihnen verschiedene Dörfer um Ispahan zum Aufenthalt an. Nicht der zehnte Theil von diesen Leuten starb, und ehe noch ein Jahr verging, war diese Plage unter ihnen ganz verschwunden, ohne sich weiter ausgebreitet zu haben.

Jesd, eine ziemlich große Stadt, liegt in einer wüsten Gegend, ist sehr volkreich, hat starken Handel mit Seide und Baumwolle. Die Gegenden rings umher sind vortreflich angebaut, und liefern das schönste Getreide in Persien. Daher das persische Sprüchwort: Wer glücklich leben will, muß

Brod aus Jesd, Früchte aus Aderbidschan, Wein aus Schiras und Mädchen aus Georgien haben.

Die Stadt **Kom** ist durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört worden. Ihre Moskee zieht immer eine große Menge von Pilgrimme nach ihr hin, welche daselbst das Grab der **Sidi Fatima**, einer Enkelinn von **Ali**, dem Schwiegersohne **Muhameds**, verehren. Auf diesem Denkmale liegt ein mit Gold und Steinen gestickter Teppich, und es ist mit einem Gitter von gediegenem Silber umgeben, das funfzehn Fuß im Quadrat, und oben große Kugeln hat. Das Gewölbe ist mit vergoldeten Arasbeken geziert, und eine Menge von demselben herunterhängender Lampen erregt die Ehrfurcht der Andächtigen. Zur Rechten in der Moskee sieht man die Grabmäler des **Schach Abbas** und des **Schach Sofi**, von denen jedes unter einer besondern Kuppel steht, und die ebenfalls verehrt werden, da das Andenken beyder Fürsten von den Persern noch nicht vergessen wird.

Zwischen den Städten **Kom** und **Kasthan** (eine durch bürgerliche Kriege verwüstete Stadt, die noch jetzt berühmte Seidenmanufakturen hat) fängt die berühmte Salzwüste an, die über sechzig Stunden lang und zwanzig breit ist. Die ganze fürchterliche Ebne ist mit weißem Salze überdeckt und unbewohnbar. Jeder hier Durchreisende muß sich mit einer Menge von süßem Wasser versehen, weil die sparsam hinfließenden Bäche den Durst nur vermehren.

Kasbin, eine große Stadt, ist in den verschiedenen Revolutionen fast gänzlich zerstört. Man

gewinnt hier viel Seide und verfertigt Säbelklingen, die weit besser sind, als die Damaszener, aber doch nicht über hundert Thaler kosten.

Sowohl aus Aderbidschan, als aus Korasan, kommen sehr häufig Karavanen dort hin, welche die Stadt zu einem Stapelort für den Handel und sehr volkreich machen. Man verarbeitet in ihr auch eine große Menge Kupfer, das man aus den benachbarten Bergen gräbt, zu allen Arten von Geschirren, die besser sind, als die türkischen. In der umliegenden Gegend gewinnt man viele Pistazien, die durch ganz Persien verführt werden. Der Baum, der sie trägt, hat Aehnlichkeit mit einem großen Feigenbaume. Sie wachsen traubenförmig wie der Wein, sind rosenfarben, und gewähren, wenn der Baum damit bedeckt ist, einen schönen Anblick.

Kermenscha ist die erste persische Grenzstadt auf der Seite von Kurdistan. Sie liegt am Fuße von Bergen, zu Ende einer großen Ebne, und ist ziemlich gut gebaut. Ihre Festungswerke werden in gutem Stande erhalten, bestehen aber nur in einer bloßen mit Thürmen besetzten Mauer.

Bey Kermenscha befindet sich ein großes Gewölbe, das in einem ungeheuern Felsen ausgehauen ist. Es steht eine Bildseule zu Pferde darin, deren Höhe vom Kopfe des Reuters bis zum Huf des Pferdes, welcher drey Fuß im Durchmesser hält, wenigstens dreyßig Ellen beträgt. Die Perser sagten dem Grafen Sauveböuf: sie stelle einen gewissen Ferrer vor, der lange vor den Zeiten Alexanders durch seine Tapferkeit und körperliche

Größe berühmt gewesen sey. Seine Gattin steht neben ihm zu Pferde. Er soll an mehreren Bergen Spuren seiner Tapferkeit hinterlassen, und an den Felsen Basreliefs zur Verewigung seiner Siege ausgehauen haben. Auch giebt es auf den Wegen nach Ispahan mehrere Werke dieser Art, welche alle von eben diesem Ferrer seyn sollen. Das große Gewölbe ist dreyßig Fuß breit, ohngefähr siebzig hoch und bogenförmig. Auf jeder Seite sieht man Basreliefs, welche Jagden und Fischereyen vorstellen, und das Ganze ist ziemlich gut erhalten. Neben dem Gewölbe entspringt aus dem Fuße des Felsens eine beträchtliche Quelle, die im Sommer eiskalt und im Winter sehr heiß ist. Sie bildet gleich bey ihrem Ursprunge einen schönen Fluß von hellem, trinkbarem Wasser.

Die Khans in Persien haben in ihren Städten, so wie die Gouverneurs in den Provinzen, unumschränkte Gewalt. Die Ersteren halten alle Tage regelmäßig zweymal Diwan, wobey sie von ihren Offizieren und Hofleuten umgeben sind. Sie richten hier, und lassen auf der Stelle von den Henkern, welche sie immer in ihrer Nähe haben, das Todesurtheil vollziehen. Weder Rang noch Vermögen schützen den Verurtheilten. Die Strafen sind: eine Bastonnade auf den Fußsohlen, der Verlust der Nase, des Ohrs, oder auch beyder Theile. Sauvebœuf erzählt, daß er selbst zugegen gewesen sey, als der Sohn des Mirsa Rabbi, des Premierministers bey Ali Murat Khan, des Vergehens angeklagt wurde, daß er ein Mädchen geschändet habe, und der Fürst befahl sogleich, daß dieser junge Mensch, sobald sein Vater Mirsa

Rabbi

Rabbi im Diwan seyn würde, bey dem Eingange des Pallastes zweyhundert Streiche auf die Fußsohlen bekommen sollte. Die Sentenz ward vollzogen, ohne daß der Vater es wagen durfte, um Gnade für ihn zu bitten. Er wurde so stark gegeißelt, daß er drey Monate lang nicht gehen konnte.

In allen großen Städten Persiens giebt es Schulen, worin die Philosophie gelehrt wird. Ihre Sprache wird von der Provinz Farsistan, wo man sie am reinsten spricht, Farsi genannt, ist mit der Arabischen vermischt, und klingt, wie Sauvebœuf sich ausdrückt, majestätisch. Sadi, einer ihrer berühmtesten Dichter, dessen Grabmal sich zu Schiras befindet, hat glückliche Nachahmer gefunden, die in orientalischem Geiste dichten, ohne sich in Schwulst zu verlieren, der doch so nahe an die Manier des Orients gränzt.

Die Erziehung der Perser ist vortreflich. Die meisten sind gebildete Leute; höflich und zurückhaltend.

Sie verachten die Türken, weil sie dieselben der Ketzerey beschuldigen, und nennen sich die wahren Gläubigen. Kein Perser ißt oder trinkt mit einem Ketzer aus demselben Geschirre. Jedem Gaste, wenn er nämlich ein Ketzer ist, wird eine kleine Schüssel mit fünf oder sechs verschiedenen Gerichten vorgesetzt. Wenn sie keine Fremden haben, essen sie mit den Fingern und aus einer Schüssel. Die Nation ist zwar fromm, aber nicht verfolgungssüchtig. Die Christen können frey in ihre Moskeen gehen, und Renegaten sogar die mahomedanische Religion wieder abschwören, ohne

deshalb, wie die Türken, die Hinrichtung befürchten zu dürfen. Sie wallfahrten selten nach Mekka, dahingegen sie die Wallfahrt nach Bagdad für eine Pflicht halten, die jeder einmal in seinem Leben verrichten soll.

Die Strrndeuterey dient zum Bestimmungsgrund aller ihrer Handlungen. Auch haben sie den Gebrauch, eine gewisse Anzahl Kügelchen von ihrem Rosenkranze in die Hand zu nehmen, und bey jedem Kügelchen, das sie fallen lassen, den Namen Gottes auszusprechen. Je nachdem die Anzahl gerade oder ungerade ist, entschließen sie sich zum Thun oder Unterlassen.

Der Titel **Khan** (Herr), den alle Befehlshaber von Provinzen, von Städten, ja selbst von Dörfern führen, ist bey den Familien erblich, wie der Adel in Europa. Sie halten viel auf Ahnen. Die Gesetzkundigen und die Gelehrten haben den Titel Mirsa, mit dem übrigens kein Vorrecht verbunden ist.

Die Kleidung, sowohl der Herren als ihrer Diener, besteht bloß in Kattun, und Strümpfen von scharlachfarbnem Tuche. Ihre Schuhe sind von Schagrin, nach Art der Frauenpantoffeln geformt, und mit spitzen Absätzen gemacht. Ihre Sitte, Mützen zu tragen, die einen rothen Zipfel haben, und mit einem Schahl von eben der Farbe umwunden sind, hat Gelegenheit zu dem Spottnamen **Rothköpfe** gegeben. Dieser ist in der türkischen und persischen Sprache ein Wortspiel; denn eben das Wort, das in der Sprache der Perser **Goldkopf** heißt (eine Be-

nen-

nennung, auf die sie vorzüglich stolz sind) bedeutet bey den Türken Rothkopf; und mit diesem Namen belegen die letzteren jene aus Verachtung.

Die Perser sind so eifersüchtig, daß sie ihren Weibern nicht einmal erlauben spatzieren zu gehen oder Besuche zu machen. Höchstens zwey oder dreymal im Jahre dürfen sie zu ihren Anverwandtinnen, und auch diesen Besuch dürfen sie nur des Nachts abstatten. Man sieht auf den Straßen nur arme Frauen, die den Gesetzen des Wohlstands nicht so strenge unterworfen sind, als die reichen. Sie sind vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt. Ein leinener Schleier, der kleine Löcher hat, damit sie sehen können, wohin sie treten, überdeckt ihr Gesicht. Das Frauenzimmer soll schön seyn, aber es kleidet sich lächerlich. Nach der Schirasschen Mode, welche die herrschende ist, tragen alle Frauen eine Art von weiten Matrosenhosen, und stopfen sie vom Gürtel bis an den Fersen mit so viel Baumwolle aus, als nur immer hineingehen will. Diese Beinkleider, welche Damen von Stande noch viel weiter haben, als die vom niedrigen Range, sind mit Goldstoff oder mit einer reichen Stickerey überzogen, und machen aus ihren Beinen zwey unförmliche Klötze. Ein bis an den Gürtel aufgeschlitztes Hemde von karmosinfarbnem Taffet geht bis an die Knie, und läßt den Busen ganz frey hangen, da es nicht Sitte ist, ihn einzuschnüren. Eine kleine, mit Gold oder Steinen besetzte Mütze, und Haarflechten, die auf die Schultern herabfallen, machen ihren ganzen Kopfputz aus. Im Winter tragen sie eine kleine mehr oder weniger reiche Weste, welche mit einem Gür-

tel und einer Agraffe um den Leib festgemacht wird. Eine andre Art von Putz besteht in dem Rothfärben der Haare. Auch Hände und Füße, welche sie bloß tragen, werden mit einer ähnlichen blutähnlichen Farbe übertüncht, die ihnen in den Augen des Persers großen Reiz verleiht.

Das Gewerbe der Buhlerinnen wird bey den Persern nicht verachtet. Man akkordirt mit einem Frauenzimmer monatlich, und sie giebt alsdann keine Gelegenheit zur Eifersucht.

Zu dem Ameublement gehören vorzüglich schöne Teppiche. Die Zimmer sind ringsum mit gut gearbeitetem, dünnem Filze belegt, und auf diesem läßt man sich mit dem Knie nieder, und der Leib ruht auf den Fersen. Sie rauchen Taback, waschen ihn, ehe sie ihn in die Pfeife stopfen, die auf einer halb mit Wasser gefüllten Karafine liegt. Ein Rohr geht hinein; durch das andre, zwölf Fuß lange, und von biegsamen Saffian verfertigte, wird der Rauch angesogen, der, weil er erst durch Wasser geht, seine Schärfe verliert, und im Munde keinen Geruch hinterläßt.

Das Gesetz verbietet den Persern den Gebrauch des Weins und aller berauschenden Getränke; sie übertreten es aber ohne Scheu, so lange sie die Wallfahrt nach Bagdad noch nicht gemacht haben. Nach dieser Zeit findet keine Erlassung von dem Gesetze mehr Statt. Die Einrichtung der dortigen Bäder ist die im Orient gewöhnliche. Man tritt zuerst in ein Vorhaus, worin sich ein Saal zum Auskleiden befindet. Dann geht man in das Badezimmer in Pantoffeln mit hölzer-

hölzernen Sohlen, um sich nicht auf dem von unten sehr stark geheizten Boden die Füße zu verbrennen. Man geräth nun in Transpiration, und legt sich auf einen Marmortisch. Hier wird man nun von den Badebedienten mit lauem oder heißerem Wasser überzogen, und sehr stark mit Flanell gerieben; eine Operation, die nach Sauvebönfs Versicherung sehr angenehm ist, wenn man sich daran gewöhnt hat. Die Bader machen sehr geschickt, daß alle Knochen ohne Schmerzen knacken; und ihre größte Kunst besteht darin, daß sie den einen Fuß auf die Lenden, den andern zwischen die Schultern des Badenden setzen, der dadurch in allen Theilen des Körpers eine starke und heilsame Erschütterung fühlt. Die Christen haben ihre eigenen Bäder, weil sie von den Persern für unrein gehalten werden. Die Juden werden in Persien geduldet, und so sehr verachtet, daß sie von Kindern mit Steinen geworfen werden, und sich nur durch Laufen retten dürfen. Sie haben den Gebrauch, daß sie im Inneren ihrer Häuser über der Thüre ein großes Stück Holz an einem Strick aufhängen, und es, so oft sie ausgehen, mit Verwünschungen gegen die Perser überhäufen. Dieser vorhergegangne Ausbruch des Zorns läßt sie die Beschimpfungen der herrschenden Religionsparthey mit Gelassenheit ertragen.

Die Perser sind brav und beherzt. Die meisten sehen kränklich aus, und sind mager, welches vermuthlich von dem zu starken Gebrauch des Opiums und ihrer zu großen Mäßigkeit im Essen und Trinken herrührt, da sie sich nur von Früchten oder Zuckerwerk nähren, und nur wenig Fleisch

mit Reis essen. Sie leben übrigens lange, und sind den Gebrechlichkeiten des Alters wenig unterworfen. Sie tragen über das Absterben ihrer Eltern und Kinder Trauer, zerreißen am ersten Tage ihre Kleider, und streuen Staub auf Mütze und Aermel, legen dann, als Trauer, Kleider von brauner Farbe an, und tragen sie für einen Vater oder Sohn ein Jahr, für einen Vetter drey Monathe lang.

Die Bauart der Häuser in Persien ist allenthalben dieselbe. Ein großer Saal auf gleicher Erde, der zur Rechten und zur Linken ein Kabinet hat, stößt an einen Garten, in welchem die Bäume symmetrisch gepflanzt sind. Darin nehmen die Perser Besuche an, und bewirthen ihre Freunde; sonst aber halten sie sich in ihrem Harem, oder der Wohnung ihrer Weiber auf. Die Säulen im Innern der Gesellschaftssäle sind sehr hübsch mit farbigem Glase belegt, das kleine Spiegelstücken zwischen sich hat. Die öffentlichen Gebäude haben außerhalb eine Bekleidung von Porzellan mit Arabesken bemalt, die im Sonnenschein einen schönen Anblick macht.

Von der Zeichenkunst verstehen die Perser nichts, daher sie auch schlechte Maler haben. Alle persischen Figuren sind einförmig, einander ähnlich, und nur das schöne Kolorit kann sie erträglich machen. Ihre Bildhauerkunst beschäftigt sich bloß mit Basreliefs, die mit Arabesken und Blumen geziert sind, und womit sie ihre Häuser reichlich beladen. Ihre Kriegskunst ist ebenfalls noch in der Kindheit. Nur die Reuterei ist merkwürdig wegen der vortreflichen Pferde.

Die

Die tatarischen Pferde gehören mit zu den Reichthümern der persischen Fürsten. Ihre ursprüngliche Race ist unvermischt geblieben. Sie haben mittlere Größe, dicken Kopf und Hals, eine Mähne, die bis an die Knie reicht, dicke Beine, und einen starken Leib. Sie werden gewöhnt, immer nur Milch, gar kein Wasser zu trinken, und werden alle vier und zwanzig Stunden mit einer geringen Quantität Gerste gefüttert. Ein solches tatarisches Pferd rettete den Regenten (Wäkihl) von Persien, **Kerim Khan**, bey einer gegen ihn ausbrechenden Revolution. Er ritt nehmlich nach einer verlornen Schlacht auf einem tatarischen Pferde in zwey und funfzig Stunden von Schiras nach Ispahan, die in einer Entfernung von hundert und zwanzig französische Meilen von einander liegen, und nur diese Schnelligkeit, verbunden mit seiner Gegenwart des Geistes, konnte ihn vor der Ermordung schützen. Er sahe sich von vier Tatarn auf dem Fuße verfolgt, und warf sogleich eines von seinen mit Edelsteinen besetzten Armbändern weg, in einer kleinen Entfernung ließ er auch das zweyte fallen, und in einer größern Weite seinen reichbesetzten Dolch. Die Tatarn waren einer nach dem andern abgestiegen, um die Kostbarkeiten aufzunehmen, und nun kehrte der Regent plötzlich um, spaltete den beyden Nächsten den Kopf, ritt dann auf die beyden andern los, die sich um ein Armband stritten, tödtete den Einen, machte auch den andern zum Fechten untüchtig, nahm dann die Werkzeuge seines Siegs wieder auf, und setzte ohne Gefahr seinen Weg nach Ispahan fort.

Die

Die Perser treiben einen beträchtlichen Handel mit den Indiern, und tauschen für Apothekerwaare, Seide, Goldstoffe, eingetrocknete Früchte, Gewürze, Musseline, und schön gemalte Leinwand ein.

Arabien.

Die Stadt Bagdad, am Ufer des Tigris, verdankt ihre Vergrößerung den Auswanderungen aus Persien, und der aufhörenden Liebe der Araber zum nomadischen Leben. Sie ist von guten Ziegelsteinen erbauet, hat ziemlich große und mit schönen Gewölben bedeckte Bazars, und ein so heißes Klima, daß die Einwohner genöthigt sind, ein Drittheil des Jahrs in den Kellern der Häuser zu bleiben, und auf den Terrassen zu schlafen.

Die Araber ziehen eine herumschweifende Lebensart noch immer dem müßigen Aufenthalte in der Stadt vor, und wohnen daher in Wüsten. Einige von den verschiedenen Stämmen, in welche sie getheilt sind, beschäftigen sich bloß mit ihren Heerden, und suchen die Gegenden aus, welche an fetten Weiden reich sind. Ihr ganzer Reichthum besteht in Pferden, Schaafen, Ziegen, Kameelen und Eseln. Die Kameele verkaufen sie zum Transport der Waaren von Haleb (Aleppo) und Damask nach Bagdad und Basra. Diese Thiere können bekanntlich neun Tage ohne Getränk aushalten, und sind daher in einem Lande, wo das Wasser so selten ist, daß der Besitz einer Zisterne

sterne oft blutige Gefechte veranlaßt, von der größten Wichtigkeit. Für die Pferde haben die Araber von jeher viel Sorgfalt gehabt, und unvermischte Raßen zu erhalten gesucht. Die erste und edelste Raße heißt Queiland. Außer dieser unterscheidet man noch sechs ächte. Diese Thiere sind dort so sanft, daß sie sich von einem Kinde lenken lassen, und stille stehen, wenn der Reiter aus Unvorsichtigkeit heruntergefallen ist. Die Raßen in der Wüste von Bagdad sind klein; aber die nach Mokka zu, schöner gestaltet. Die Stuten verkaufen sie nur im Fall der Noth. Ziegen und Schaafe halten sie in großer Menge, um die Haare und Wolle von ihren Weibern zu Kleidungsstücken verarbeiten zu lassen. Ueberhaupt beschäftigen sich die Weiber allein und vorzüglich mit der Haushaltung, sind in immerwährender Thätigkeit, und beobachten strenge Treue gegen ihre Männer. Sie haben regelmäßige Züge, und würden schön seyn, wenn sie nicht von der Sonnenhitze verbrannt wären, und die Sitte hätten, sich die Lippen schwarz zu färben, und auf Wange, Busen und Arm seltsame Zeichnungen zu machen. Sie erkaufen diesen künstlichen Reiz mit vielen Schmerzen, indem sie die Haut erst mit Nadeln aufritzen, und dann Schießpulver hineinreiben, welches schwarze, unzuvertilgende Flecke macht. Ihr liebster Putz besteht in einem goldnen Ring, den sie in das eine Nasenloch, und mehrere gläserne, die sie so wie jenen, in ihrer zarten Jugend über die Arme stecken. Ein Tuch von rothem Musselin bekleidet den Kopf; ihr Haar fällt in Flechten auf die Schultern. Selbst die jungen Mädchen zeigen männliche Kühnheit, und schwim-

men

men dreist über den Euphrat, um Baumzweige zu holen, welche ihre Mütter zum Brodtbacken gebrauchen. Kein arabisches Weib verschleiert sich nach asiatischer Sitte. Sie sind alle bescheiden, ohne spröde zu seyn, und gastfrey.

Die Araber machen sehr wenig Gebrauch von Leinwand. Eine Art von langen Rock, oder Unterkleid, geht ihnen bis an die Knie, und wird mit einem ledernen Gürtel um die Lenden befestigt. Um den Kopf tragen sie zwey Tücher, von welchen das eine doppelt zusammengefalten ist, und mit beyden Zipfeln herunterhängt, das andre aber nachlässig auf die Stirn geknüpft wird und rückwärts herunterfällt. Die Füße werden mit Sandalen oder Halbstiefeln bekleidet, welche bis in die Mitte des Beines gehen. Ein Mantel (Habba) wird allgemein getragen. Dies ist ein großes, doppeltes, in der Mitte aufgeschlitztes Viereck, welches einen runden Ausschnitt für den Hals, und zu beyden Seiten Oefnungen hat, durch welche die Arme gesteckt werden. Das Gewebe ist dem an Hautelisse-Tapeten gleich, und besteht aus gut gedrehten Ziegen- und Kameelhaaren. Die Farbe der Mäntel ist ganz schwarz, oder roth und weiß, oder schwarz und weißstreifigt. Sie schützen so sehr gegen den Regen, daß man einen Eymer Wasser darauf gießen kann, ohne daß in einer Viertelstunde ein Tropfen Wasser durchdringt.

Ehe der Araber für seine eigne Ernährung sorgt, futtert er sein Kameel mit Klößen, die aus Gerstenmehl geknetet werden, und zwey Fäuste dick sind. Ihre eigenen Nahrungsmittel bereiten sie auf folgende Weise: Sie kneten ungesäuerten

Teig

Teig, legen ihn in Asche, und machen, wenn er halb gar ist, eine Marmelade davon, die sie nach und nach mit Honig und Traubenmost vermischen. Die aus dieser Masse zwischen den Händen geformten kleinen Klöße machen ihr köstlichstes Gericht aus. Zum Nachtisch dienen Datteln, Käse, und geronnene saure Milch. Schaafe werden nur an Festtagen oder bey außerordentlichen Gelegenheiten geschlachtet; z. B. wenn sie Fremde haben, oder bey einer Hochzeit. Die Gastfreundschaft wird selbst von denjenigen unter ihnen nicht verletzt, die Reisende geplündert haben. Der Beraubte geht öfters, ohne es zu wissen, in das Zelt seines Räubers. Man beklagt ihn, giebt ihm andre Kleider an die Stelle der seinigen, die er nicht selten im Zelte hängen sieht, und läßt ihn nach einer guten Bewirthung ruhig seinen Weg fortsetzen.

Die Araber versetzen mehreremale im Jahre ihre Zelte von einem Orte zum andern, um reichere Weiden für ihr Vieh zu suchen; sie kommen aber alle Jahre wieder an ihren Wohnplatz zurück. Die Art, mit welcher sie diese Wohnplätze verändern, ist höchst interessant. Die zahlreichen Heerden, welche den Zug der Karawanen eröffnen, äußern durch ihr Geschrey Freude darüber, daß sie wieder zu ihren alten Weiden zurückkehren. Einige von jungen Leuten geführte Lastthiere tragen die Kinder; dann folgen Kameele, die das Gepäck und die schwangern oder kranken Weiber auf dem Rücken haben, die übrigen Weiber gehen zu Fuß, mit ihren Kindern auf dem Rücken oder in den Armen; die Männer sitzen, mit Lanzen bewafnet,

zu Pferde, und reiten nebenher, um die Thiere anzutreiben, wenn sie zu lange weiden.

Ihre Regierungsform macht ihnen Ehre. Jeder Hausvater entscheidet in seiner Familie; allein in wichtigeren Angelegenheiten versammeln sich die Greise; z. B. wenn sie sich aufmachen, oder sich zur Vertheidigung gegen Feinde rüsten. Die räuberischen Araber machen besondre Stämme aus. Diese sind unruhig, streitsüchtig, räuberisch, sowohl den Karawanen, als den friedlichen Bewohnern des Landes furchtbar. Sauvebœuf hat dieses selbst erfahren, als er in Begleitung von acht Arabern von Haleb nach Bagdad reiste. Sie waren in der Nähe einer Zisterne, um ihre Schläuche zu füllen, und glaubten Araber zu bemerken. Sogleich stellten sich die ihn begleitenden Araber in Bereitschaft zum Kampfe. Erst nahmen sie den Turban ab, und zogen die Kleider aus; dann zündeten sie im Hemde und im bloßen Kopfe die Lunten an, deren sie sich aus Mangel an Flintensteinen bedienen. Sie ließen nun ihre Kameele rings um das Gepäck niederknien; der Anführer setzte sich auf ein Pferd, schwang die Lanze, und ritt einigemal in kleinen Kreisen herum, wobey er schrecklich schrie. Die Uebrigen hatten indessen ihre Säbel gezogen, tanzten um den Sauvebœuf her, und sangen einige Gebete, um sich Muth einzuflößen. So erwarteten sie den Feind; aber es kamen nur ein Dutzend Araber zum Vorschein, die selbst von einer Räuberschaar, welche sich an einer andern Zisterne gelagert hatte, verfolgt worden war.

Dieses Mistrauen, das unter den Arabern herrscht, bringt sie auf allerley Arten von List, um

ihre

ihre Reise durch die Wüste zu sichern. Sie beobachten die Fußstapfen des Viehes, das nach andern Weideplätzen gezogen ist, und berechnen die Wege sehr genau, welche die Führer genommen haben können. Sie steigen auf Anhöhen, um die Sicherheit der Ebne zu untersuchen. Sie legen sich des Nachts mit dem Ohr auf die Erde, und unterscheiden durch dieses Mittel selbst in der Entfernung den Araber, der auf Raub ausgeht, von dem freundlich Gesinnten; denn der Räuber reitet gemeinhin Stuten, weil sie nicht wiehern, und die Reisenden, welche Hengste haben, leicht verrathen. Sie zünden des Nachts kein Feuer an, wenn sie sich nicht durch ihre Menge sicher wissen.

Die Reise durch die Wüste von Haleb nach Basra ist gefährlich, wegen des giftigen Windes in der Sommerhitze, der von Mosul an in ganz Mesopotamien herrscht. Vermuthlich entsteht dieser Wind durch die Ausdünstungen der Schwefelgebirge in der Nachbarschaft des Tigris, und des Erdpechs, welches die Gegenden am Euphrat erzeugen. Die Araber nennen diesen Wind den Diarbekir- oder Giftwind. Die Kameele warnen durch einen Instinkt, vermöge welchem sie den Kopf zur Erde beugen, vor der drohenden Gefahr. Der Wind kommt Stoßweise, und kündigt sich durch einen heißen Wirbel an, der den Horizont verhüllt, streicht aber immer drey Fuß hoch über der Erde hin. In der aufrechten Stellung müßte man im Augenblick ersticken; man kann bloß die Vorsicht gebrauchen, sich platt auf die Erde niederzulegen,

und alsdann empfindet man, auch mit unbedecktem Haupte, nur einen starken Schweiß, der bald vorübergeht.

In den Ebnen giebt es eine solche Menge Haasen, daß die Araber sie mit Stöcken todtschlagen; sie sind aber klein, und schmecken sehr weichlich. Man sieht daselbst auch eine Art von Ratzen, die in Gesellschaft leben, und von den Arabern mit vieler Geschicklichkeit gejagt werden. Auch Strauße, Löwen, und Hyänen halten sich in der Wüste auf.

Man findet in der Wüste mineralische Wasser, die aber meistens heiß und schwefelicht sind. Die Zisternen werden in der Regenzeit voll; aber das darin stehende Wasser ist, wegen der Beschaffenheit des Bodens, immer salzig, und oft mit ekelhaften Insekten angefüllt. Erreicht man endlich eine solche längst erwünschte Zisterne, so muß man die Kameele erst trinken lassen; denn die Araber gönnen diesem Thier, wegen seiner großen Nützlichkeit, den Vorzug. Wenn dann die Kameele mit ihren Füßen das Wasser getrübt haben, so gießt es der Araber durch ein grobes Tuch, und füllt auf diese Art seine Schläuche.

Wenn man nach dem Herbstregen, im December und Januar, durch die Wüste reist, so ist sie eine große, mit mannigfaltigen Blumen besetzte Wiese, in der eine reine, milde Luft wehet. Allein diese Naturschönheiten dauern kaum zwey Monathe. Dann folgt der angenehmen

men Temperatur eine glühende Hitze, der Horizont scheint entflammt, und der Boden ist brennend heiß. Man sieht nun Nichts, als verdorrtes Gras und ungebautes Land, in dem wüsten Arabien. *)

*) Alles Uebrige, was das Original von Aegypten, Palästina, dem Archipelagus anführt, ist so unbefriedigend gesagt, und mit so unbestimmten Ausdrücken hingeschrieben, daß ich es meinen Lesern in keinem Auszuge vorzulegen wage.

Nachrichten
von dem
neuesten Zustande Spaniens. *)

Ein kleines Flüßchen scheidet das galante Frankreich von dem devoten Spanien, und macht die Scheidewand zwischen Freyheit zu denken und Inquisitionszwang, zwischen munterer Laune und Ernsthaftigkeit, zwischen Religionsspötterey und Orthodoxie. Ein kleiner Nachen, gleich jenem, worin der alte Charon die abgeschiednen Seelen über den Styx führt, bringt den Reisenden in das Land, wo Roland und Cid durch Heldenthaten sich auszeichneten, in das Vaterland des Pizarro und Cortes, Calderon und Cervantes. Man besteigt, ohne befragt zu werden, die spanische Kutsche, und genießt im Fahren eine herrliche Aussicht nach der spanischen Küste.

Die volkreiche Provinz **Guipiskoa**, die man zuerst durchreiset, ist zwar gebürgig und uneben, aber dennoch vortreflich bebaut, und selbst die steil-

*) Aus der Reise des Herrn von Hager von Wien nach Madrid, die sich sowohl durch interessante Bemerkungen über diesen Staat, als auch durch treffende Darstellung und blühenden Styl vortheilhaft auszeichnet. —

steilsten Anhöhen tragen Früchte. In dieser kleinen Provinz liegt das berüchtigte Loyola, das Vaterland der Loyoliten.

Zu Yrun, einem kleinen unbeträchtlichen Flecken, hielt Herr von H. das erste spanische Nachtlager. In braune Mäntel gehüllt, mit schwarzen Retesillos, statt der französischen Haarlocken, mit großen dreygespitzten Hüten auf dem Kopf und einer papiernen Tobackspfeife im Munde, still, eingezogen und ernsthaft, standen ohngefähr zwanzig Spanier unter einem Schwibbogen, wo er abstieg, und erinnerten ihn an die Sekte der Peripatetiker, aber auch zu gleicher Zeit an die eingebildeten Philosophen.

Die Posada, einfach und altväterisch, blos mit dem Nothwendigsten versehen und ohne allen Prunk, stach freylich sehr von den prächtigen französischen Hotels ab, war aber doch ziemlich reinlich und ordentlich.

Die Einrichtung der spanischen Zimmer stammt noch größtentheils von den ehemals im Lande seßhaften Arabern her. Eine viereckigte Höhle an zwey Seiten der Mauer bildet gemeiniglich zwey Alkoven, worin zwey Betten stehen. Eine Reihe nebeneinander stehender Strohsesseln, auf einer Strohmatte, formirt das, was man in Spanien Estrado nennt. Die Wände sind gemeiniglich, auf ächt arabisch, ganz blos, ohne Gemälde und andre Zierrathen, außer daß ein papiernes Spalier, ohngefähr fünf Schuh hoch, rund herumläuft; der Boden ist, wie in Italien, mit Ziegeln gepflastert.

Die Hauptspeise der Spanier und das einzige Gericht bey dem gemeinen Volke heißt Puchero; Bohnen, Zisern, Rindfleisch, Zugemüse, Würste, Schöpsenfleisch und Speck sind seine Bestandtheile und diese Olla Potrida befindet sich in einem einzigen Topfe. Die untere Klasse gebraucht dazu keine Gabel, sondern ißt, auf ächt arabisch, mit den Fingern.

Bis zu dem Städtchen Vittoria, wo die Provinz Alt-Castilien anfängt, hat man immer wohl bebautes Land; hier aber geht die spanische Wüsteney an, wo man weder Garten noch Wiese, noch Meyerhöfe sieht. Selten begegnet man etwas anders, als Maulthiere, worauf, in braune Mäntel gehüllt und mit einer schwarzen Haube (Montera) auf dem Kopfe ernsthafte Caballeros sitzen, die mit ihrer queer herabhängenden Musquete Räubern sehr ähnlich sehen.

In Burgos, der Hauptstadt von Alt-Castilien, stellte Herr v. H. zuerst Beobachtungen über die moderne spanische Architektur an. Casernen ähnliche Häuser, mit kleinen ungleichen Fensterchen, zertrümmerten und seit undenklicher Zeit nicht übertünchten Wänden, mit ungeschickten, bald hölzernen, bald eisernen Balkons überladen, in Straßen, die nur vom Wirbelwinde gefegt werden: dies ist das Gemälde der verwahrlosten Stadt. Auch Valladolit, die ehmalige Residenz einiger Könige, ist jetzt eine sehr einsame Stadt und ihre Universität unbedeutend.

Von dem Gipfel eines hohen Berges, Puerto de Guadarama, wo sich Alt-Castilien von dem

dem Neuen scheidet, hat man eine herrliche Aussicht in diese Provinz, und kann bei heiterm Wetter Madrit sehen. Am Fuß dieses Berges liegt der Flecken **Guadarama**, wo man vor einigen Jahren einen Canal zur Vereinigung des Tagus, der Guadiana und des Guadalquivir zu bauen angefangen hat, der zwar zur Erleichterung der Transporte äußerst vortheilhaft seyn würde, dessen Bau aber sehr langsam betrieben wird.

In einer steinigen, unebenen Landschaft liegt das Königl. Madrid, und gewährt dem Ankommenden einen prächtigen Anblick; bey der Einfahrt aber hört dieser auf, und es folgt ein völlig verschiedener. Ganz einfache, oft elende und niedrige Häuser, mit großen ungeschickten Balkons an allen Fenstern; in braune Mäntel gehüllte Mannspersonen; alle Frauenzimmer mit schwarzen Röcken und weißem Schleyer, wie Klosterfrauen gekleidet; jede zehnte Person ein Mönch oder ein blau gekleideter Garde du Corps. Dies ist das getreue Bild der Einfahrt zu Madrit. Altväterische Kutschen mit Maulthieren bespannt; kleine Eselchen, die entweder Wasser tragen, oder auf welchen ein paar gnädige Fräulein ihren Einzug halten; blinde Männer, die auf den Straßen die Guitarre spielen, und alte Weiber, die mit einer hölzernen Stimme accompagniren, erfüllen die ganze Stadt.

Der Lieblingsspatziergang der Einwohner von Madrid ist der Prado. In diesen regelmäßigen, von Häusern eingeschlossenen, mit Springbrunnen gezierten Alleen, ist im Sommer die tägliche Zusammenkunft des Beaumonde. Die Damen von Adel fahren in der mittlern breiten Allee auf- und

ab, das Frauenzimmer vom Mittelstande aber spazirt in den Seitenalleen, und zeigt sich den Blicken der Männer. Personen von jedem Alter, aus allen Klassen durchkreuzen sich hier im bunten Gemische, und brauchen diesen Spaziergang theils zur Erholung von Geschäften, theils zum Rendezvous spanischer Galanterie. Auch die Königl. Familie besucht oft diesen Ort, und fährt mit einem großen Gefolge, zum Vergnügen der Einwohner Madrids, in der großen Allee auf und ab.

Madrid hat zwey Theater, **Coliseo del Principe** und **Coliseo de la Cruz**. Auf dem **Patio** oder gemeinen Parterr, wo es keine Sitze giebt, steht eine große Menge gemeines Volk, die während der Vorstellung aus einer brennenden papiernen Tabackspfeife Papier- und Tabacksrauch zugleich schmauchen. Man muß daher die **Lunetta** oder das Partere noble wählen, und auch hier findet man lauter Mannspersonen, weil die Frauenzimmer, abgesondert, ganz hinten auf einer Gallerie sitzen müssen; die aufgeführten unregelmäßigen Stücke werden zugleich mit großer Unordnung gegeben. Einen sonderbaren Anblick giebt es, wenn von ohngefähr die heilige Speisung vor dem Comödienhause vorbeygetragen wird, und sich sogleich Akteurs und Zuschauer auf die Knie niederwerfen.

Wenn das Stück geendigt ist, wird der schöne spanische **Fandango** mit dem Spiele einer Guitarre und mit Gesang begleitet, getanzt. Hier entfaltet das spanische Mädchen alle Reize des Wuchses und der Kleidung, und harmonirt, unter

immer-

immerwährendem Geklapper der Kastagnetten in verliebten Stellungen mit ihrem Tänzer.

Das Lieblingsschauspiel des spanischen Volks ist die Stierhetze. Eine sehenswürdige Aktion, so sehr sie auch gemeiniglich verschrien wird. Hier zeigt sich spanischer Muth und Geschicklichkeit, und sowohl das beobachtete Ceremoniel als das Betragen des Publikums verdient Aufmersamkeit.

Wenn das Volk sich versammlet hat, entfernen zwey spanische Polizeydiener zu Pferde, in altväterischer Tracht, alle vom Kampfplatze, die dahin nicht gehören. Ihnen folgen zwey mit Lanzen versehene Kämpfer zu Pferde, in kurzem leichten Gewande; diesen die Zunft der **Torreros**, im reichen Gewande; den Schluß machen zwey Matadors mit rothen Mänteln.

Wenn sie in dieser Ordnung eine Tour um das Amphitheater gemacht und das Publikum begrüßt haben, so treten fünf Magistratspersonen mit dem Scharfrichter in die Mitte des Amphitheaters, und der letzte liest das königl. Dekret zur Erhaltung der guten Ordnung ab. Nun erscheint der andalusische Stier, und stürzt auf die **Pikadors** oder Lanzenträger ein, und richtet bisweilen in wenig Minuten ein halb Dutzend Pferde zu Grunde. Wenn diese Scene des Kampfes geendigt ist, so werden die Pikadors von den Torreros auf einige Zeit abgelöst, die mit einer Art von Wurfspießen mit Wiederhaken in jeder Hand auf den Stier losgehen, und ihn, wenn er den Kopf, um sie zu spießen, beugt, beide **Banderillas** in den Nacken stoßen. Mehrere davon sind mit Pulver gefüllt,

entzünden sich, vermittelst einer Lunte, wenn sie eingesteckt werden, und bringen den Stier in die größte Wuth. Nun eröfnet sich die letzte Scene. Der Matador, mit dem rothen Mäntelchen in der linken, und mit dem Schwerd in der rechten Hand, geht auf den wüthenden Stier gerade los, hält ihm den Mantel vor, stößt ihm, wenn er den Kopf beugt, das Schwerd in den Nacken, und entfernt sich mit einer triumphirenden Verbeugung.

Frägt man nach dem Gefechte, wie es abgelaufen, so antwortet der Spanier ganz gleichgültig: recht gut! zwey Torreros sind verwundet, ein Pikador ist todt geblieben, und zehn Pferde sind zu Boden gestreckt. Geht es glücklich ab, so meint er, es wollte nicht viel bedeuten, schimpft über die schlechte Race von Stieren und gehet unbefriedigt nach Hause.

Unter das Sehenswürdigste in Madrit gehört der neue Königl. Pallast. Eine breite Treppe, dessen hoher Platfond mit den kostbarsten Gemälden und Golde prangt, führt hinauf, und auf einem marmornen Blumenboden tritt man in die prachtvollen königl. Gemächer. Der Saal, worin der König den Gesandten auf einem mit vier goldenen Löwen unterstützten Thron Audienz ertheilt, ist mit antiken Büsten römischer Kaiser, und mit den herrlichsten Gemälden von Raphael und andern berühmten Meistern geziert.

Auch das neue königl. Naturalienkabinet gewährt wegen seines Reichthums, seiner Seltenheiten und der Reinlichkeit, womit es erhalten wird, einen herrlichen Anblick. Es ist in einer

langen

langen Reihe großer Zimmer, nach den Naturreichen, vertheilt. Vollständigkeit und Glanz vereinigt sich bey denselben aufs vortheilhafteste, auch ist damit eine Antiquitätensammlung, vorzüglich vaterländischer Merkwürdigkeiten, verbunden.

Madrid wimmelt von Mönchs- und Nonnenklöstern, und man zählt, ohnerachtet der seit einigen Jahren geschehenen Verminderung, noch 32,500 Nonnen und 61,600 Mönche in Spanien.

Das Gebäude der heiligen Inquisition, der Hauptsitz der durch ganz Spanien vertheilten Spione, ist erst seit kurzem wieder neu gebaut worden. Schrecklich ist bey diesem Anblick der Gedanke, daß von hier aus die Geistesunterdrückung sich einen Weg bahnt, und durch Feuer und Schwerdt die menschenfreundliche christliche Lehre verbreiten will. In den letzten Lebenjahren des verstorbenen Königs sahe es mit der Inquisition mißlich aus. Der Staatsminister **Florida Blanka** drang beständig auf Abschaffung dieser Geißel des Landes, allein der Beichtvater des Königs war mächtiger, die Inquisition erhielt neue Kräfte, und noch vor kurzem wurde Filangieri's vortrefliches Werk verbrandt. Welche fürchterliche Gewalt die heilige Inquisition hat, wie fein und tief sie ihre Pläne anzulegen versteht, wie schrecklich und mit welcher raffinirten Grausamkeit sie straft, davon sind in neuern Zeiten mehrere Beyspiele bekannt geworden.

Trotz aller dieser Hindernisse der Inquisition sucht doch der jetzige König Künste und Wissenschaften in Aufnahme zu bringen, auch kömmt die Nation würklich dem großen Ziele der Volksglückseligkeit näher.

Der

Der neue botanische Garten hat an äußerlicher Pracht und innerlicher Güte wenig seines gleichen. Baukunst, Malerey, Bildhauerey, und überhaupt jede Kunst und Wissenschaft findet an dem verehrungswürdigen Grafen von Florida Blanka einen thätigen Beförderer. *) Arzeneykunst, Rechtsgelehrsamkeit, Weltweisheit und Theologie, nichts entgeht der königlichen Aufmerksamkeit, was dazu beitragen kann, um den Nebel der Unwissenheit zu zerstreuen. Aber nicht allein das gelehrte Fach, sondern auch Handlung, Manufakturen und Fabriken zeigen seit einiger Zeit gesegnete Früchte spanischer Industrie. Auch neue angelegte Kanäle, bequeme Landstraßen und schöne Brücken, zieren hin und wieder dieses sonst äußerst vernachlässigte Land. Das Theater wird durch regelmäßige Stücke verbessert, die ehemaligen Fehler der Polizey vermindert, kurz, in allen Fächern, mehr oder minder, darauf hingearbeitet, dieses Reich zu dem Grade der Vollkommenheit zu erheben, den es, vermöge seiner innern und äußern Kräfte, zu erreichen im Stande ist.

*) Leider ist auch dieser gute Stern für Spanien schon wieder unter gegangen!

Long's See- und Landreisen,

nebst einer

Beschreibung der Sitten und Gebräuche der nordamerikanischen Wilden.

Am 10. April 1768 verließ **Long** Gravesand, und ging an Bord des Schiffes **Canada**, das nach **Quebek** und **Montreal** bestimmt war. Er setzte seine Reise mit günstigem Winde fort, und vertraute sich, als er in Montreal angekommen war, einem Kaufmanne an, um den indianischen Handel zu lernen. Dieser schickte ihn nach einem Dorfe, welches **Cahnuaga** oder **Cocknawaga** heißt, um sich durch den Aufenthalt bey einem Oberhaupte, das sich Assenegethter nannte, von der Sprache hinlänglich zu unterrichten. Hier hatte er Gelegenheit die Sitten der Wilden genau zu beobachten, welche er auch in diesem Werke beschreibt.

Die Wilden dieser Nation, welche die betenden Indianer heißen, weil ihre Oberhäupter Krucifixe tragen, mit ihren Rosenkränzen durch die Straßen von Montreal gehen und betteln, sind seit langer Zeit von den Mohawk- und Flußindianern getrennt, und schon lange nach ihrer Trennung wird zwischen Albany und Montreal ein verbotner Han-

del

del getrieben. Die Einwohner dieses Dorfs (Cahnuaga), welches das ansehnlichste Indianische ist, sind in einem hohen Grade verfeinert und industriös. Sie glauben, daß beschwerliche Arbeiten sich nur für Sklaven schicken, und fliehen jedes häusliche Geschäft, um sich von ihrer ursprünglichen Tapferkeit und Unabhängigkeit nicht zu entfernen; säen Korn und gehen auf die Jagd. Aber die Liebe zur Jagd verliert sich bey ihnen, wegen ihrer ausschweifenden Neigung für den Luxus, die sie träge und eitel macht. Ihre Religion ist die katholische, und sie haben einen französischen Prediger, der in Irokesischer Sprache den Gottesdienst hält.

Die Indianer üben noch die Tortur aus. Eine ihnen eigenthümliche Art der Tortur ist das Skalpiren. Wenn jemand mit der Streitkolbe (tomahawk) einen Schlag erhält, ehe ihm der Skalp (die beym Skalpiren abgerissene Haut) abgezogen ist, so muß er sogleich sterben; wer aber nur skalpirt wird, trägt eine silberne oder blecherne Platte auf dem Scheitel, um ihn vor der Kälte zu schützen, kann dabey sehr gesund seyn, und fühlt selten Schmerzen. Schlägt ein Indianer jemanden mit der Streitkolbe an die Schläfe, so sinkt er sogleich nieder. Dann faßt der Indianer mit der einen Hand seine Haare, dreht sie dicht zusammen, um die Haut vom Kopfe zu trennen, und, indem er ihm das Knie auf die Brust setzt, zieht er mit der andern Hand das Skalpirmesser aus der Scheide, schneidet die Haut rund um die Stirn ab, und reißt sie mit seinen Zähnen herunter. Die Operation dauert gewöhnlich nur zwey Minuten. Das

Skalp

Skalp wird dann über drey Reifen ausgebreitet, an der Sonne getrocknet und mit Mennig überrieben. Einige Indianer theilen in Kriegszeit, wenn die Skalps gut bezahlt werden, eins in fünf oder sechs Theile, und bringen sie nach dem nächsten Etablissement, um ansehnliche Belohnungen dafür zu erhalten.

Wenn sie jemanden von ihrem eigenen Volke skalpiren, so benutzen sie oft noch den todten Körper, indem sie ihn aufputzen und mit Mennig bemalen. Dann stellen sie ihn an einen Baum mit Waffen in der Hand, um die Indianer zu bereden, daß ein Feind auf der Wache stünde; rund um den Körper stecken sie Speere so verstohlen in der Erde, daß sie kaum bemerkt werden können. Die Indianer, die ihn an einen Baum gelehnt sehen, sind begierig ihn zum Gefangnen zu machen, stürzen auf ihn zu, fallen in die Spitzen der Speere, und werden Gefangene.

Sie wetteifern sogar miteinander in dieser mörderischen Kunst, wovon Long folgende merkwürdige Anekdote erzählt: Ein Mohawk, Namens Skunnionsa, oder das Elendthier und ein Chippeway, mit Namen Kank, oder die Krähe, rühmten gegenseitig ihre ungemeine Geschicklichkeit im Skalpiren. Um einander auf die Probe zu stellen, reisten sie ab, schlugen verschiedne Wege ein, und verabredeten zu einer bestimmten Zeit und an dem bestimmten Ort einer großen Versammlung, sich wieder zu vereinigen. Sie hielten Wort. Nun legte der Mohawk seinen Skalp nieder, welches die Haut von dem Kopfe und Nacken eines Mannes war, mit feinem Moos ausgestopft, mit Hirschsehnen

sehnen zusammengenehet, und darin befestigten Augen. Die Oberhäupter gaben ihm Beyfall, und erkannten ihn für einen großen Krieger. Darauf sahe der Chippeway den Mohawk ernsthaft an, verlangte von dem Dollmetscher, daß er ihm sagen möchte, es wäre nur ein alter Weiberskalp (ein Ausdruck, der für sehr beleidigend gehalten wird), und befahl einen von seinen Söhnen, sein Skalp herzubringen. Es erschien die ganze Haut eines Mannes, mit Pflaumfedern ausgestopft, und sehr dicht mit Rennthiersehnen zugenäht. Die Oberhäupter überhäuften ihn mit Lobsprüchen, und gestanden ihm einmüthig den Vorzug zu. Der gedemüthigte Mohawk entfernte sich, und sann auf Rache, die er auch ausübte, sobald der Chippeway aus der Versammlung kam. Er verfolgte ihn auf der Stelle, und erlegte ihn mit seinem Streitkolben.

Die **Rondaxa-Indianer** sind aus dem Stamme der Chippeway's, und sprechen eine Mischung aus der Sprache der Irokesen und Chippeway's. Es wohnen ihrer am **See der zwey Berge** (Lake of the two mountains) ohngefähr zwey hundert. Sie sind sehr arbeitsam, haben Ackerbau, Hornvieh, und sind gebildete Leute. Am Eriesee, an der Grenze der vereinigten Staaten, ist auch eine Stadt, die von ohngefähr funfzehnhundert dieser Völkerschaft bewohnt wird. Sie sind tapfere Krieger, den Engländetn treu. Man gewinnt ihr Zutrauen nur mit großer Mühe, und durch eine erprobte Superiorität; aber auch die größten Talente werden von ihnen nicht geachtet, sobald sie Stolz oder eigensinnige Beharrlichkeit auf seinen Plänen an einem sonst großen

Manne

Manne bemerken. Von Washington selbst sagte ein indianischer Anführer: „Er wäre ein gutmüthiger Mann, dem es an Erfahrung fehlt.“ Sein Betragen hatte ihm dieses unverdiente Urtheil zugezogen.

Die Wälder sind das Element des Indianers. Ein Baum, oder ein Fluß, dient ihnen als der verborgenste Schlupfwinkel in einem tiefen Walde, zum Schutze oder zum Hinterhalt. Auf dem Auf- und Untergang der Sonne merken sie wenig; aber das Moos an den Bäumen dient ihnen zum sichern Führer, indem es an der Südseite fortdauert, an der Nordseite verwelkt und abfällt. Auch sind an der Südseite der Bäume die Zweige größer, und das Laub wächst reicher und schöner als an der Nordseite.

Wißbegierde, und selbst eine Art des Witzes, kann man den Indianern nicht absprechen. Zum Beweise für die erstere Tugend erzählt Long folgende Geschichte aus Kalm's Reisen:

„Ein alter amerikanischer Wilder war in einer Herberge, und traf daselbst einen angesehenen Engländer, der ihm etwas Liqueur gab. Da er hierdurch lustiger ward, rühmte er sich, er könne Englisch lesen und schreiben. Der Engländer, um ihm zu schmeicheln, wenn er sein Wissen auskramte, bat sich es aus, ihm eine Frage vorlegen zu dürfen, und der Alte gestand es ihm zu. Er fragte ihn also: Wer war der erste Beschnittne? — Der Indianer antwortete sogleich: Vater Abraham! — und fragte den Engländer geradezu wieder: Wer war der erste Quäker? — dieser sagte: es wäre

sehr ungewiß, weil dies Volk in seinen Grundsätzen unter sich beträchtlich abwiche. — Da der Indianer merkte, daß der Engländer diese Frage nicht beantworten konnte, steckte er die Finger in den Mund, um seine Verwundrung anzuzeigen, sah ihn starr an, und sagte ihm, daß Mardachai der erste Quäker gewesen wäre, weil er vor Haman den Hut nicht habe abziehen wollen."

Für ihren Witz beweisen die passenden Beynamen, welche sie den Leuten geben. Wer einen hölzernen stolzen Gang hat, den nennen sie einen Purker; einen bösartigen Menschen, eine Wespe; einen schwatzhaftigen, einen Grashüpfer; einen heisern vergleichen sie mit einem Bullen; einen Dollmetscher, der viel Zoten vorbringt, nennen sie einen **Unterrockdollmetscher.**

Stolz und Selbstsucht sind so sehr mit dem Karakter der Indianer verwebt, daß sie sich sämmtlich für die weisesten Menschen halten, und sich äußerst beleidigt finden, wenn man ihren Rath verwirft. Die Tapferkeit ihrer Vorfahren macht diese Handvoll Menschen so eitel, daß sie sich einbilden, Frankreich und England würde zittern müssen, wenn sie zu einem Angriffe Lust zeigten. Sie behaupten sogar, die Engländer wären Narren, weil sie Schießgewehre von halber Mannshöhe haben, die sie aufs Gerathewohl abschnappen; nur sie erreichten die wahre Absicht des Kriegs, denn sie visiren und verfehlen selten ihren Mann.

Der Irokese ist äußerst ehrsüchtig, und wagt ohne Bedenken sein Leben und seine liebsten Güter, wo es Ruhm einzuärndten giebt. Er weiß

nichts

nichts von Gehorsam gegen den König, und erkennt schon darum keine Obermacht an, weil er seine Freyheit für die Tochter seiner Klugheit und Geistesgröße hält. Alle Indianer sind höchst eifersüchtig, argwöhnisch, leicht zu beleidigen, und vergessen die einmal empfangene Beleidigung niemals. Ihre Verbündeten leiden nicht von der Heftigkeit ihres Karakters, und haben viele Vortheile von ihrem Heldenmuth, von ihrer Gleichgültigkeit gegen körperlichen Schmerz, von ihrer Festigkeit in der Freundschaft. Jedem Fremden drohen alle diese Eigenschaften Gefahr; sie erschweren ihm wenigstens den Umgang mit ihnen; denn viel Nachsicht erregt in ihnen das Gefühl ihrer Ueberlegenheit, und Strenge macht sie wüthend.

Man hat, um ihrem Karakter mehr Sanftmuth zu geben, die christliche Religion unter den Indianern eingeführt; aber sie hat den wohlthätigen Einfluß nicht gehabt, welchen man zu erwarten berechtigt war. Sie sind noch ausgelassener geworden, haben sich das Laster des Lügens und Schwörens eigen gemacht, schmähen auf das Christenthum, sagen; die Kaufleute lögen, betrögen, verführten Mädchen und Weiber. Long erzählt sogar ein Beyspiel einer öffentlichen Verweigerung des Evangeliums, zu dessen Annahme sie von den Engländern aufgefordert worden. Aber freylich hat das nichtswürdige Betragen der Kaufleute, welche ihnen ihre Religion anpriesen, den Indianern Grund zu dem nachtheiligen Lichte gegeben, in welchem sie die Religion dieser Menschen nun sehen mußten.

Die Indianer haben sehr viele und mancherley Tänze, und zu jedem einen eigenen Gesang.

1. Den Kalumet- oder Friedenspfeifentanz.
2. Den Kriegstanz.
3. Den Oberhauptstanz.
4. Den Ausrücketanz.
5. Den Skalpirtanz.
6. Den Todtentanz.
7. Den Gefangenentanz.
8. Den Rückkehrtanz.
9. Den Lanzentanz.
10. Den Hochzeittanz.
11. Den Opfertanz.

Sie haben eine armseelige Art von Musik, welche Chariwari heißt, und darin besteht, daß sie sich mit alten Töpfen, Kesseln u. dergl. versammeln, und vor der Thüre Neuvermählter daran schlagen; aber gewöhnlich, wenn der Mann älter als die Frau ist, oder die Personen sich zum zweytenmale verheyrathen; in diesen Fällen schreyen sie während dem Anschlagen an den Töpfen entsetzlich laut, bis der Mann gezwungen wird, ihr Schweigen mit einer Geldbuße zu erkaufen, wenn er sich nicht gefallen lassen will, mit den niedrigsten Redensarten beschimpft zu werden. Sie machen auch eine Art Musik mit ihren Makissins oder Schuhen, indem sie, besonders bey ihren Kriegstänzen, kleine Schellen und Stückchen Blech daran hängen. Diese Makissins sind Schuhe von Rehfellen, die, um weiches und biegsames Leder daraus

zu

zu machen, zubereitet, durchräuchert, und mit Stachelschweinborsten und Glaskorallen geziert werden.

Sie sind nicht so schnell auf den Füßen, als man gemeinhin behauptet; da sie aber eine lange Zeit über mit festen Schritten fortgehen können, und zu ihrer Ernährung nur Wurzeln und Wasser bedürfen, so sind sie dennoch als Läufer sehr gut zu gebrauchen. In Ansehung der körperlichen Stärke und auf der Jagd haben die Virginier den Vorzug vor ihnen; hingegen sind sie außerordentliche Schwimmer und Schützen.

Bey den Wasserfällen von St. Maria haben die Indianer ein kleines Fort mit einem Piquet, und ohngefähr zehn hölzerne Häuser, wo englische und französische Kaufleute wohnen. Ehemals hatten die Jesuiten nahe dabey ein Haus. Von hier kann man mit Bequemlichkeit die Reise nach dem Obersee oder See Tracy machen. Dieser hat viele große und kleine Inseln, und beym Eingange einen Felsen, der einigermaßen die Gestalt eines Menschen hat, und von den Chippewayindianern „Kitchen Manitoo, Herr des Lebens“ genannt wird. Hier halten alle still, und werfen Toback und andre Sachen ins Wasser. Sie thun dieses als Dankopfer, um dem Felsen, dem Stellvertreter des höchsten Wesens, für das genossene Gute ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen, indem sie ihm auf diese Art ihren Schmuck und ihre größten Kostbarkeiten opfern. In diesem Felsen sind verschiedne oben gewölbte Höhlen, beynahe eine Meile lang und ohngefähr zwanzig Fuß breit. Das Wasser ist hier beständig in Bewegung, und die Wellen er-

heben sich zur Bergeshöhe. An der nordostlichen Seite des Obersees, zu Pays Plit, sind etwa hundert und funfzig Mann, von denen die meisten von den Chippewaystämmen, und die übrigen von der Völkerschaft der Wasses waren. Das Oberhaupt, Namens Matchee Quewisch, hielt, als Long daselbst ankam, eine Versammlung, und bot ihm an, ihn zum Waffenbruder aufzunehmen. Die Aufnahme geschieht folgendermaßen. — Man bereitet ein Gastmal von in Bärenfett geschmortem Hundefleische mit Heidelbeeren, und stimmt nach geendigter Mahlzeit folgenden Kriegsgesang an: „Herr des Lebens! sieh uns gnädig an! Wir wol„len einen Waffenbruder aufnehmen, der Ver„stand zu haben scheint, dessen Arm Stärke zeigt, „und der sich nicht weigern wird, sich dem Feinde „entgegen zu stellen."

Giebt der Aufzunehmende nach dem Kriegsgesange kein Merkmal der Furcht zu erkennen, so behandelt man ihn mit Ehrfurcht, setzt ihn auf ein Biberfell, und beschenkt ihn mit einer Kriegspfeife, woraus er rauchen muß, und die schon bey allen Waffenbrüdern herumgegangen ist, und weit größer ist als die gewöhnlichen. Sie heißt Calumet, ist von Marmor, Stein oder Thonerde, und nach der Sitte der Nation roth, weiß oder schwarz; doch werden die rothen am meisten geschätzt. Der Stiel ist ohngefähr vier und einen halben Fuß lang, von starkem Rohre oder Holz gemacht, und mit Federn von mancherley Farben geschmückt, wozwischen eine Menge Schnüre von Weiberhaaren auf verschiedne Art geflochten sind. Der Kopf ist schön polirt, und die daran befestigten

Flügel

Flügel geben ihm die Gestalt eines Merkurstabes. Dieses Calumet ist das Symbol des Friedens, und die Wilden glauben, daß sie sich das größte Unglück zuziehen würden, wenn sie einen Vertrag brächen, wobey sie es gebraucht haben.

Um den Nacken des Aufgenommenen wird ein Wampungürtel gehängt. Dieser Wampun ist von verschiednen Farben, doch gewöhnlich weiß oder schwarz. Der erstere wird von der inwendigen Seite einer Meerschnecke, der letztere von Mießmuscheln verfertigt. Beyden geben sie die Gestalt der Korallen, und durchbohren sie nachher, um sie auf Leder ziehen, und so zu Gürteln machen zu können.

Wenn eine Versammlung gehalten wird, so werden dergleichen Gürtel bey den Reden übergeben, und richten sich in Größe und Zahl der Reihen nach der geringern oder größern Wichtigkeit der Versammlung. Oft haben sie auch beyde Farben. Die dem Sir William Johnson übergeben wurden, bestanden aus verschiedenen Reihen, und waren auf beyden Seiten schwarz, in der Mitte weiß. Das Weiße in der Mitte bedeutete Süden, und daß der Weg zwischen ihnen gut und offen wäre. In der Mitte des Gürtels war die Figur eines Diamants von weißen Wampun gemacht, und diese nennen die Indianer das Versammlungsfeuer. Als dieser Johnson mit den Wilden eine Versammlung hielt, so faßte er das eine Ende des Gürtels, und das indianische Oberhaupt das andre. Wenn das Oberhaupt etwas zu sagen hatte, so fuhr es mit dem Finger längs den weißen Strei-

fen hinunter; wollte aber Sir William reden, so berührte er den Diamant in der Mitte.

Diese Gürtel sind auch die Akten vormaliger Versammlungen, und gehören zu jedem Vergleiche mit den Weißen. Wenn ein Strang oder Gürtel des Wampun's zurück geschickt wird, so ist dies ein Zeichen, daß man den vorgeschlagenen Vergleich nicht annimmt, und die Unterhandlung zu Ende ist.

So wichtig ist der Gebrauch dieser Wampungürtel, und es ist daher keine unnütze Ceremonie, deß man sie bey einer Adoption dem zu adoptirenden umhängt.

Nachdem nun der Aufzunehmende in die vorherbeschriebene Lage versetzt worden, und die Pfeife herumgegangen, so wird von sechs hohen in den Boden befestigten und oben zugespitzten Stangen, ein Schwitzhaus errichtet, und mit Fellen und Decken behangen. Der innere Raum faßt nur drey Mann. Man zieht nun den Einzuweyhenden nackt aus, und zwey Oberhäupter bringen ihn in die Hütte. Man bringt zwey recht heiß gemachte Steine hinein, und wirft sie an die Erde. Man trägt Wasser in einem Napfe von Birkenholz, sprengt es mit Zedernzweigen auf die Steine, damit der aufsteigende Dampf ihn in eine starke Ausdünstung versetze. Wenn er nun recht stark ausdünstet, so springt er ins Wasser; und sobald er herausgekommen ist, wirft man ihm eine Decke über, und führt ihn nach der Hütte des Oberhaupts. Hier muß er sich ausgestreckt auf den Rücken legen, und das Oberhaupt zeichnet mit einem spitzigen, in Wasser, worin Schießpulver aufgelöst ist, getauch-

tauchten Stecken, die Figur, die er machen will. Hierauf prickelt er den aufgezeichneten Theil mit zehn Nadeln, die in Mennige getaucht, und in einem kleinen hölzernen Handgriffe befestigt sind, und wenn er an die stärkern Umrisse kommt, so macht er mit einem Flintensteine einen Einschnitt ins Fleisch. In die von Mennige leeren Zwischenräume wird Schießpulver eingerieben, wovon auch die Abwechselung der rothen und blauen Farbe herrührt. Die Wunden werden, um das Eitern zu verhüten, mit Nelkenholz (pinkwood) gebrannt. Diese Operation dauert zuweilen zwey oder drey Tage. An jedem Morgen wird der Theil mit kaltem Wasser gewaschen, das auf ein Kraut, Namens Pockquersegan, gegossen ist. Während der Operation selbst werden die Kriegsgesänge gesungen, in Begleitung einer rund umher mit Schellen behangnen Klapper, die sie **Chessagnoy** nennen. Die Musik hat zur Absicht, das Wimmern des Leidenden zu übertäuben. Nach geendigter Zeremonie geben sie dem Adoptirten einen Namen. **Long**, der alle diese Weitläuftigkeiten ausstehen mußte, erhielt den Beynamen: **Amik**, oder Bieber.

Die Indianer am See **La Mort**, oder **Todtensee** (Dead Lake) sind sehr gute Jäger, aber ein wildes Volk, ebenfalls sehr träge, und stolz auf diese Trägheit. Sobald aber die Rede von Vergnügen ist, zeigen sie sich hart und unermüdet. Ihr Lieblingsspiel, das **Ballspiel**, ist sehr ermattend. Ihr Ball hat ohngefähr die Größe eines Kricketballs, ist von Hirschleder gemacht, und mit Haaren ausgestopft. Er wird mit zwey

Fuß langen Stöcken, die unten breit zulaufen, und wie ein Racket, nur mit größern Maschen geflochten sind, vor- und rückwärts geschlagen. Die Rackets sind sehr elastisch, und mit Hirschsehnen bespannt. Das Spiel selbst wird von zweyen gespielt. Einer sucht dem andern den Ball wegzufangen, und ihn nach einem etwa vier hundert Yards entfernten Ziele, an welchem zwey hohe Stangen in der Weite einer kleinen Thüre aufgesteckt sind, hinzuschlagen. Wer den Ball zwischen die beyden Stangen bringt, hat gewonnen.

Ein anderes Spiel, woran die Weiber vorzüglich Theil nehmen, heißt: **Athyrergran**, oder **Fehle nicht, fange alle.** Man legt eine Anzahl schwarzer und weißer Bohnen, worunter Eine kleine Flecken hat, und der König heißt, in eine flache, hölzerne Schaale, und zwey Indianer, oder Indianerinnen, die einander gegenüber auf der Erde sitzen, schütteln sie wechselsweise. Wer durch sein Schütteln die gefleckte Bohne aus der Schaale herausbringt, bekommt von dem Andern so viel Bohnen, als sie Flecken hat.

Das **Reifetreiben** ist das **Knabenspiel** der Indianer. Einige treiben den Reif fort, und andre schießen mit Pfeil und Bogen darnach. Sie bringen es hierin zu einer so erstaunlichen Fertigkeit, daß sie einen Reif im schnellsten Laufe aufhalten, indem sie einen spitzen Pfeil in seinen Rand schießen, und zwar in einer beträchtlichen Entfernung zu Pferde und zu Fuß. Sie treffen auf funfzig Yards einen kleinen Vogel, und schießen auf funfzehn Yards einen Heller von einem Stocke herunter.

unter. Mit gleicher Geschicklichkeit führen sie Lanzen und Streitkolben.

Die indianischen Weiber sind alle sehr stark und abgehärtet, und gebähren ohne viele Schmerzen, oder ertragen sie wenigstens mit großer Standhaftigkeit. **Long** hatte Gelegenheit, sich von der Wahrheit dieser Bemerkung zu überzeugen. Er war eines Tages kurz vor Sonnenuntergang an einer kleinen Bucht, mit einem Indianer und dessen Frau. Da das Wetter kalt war, und es gefährlich schien, gegen einen so starken Strom durchzuschwimmen, so machten **Long** und der Indianer ein Floß. Während dieser Arbeit hatte sich die Frau zum großen Misvergnügen des **Long**, der gerne bald zurückgehen wollte, in die Tiefe der Bucht entfernt. **Long** fragte den Indianer, wo sie wäre? „Sie ist vermuthlich in den Wald gegan„gen, um ein Rebhuhn zu fangen, und wird wohl „bald wiederkommen," antwortete der Indianer lächelnd. Wirklich kam sie nach Verlauf einer Stunde wieder, mit einem neugebohrnen Kinde in den Armen, ging auf den **Long** zu, und sagte auf Chippewäisch: „Owag Saggonash Payshik Sho„magonish" oder: „hier, Engländer, ist ein jun„ger Krieger." Ein anderes Weib von der Rattennation lag einen Tag und eine Nacht in den Geburtswehen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Die Mütter säugen ihr Kind bis in das vierte, fünfte, zuweilen bis in das siebente Jahr, und geben ihm eine dem Geist der Nation sehr angemessene Erziehung. Liebe zur Unabhängigkeit, Muth im Kriege, und Beharrlichkeit auf seinen Wünschen sollen einst die Hauptzüge seines Charakters wer-

den;

den; und daher wird auch keine Mutter ihr Kind schelten oder schlagen, oder sich eines Zwangsmittels bedienen. Das Kind muß schon die Freyheit des Mannes athmen.

Wenn ein Kind zur Sommerszeit gebohren wird, so geht die Mutter gleich nach der Geburt mit ihm ins Wasser, und taucht es unter. Darauf wickelt sie es in eine kleine Decke, bindet es auf ein flaches Brett, das die Gestalt eines Sargbodens hat, und bedeckt es mit trocknem Mooße. Oben, wo der Kopf liegt, wird ein Reif übergespannt, um es vor Verletzungen zu verwahren. Im Winter wird es in Häute und Decken eingehüllt. Bey der Sommerhitze wirft man Gaze über den jungen Wilden, um die großen Mücken (Musquitoes) abzuhalten, die in den Wäldern sehr beschwerlich sind. Das Brett, worauf das Kind liegt, wird vorn an dem Kopfe der Mutter mit einem breiten gestrickten Gürtel festgebunden und hängt auf ihren Rücken herab.

Sie ernähren ihre Kinder mit Muß, der aus türkischem Weizen und Milch zubereitet wird. Stirbt ein Kind, so weint die Mutter Monate lang an seinem Grabe.

Die Liebe zur Unerschrockenheit und Standhaftigkeit im Leiden gehet bey den Indianern so weit, daß sie gegen den Feind gelinde sind, wenn sie diese Tugenden in hohem Grade an ihm bemerken. Die Schawano-Indianer haben hiervon ein merkwürdiges Beyspiel gegeben. Sie hatten einen Krieger von der Anantoocah-Nation gefangen genommen, und ihn mit ihren gewöhnlichen grausa-

men

men Feyerlichkeiten an den Pfahl gestellt. Er hatte ganz gleichgültig die größte Marter ausgestanden, als er ihnen verächtlich sagte, sie wüßten nicht, wie sie einen braven Feind strafen müßten. Er forderte hierauf eine Pfeife und etwas Taback von ihnen, setzte sich, so nackt wie er war, auf die brennenden Fackeln der Weiber, die innerhalb des Kreises lagen, und rauchte ganz ruhig seine Pfeife fort. Hierauf erhob sich ein Oberhaupt, und sagte, sie sähen es ein, daß er ein Krieger wäre, und den Tod nicht fürchte; auch hätte ihm das Leben geschenkt werden sollen, wenn er nicht von dem Feuer verletzt, und nach ihren Gesetzen demselben geweyhet wäre; er müsse also sterben, aber nicht eines so quaalvollen Todes. Hierauf erlegte er ihn mit seiner Streitkolbe. Der Leidende hatte schon eine lange Zeit vorher das mörderische Instrument zu seiner Vernichtung bereit liegen sehen, aber er litt die Ermordung, ohne Stellung oder Mine zu verändern.

Wenn die Indianer sehr alt werden, und die Geschmeidigkeit auf der Jagd verloren haben, so bittet der Vater seinen Sohn, ihn von diesem unerträglichen Leben zu befreyen, und der Sohn macht sich die Gewährung der Bitte zur Pflicht.

Wenn sich ein Hausvater unter den nördlichen Chippewayern die gewöhnliche Sitte nicht gefallen lassen will, wenn sein Leben ihm und seinen Freunden zur Last fällt, und ihn seine Kinder mit ihrer Hände Arbeit ernähren müssen, so lassen sie ihm die Wahl, ob er mit einem kleinen Kanoe mit Rudern, mit Bogen, Pfeilen und einer Trinkschaale versehen, an das Ufer der Insel ausgesetzt, daselbst

selbst das Ende seiner Tage abwarten, oder, ob er den Tod nach den Gesetzen der Nation männlich ertragen will. In den meisten Fällen wird das Letztere mit folgenden Zeremonien vollzogen:

Man macht ein Schwitzhaus nach eben der Form, wie bey der Adoption, und während daß mit dem Alten die Vorbereitungsprobe vorgenommen wird, bezeigt die Familie ihre Freude, daß der Herr des Lebens ihnen die Kenntniß mitgetheilt habe, wie sie mit den Bejahrten und Schwachen umgehen, und sie in ein besseres Land schicken sollen, wo sie wieder erneuert mit aller Jugendkraft jagen werden. Dann rauchen sie die Friedenspfeife, feyern ihr Hundsfest, und singen den großen Arzneygesang, wie folgt:

„Wa haguarmissey Kitchee Mannitoo Kaygait cockinnor nichinnorbay ojey Kee candan hapadgey Kee Zargetoone nishinnorbey mornooch Kee tarpenan nocey Keen aighter, o, dependan nishinnorbay, mornooch towarch weene ojey mishcoot pockcan tunnockay.“ — „Der Herr des Lebens „giebt Muth. Es ist wahr, alle Indianer wissen, „daß er uns liebt, und wir geben ihm unsern Va„ter, damit er in einem andern Lande jung seyn „mag und jagen kann.“

Gesang und Tanz wird wiederholt, und der älteste Sohn giebt seinem Vater mit einer Streitkolbe den Todesstreich. Dann nehmen sie den Körper, bemahlen ihn aufs beste, begraben ihn mit den Kriegswaffen und setzen eine Hütte von Rinde auf das Grab, um es vor den wilden Thieren zu schützen.

Ehe die Indianer in den Krieg gehen, beruft das Oberhaupt eine Versammlung. Alle Anführer bringen das Verzeichniß ihrer Verträge mit der Nation, die sie bekriegen wollen, den Wampumgürtel, mit, und die Kriegspfeife. Sobald sie Krieg beschlossen haben, so schicken sie ihre Gürtel und Pfeifen den Feinden, und wenn diese den Gruß auf gleiche Weise erwiedern, so rüsten sie sich. Sie begehen in dem Kriege selbst unmenschliche Grausamkeiten. Die Weiber und Kinder ziehen oft in ihren Kanoes voraus, und singen dabey Kriegslieder. Jeden Abend mit Sonnenuntergang gehen sie ans Land, weil sie sich sehr scheuen, in der Dunkelheit zu reisen. Acht und vierzig junge Krieger, in vier Abtheilungen ausgestellt, halten des Nachts Wache. Sie sind mit Musketen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, und gebrauchen einige Scottewigwas (getrocknete Birkenborke) zur Leuchte. Die Indianer selbst ziehen mit Tagesanbruche aus, und setzen, ohne sich an das Wetter zu kehren, ihre Reise fort, bis sie in das feindliche Land kommen, wo sie mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen.

Wenn Krieg zwischen den Missisippi-Indianern ist, so tödten sie Männer und Weiber, und verkaufen die Kinder den Pelzhändlern. Die Knaben gewöhnen sich nicht an diese Sklaverey, und ermorden ihre Herren, sobald sie die Gelegenheit finden; die Mädchen sind die erste Zeit über kränklich, weil ihnen das häusliche Leben fremd ist; aber sie schmiegen sich dann bald in die gebildetere Lebensart der Pelzhändler.

Zu den Religionsartikeln der Indianer gehört der Glaube, daß jeder von ihnen seinen guten Genius habe, der über ihn wacht. Dieser Totam kann auch die Gestalt eines Thiers annehmen; und deshalb tödten, jagen, oder essen sie niemals das Thier, in welchem sie Aehnlichkeit mit ihrem Totam zu finden glauben. Auch halten sie viel auf Träume, und müssen durchaus zu dem Besitze des Gegenstandes gelangen, wovon sie in der vorhergegangnen Nacht geträumt haben. Dieses Vorurtheil ist von Sir William Johnson zu seinem großen Vortheil benutzt worden. Johnson war eines Tages in Gesellschaft einer Parthey Mohawks, und das vornehmste Oberhaupt derselben erzählte ihm, daß ihm in dieser Nacht geträumt habe, Sir William hätte ihm ein schönes besetztes Kleid gegeben, und er glaube, es sey das, welches er anhabe. Sir William fragte ihn lächelnd, ob ihm das wirklich geträumt? und als er es betheuerte, so zog Sir William sein Kleid aus, und gab es dem Indianer, der mit einem whoah! dem Ausdrucke der größten Freude, die Gesellschaft verließ. In der nächsten Versammlung erzählte Johnson dem Oberhaupte, er hätte zwar sonst nicht zu träumen gepflegt, seitdem er ihn aber in der Versammlung getroffen, habe er den sonderbaren Traum gehabt, daß er von dem Indianer einen Strich Landes, der sich ohngefähr neun Meilen am Ufer des Mohawflusses hineingezogen hätte, zur Erbauung eines Hauses und einer Niederlassung bekommen würde. Das Oberhaupt lachte, sah ihn sehr vergnügt an, und sagte: wenn ihm das wirklich geträumt habe, so sollte er ihn haben; er wollte aber nicht wieder mit ihm träumen.

Johns

Johnson nahm das Land in Besitz, und hat nachher ein beträchtliches Landgut daraus gemacht.

Die Indianer sind sehr eifersüchtig, und haben eine sonderbare Probe für die Treue ihrer Weiber. Sie lassen nehmlich von der Frau eine birkene Schale voll Wasser sorgfältig zwischen die Beine des vermeintlichen Ehebrechers setzen, befehlen ihm sodann, die Hand hineinzustecken, und sie nach einigen Minuten wieder herauszuziehen. Wenn dieses geschehen ist, so fragen sie ihn, ob er wohl dieselbe Stelle wieder zu finden glaubt. Wenn er sie genau trift, so halten sie die Frau für unschuldig. Aber sie sagen in den meisten Fällen: „So wenig, wie du sicher bist, daß grade dieses die Stelle ist, wo du zuerst den Finger hineinsteckest, so wenig bin ich es, daß du mich nicht geschändet hast.“ Die Strafe für den Ehebruch ist bey den nördlichen Wilden, daß der Mann sein Weib derbe abprügelt, oder ihr die Nase abbeißt. Sie verrichten diese Operation mit großer Leichtigkeit. Doch reißen sie noch geschickter Ohren ab. Sie sind nehmlich auf große Ohren sehr stolz, und dehnen sie so weit als möglich aus. In der Trunkenheit verlieren sie dieselben gewöhnlich; wenn sie aber auch nur zerrissen sind, so werden sie mit einem Messer glatt abgeschnitten, und die Theile mit einer Nadel und Hirschsehnen wieder zusammengenäht.

So eifersüchtig sie sich als Eheleute zeigen, so zärtlich sind sie als Liebhaber. Sie haben eine große Menge Liebeslieder, davon ich Eines hersetzen will:

Debwoye, nee Zargay ween aighter; payshik oathty, Seizeebockquoit shenarguffey metarbiscoach nepeech caffawicka nepoo,
moszack pemartus,
Seizeebockquoit mereeck.

„Es ist wahr, ich liebe nur ihn, dessen Herz dem „süssen Safte gleicht, der aus dem Zuckerbaume „fließt und mit dem Palmlaube verbrüdert ist, das „immer lebt und zittert.“

Wenn ein Indianer heyrathen will, so wendet er sich an den Vater seiner Geliebten mit folgenden Worten:

„Nocey, cunner kee darmissey kee darnaiss nee Zargayyar Kakaygo o water warwar dossin cawween peccan weettey gammat ottertassey memarjis mee mor.“

„Vater, ich liebe deine Tochter. Willst du mir „sie geben, daß die zarten Wurzeln ihres Herzens „sich mit den meinigen verschlingen, so daß der „stärkste Wind, der bläst, sie niemals trennen soll?“ Willigt der Vater ein, so wird eine Zusammenkunft veranstaltet.

Nachdem nun der Bräutigam durch ein Schwitzbad hinlänglich vorbereitet ist, so kommt er zu ihr, setzt sich an die Erde und raucht. Hiebey wirft er bis hundert kleine Stückchen Holz, ohngefähr von der Länge eines Zolls, eines nach dem andern aus, und so viele das Mädchen in einer birkenen Schale fängt, so viel Geschenke muß der Bräutigam dem Vater machen. Dieses ist der Kaufpreis für die Tochter. Hierauf ladet der junge Krieger die ganze Familie zu einem Gastmale ein, wobey man

tanzt

tanzt und Kriegslieder singt. Wenn diese Ausbrüche der Freude vorüber sind, und die Anverwandten des Bräutigams und der Braut sich gegenseitig beschenkt haben, so zieht ihn der Vater einen Bieberrock an, giebt ihm eine neue Flinte und ein birkenes Kande, und das Fest ist vorbey.

Als die Franzosen Kanada in Besitz nahmen, waren die indianischen Heyrathsgebräuche sehr abentheuerlich.

Ein Liebhaber, der seiner Geliebten seine Neigung entdecken wollte, veranstaltete des Nachts in Gegenwart verschiedener ihrer Freundinnen eine Zusammenkunft mit ihr, und zwar mit einer großen Feyerlichkeit. Er trat in die Hütte, deren Thür gewöhnlich aus einem Felle bestand, und ging auf den Heerd zu, auf welchem einige glühende Kohlen lagen. Hieran steckte er ein Scheit Holz an, näherte sich seiner Geliebten, und zupfte sie dreymal bey der Nase, um sie aufzuwecken. Diese Zeremonie, über welche das junge Mädchen nicht erschrack, weil sie üblich war, wurde bisweilen zwey Monate lang fortgesetzt, und während dieser Zeit betrugen sich beyde Liebenden sehr bescheiden.

Sobald sie sein Weib wird, ist sie seine Sklavin, muß ihm überall folgen, alle harte Hausarbeit thun, darf nur in seiner Gesellschaft tanzen und singen, und hat auf die mindeste Vernachlässigung ihrer sogenannten Pflichten, die schärfste Strafe, wenn nicht gar den Tod, zu erwarten.

Long selbst hat ein merkwürdiges Beyspiel in dieser Art erlebt. Ein indianisches Weib sahe an der **Biberbucht** (Beaver-Creeck) ohngefähr fünf

und zwanzig Meilen vom Fort Pitt, einige Weiße auf ihren Schultern Brennholz tragen. Sogleich nahm sie ihre Axt und brachte in kurzer Zeit auf ihrem Rücken eine große Last, warf diese bey dem Feuer nieder und sagte: sie bedaure sie nicht nur, sondern sie hielte es auch für eine große Schande, wenn Männer das thun, was eigentlich das Geschäft der Weiber ist.

Eben diese Verachtung der Weiber ist Ursache, daß sie die Söhne den Töchtern weit vorziehen.

Die Loretto-Indianer, die ohngefähr neun Meilen von Quebeck ein Dorf bewohnen, sind von der Nation der Hurons, haben durch die Jesuiten die christliche Religion angenommen, und sind seit der Zeit Katholiken. Ihre Weiber haben eine sehr angenehme Stimme. Sie haben Ackerbau, verkaufen ihre Früchte, und sind die gesittetsten und ruhigsten nordamerikanischen Wilden. Ihre Häuser sind anständig, nach kanadischer Art gebauet. Sie sind meistens groß, stark, wohlgebildet, haben schwarzes Haar, das sie auf dem Vorderhaupte von einem Ohre bis zum andern abscheeren, und tragen keine Bedeckung auf dem Kopf. Sie haben Bart, so wie alle Stämme der Wilden; sie zupfen aber sorgfältig jedes Haar an dem Oberkinnbacken und dem Kinne mit Messingdrat aus, der nach Art einer Zange zusammengebogen ist.

William Lampriere's Reise

von

Gibraltar über Tanger, Salee, Santa-Cruz nach Tarudant, und von da über den Atlas nach Marokko.

Nebst einer

umständlichen Nachricht

von dem Kaiserlichen Harem.

Der Verfasser dieses Buchs ist ein Arzt, und die Krankheit des Muley (Regent, Oberherr) Absulem, der Lieblingssohn des verstorbnen Kaisers von Marokko hat ihn zur Unternehmung dieser beschwerlichen Reise bewogen.

Er schifte sich am 14ten September 1789 auf einem kleinen Fahrzeuge ein, und kam in sechs Stunden zu Tanger an. Hier erfuhr er, daß der Kranke sich auf Befehl seines Vaters an der Spitze einer Armee in den Gebirgen zwischen Marokko und Tarudant befände, und war daher genöthigt, sich eine Zeitlang in Tanger aufzuhalten.

Diese Stadt, welche ehemals zu dem Gebiet der Engländer gehörte, ist klein, liegt auf einer Anhöhe, mit einer Mauer umgeben. In einer kleinen Entfernung von derselben sieht man Kornfelder, Obst- und Weingärten; und hinter diesen ragen Sandstriche mit hohen und kahlen Hügeln hervor. Die Häuser sind klein und schlecht moblirt, die Dächer platt, und, wie die Wände, überweißt; die Zimmer alle an der Erde.

Mohren und Juden leben hier vermischt und in großer Freundschaft. Die letzteren müssen nur, wenn sie durch eine Straße, wo eine Moskee oder sonst ein heiliger Ort ist, barfuß gehen. In Marokko, Tarudant und an vielen andern Orten darf kein Jude seinen Fuß verhüllen.

Die fremden Konsule residiren hier; denn seitdem in Tetuan, ein ungleich angenehmerer Ort, sowohl in Rücksicht auf Lage, als Einwohner, eine alte Mohrin von einem Christen, der Vögel schießen wollte, unglücklicherweise umgebracht ward, ist durch ein ausdrückliches Verbot des Kaisers jedem Christen der Aufenthalt daselbst untersagt worden.

Die Bay zu Tanger ist zwar geräumig, aber bey starkem Ostwinde gefährlich für die Schiffe. An der Südseite der Bay ist der Fluß, über welchem man die Ruinen einer alten Brücke sieht, die von den Römern erbauet seyn soll, und von den Mohren gewaltsamerweise zerstört worden ist.

Lampriere erhielt nun einen Brief von dem Prinzen, worin er ihm seine Ankunft in Tarudant

dant meldete, und reiste von Tanger ab. Sobald man sich aus der Gegend um diese Stadt entfernt, findet man bis nach Larache hin nichts als unfruchtbares, gebirgigtes, unbewohntes Land, das kaum von einigen elenden, aus Stein, Erde und Rohr zusammengesetzten, und mit Stroh gedeckten Hütten unterbrochen wird.

An dem Flusse Marba ward er aufgehalten, weil es in diesem Lande wenig Brücken giebt, und man, die Seehäfen ausgenommen, wo man Boote hat, Ströme, die zum durchwaten zu tief sind, nur durch Schwimmen oder Flösse passiren kann; dennoch erreichte er denselben Abend noch die Stadt Arzilla. Hier wurde er von dem Gouverneur und einigen Großen besucht, die ihm Früchte, Eier und Geflügel zum Geschenk brachten; und am andern Tage drängten sich eine Menge Kranke zu ihm, davon die meisten mit unheilbaren Uebeln, mit gänzlicher Blindheit, Wassersucht, kronischen Rheumatismen, geschlagen waren; sie wollten sich aber nicht belehren lassen, und behaupteten schlechterdings, ein christlicher Arzt könne jede Krankheit bloß durch das Befühlen des Pulses entdecken, und ohne Mühe heilen.

Die Lieblingsspeise der dortigen Einwohner, so wie der meisten Mohren ist Kuskasu. Man krümelt einen Teig, etwa in der Größe der Reiskörner, in einem irdenen Sieb, und kocht ihn durch den heißen Dampf von gesottenem Fleisch und Gemüse. Dann legt man alles auf einen irdnen Teller, thut Butter und Gewürz hinzu, und trägt das Gericht in einer hölzer-

nen Schüssel auf, die mit zusammengelegten Palmettoblättern bedeckt ist.

Larache, die erste Stadt, wohin der Verf. von Arzilla kam, gehört jetzt zu der Provinz Benihasan, und liegt an der Mündung des Flusses Lukkos, auf einem sanften Abhange nach dem Meere zu, von schöngruppirten Dattelbäumen umgeben. Die Straßen sind gepflastert und reinlich. Der Marktplatz ist mit steinernen Säulengängen umgeben.

Die nachläßige, weite Kleidung der Mohren, die große Erschlaffung, welche ihren Grund in dem heißen Klima hat, der häufige Genuß der Liebe, der Gebrauch warmer Bäder, und die Sonnenstralen, die von den allgemein überweißten Häusern zurückgeworfen werden, sind die Quelle unsäglicher Uebel, z. B. des Wasserbruchs, der hier herrschend ist, heftiger Augenentzündungen, und der Krätze, die sich von Eltern auf Kinder fortpflanzt.

Auf dem Wege von Larache nach Mamora reist man durch anmuthige Gegenden, in deren Mitte große Seen sich viele Meilen weit erstrecken. An diesen Seen befinden sich die von Palmettoblättern oder Kameelhaaren verfertigten Zelte der herumwandernden Araber. Sie sind alle schwarz gefärbt, breit und sehr niedrig. Das Zelt des Scheik, oder Anführers, ist beträchtlich größer, als der Uebrigen, und steht an einem hervorstechenden Orte des Lagers.

Die herumwandernden Araber, welche sich von den Mauren, die in den Städten wohnen, und

und durch den Handel fremde und feinere Sitten angenommen haben, sehr beträchtlich unterscheiden, sind immer in verschiedne Stämme abgetheilt, und leben in dieser engen Verbindung nur für einander, und ihren alten Vorurtheilen treu. Nur Personen aus demselben Stamme heyrathen einander. Sie erlauben sogar niemanden in demselben Lager mit ihnen zu wohnen, der nicht in gewissem Grade ihr Verwandter ist. Mann, Frau und Kinder schlafen in einem Zelte, auf einem schlechten Lager von Schaaffellen, oder auch auf der bloßen Erde. Die Kinder bleiben bey ihren Eltern bis sie heyrathen. Alsdann sind die Verwandten jedes Theils verbunden, die Verheyratheten mit einem Zelte, einer steinernen Handmühle zum Zerreiben des Korns, einem Korbe, einer hölzernen Schale und zwey irdenen Schüsseln zu versehen. Außerdem bekommen sie noch eineg ewisse Anzahl von Kameelen, Pferden, Kühen, Schafen, Ziegen, und eine verhältnißmäßige Quantität von Weizen und Gerste. Sie haben selten mehr als eine Frau. Auch ist der weibliche Theil der Nation sehr häßlich.

Ein Scheik oder Anführer des Lagers entscheidet die vorfallenden Rechtshändel. Er kann ihnen jede Strafe auferlegen, den Tod ausgenommen. Der Kaiser wählt gewöhnlich den Reichsten im Stamme zur Bekleidung dieser Würde.

Ein leeres Zelt in der Mitte des Lagers dient zum nächtlichen Aufenthalt für Reisende, und zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Gewöhnlich giebt man den Reisenden, die hier ein-

kehren, eine gute Mahlzeit in diesem Zelte; und mit jedem Morgen vor Tagesanbruch versammeln sich die Kinder darin vor einem großen, außerhalb angezündeten Holzfeuer, und lernen Gebete auswendig die mit arabischen Buchstaben auf hölzernen Tafeln geschrieben sind und immer im Zelte hangen. Diese wenigen auswendig gelernten Gebete machen, wie der Verfasser versichert, die ganze geistige Erziehung der Araber aus.

Sobald das Vieh die Weide in einer Gegend aufgezehrt hat, wandern sie nach einer andern. Auf solchen Märschen sind Kameele, Pferde, Maulesel und Stiere und Kühe, mit ihren Zelten, Ankerwerkzeugen, Weibern und Kindern beladen. Sie dürfen aber dergleichen Auswanderungen nicht unternehmen, ohne sich von dem Kaiser oder dem Bascha der Provinz einen Schein zu verschaffen, wodurch ihnen gestattet wird, von einem gewissen Flecke Landes Besitz zu nehmen; denn im Reiche Marokko gehört alles Land dem Kaiser, das nicht unmittelbar mit Städten verbunden ist, und sie zahlen ihm für diese Erlaubniß einen gewissen Theil von den Produkten des Landes.

Die Männer kleiden sich in einem langen groben Kittel aus ungefärbter Wolle, der um den Leib gegürtet ist, und ein Kaschowa (Cachova) genannt wird. Darüber tragen sie den Haik, ein Stück Zeug, das entweder aus bloßer Wolle, oder auch aus Wolle und Baumwolle gemacht wird, und wenn sie ausgehen wollen, wie ein Mantel übergeworfen wird, so daß der obere Theil den Kopf bedeckt. Das

Haar

Haar schneiden sie dicht am Kopf ab, und setzen weder Turban noch Mütze auf. Auch brauchen sie keine Strümpfe und nur selten Pantoffeln.

Die Kleidung der Weiber unterscheidet sich nur durch die Art, den Kaschowe anzulegen. Dieser muß bey ihnen auf dem Rücken einen Sack bilden, worin sie ihre Kinder tragen. Ihr schwarzes Haar wird in Flechten gelegt, und mit einem Tuch bedeckt, das sie dicht um den Kopf binden. Sie lieben den Gold- und Silberschmuck sehr. Jede Frau hat ein Halsband von Koralen. Die Kinder gehen bis zum zehnten oder eilften Jahre ganz nackt. Außer dem Kuskasu ernähren sich diese Araber von Kameelen, Füchsen, auch Katzenfleisch, und von Gerstenbrod, das ohne Sauerteig zubereitet, und auf einer irdnen Schüssel, in Gestalt eines Kuchens, gebacken wird.

Die Farbe der Araber ist schwarzbraun, oder vielmehr olivenfarbig. Ihr thätiges Leben giebt ihren Gesichtszügen mehr Karakter und benimmt ihnen das Weibische, welches man an den Mohren in den Städten bemerkt. Sie haben schwarze Augen und weiße, regelmäßig an einander gereyhte Zähne.

Die große Anhänglichkeit der Araber für ihre Verwandten und für ihren Stamm, verursacht den wechselseitigen Haß der verschiednen Stämme und blutige Kämpfe. Solche Uneinigkeiten schlichtet der Kaiser, und legt gewöhnlich den streitenden Stämmen, außer einer Leibesstrafe, schwere Geldbußen auf, die einen beträchtlichen Theil seiner Einkünfte ausmachen. Auf-

serdem

serdem bekommt er auch den zehnten Theil von jedem Konsumtionsartikel, der ein Landesprodukt ist. Zur Unterhaltung seiner Truppen fordert er bisweilen eine außerordentliche Abgabe, die ihm bewilligt werden muß. Der Zehnte wird entweder in Korn oder Milch, oder in Gelde bezahlt.

Der Schutz der Regierung sichert den Fremden sehr, der durch diese Gegenden reist, denn wenn er das Mindeste von dem Seinigen verliert, so müssen alle Araber dafür haften.

In der Gegend von **Marmora**, an den Ufern der Seen, liegen verschiedene Kapellen von mohrischen Heiligen. Es sind steinerne Gebäude, die etwa dreyßig Fuß im Quadrat haben, überweißt, mit einer Kuppel bedeckt, und enthalten den Körper der Heiligen. Jeder muhamedanische Heilige, der zu **Marmora** stirbt, wird hier begraben, und über dem Grabe errichtet man eine Kapelle, die nachher für heiliger gehalten wird, als die Moskeen selbst. Verbrecher, die sich nach diesen Kapellen flüchten, sind in Sicherheit, selbst der Kaiser wagt keinen Versuch mehr gegen einen Uebelthäter, der hieher seine Zuflucht genommen hat.

Lampriere setzte nnn seine Reise über **Salee**, **Rabat** nach **Mogadore** fort. In diesem letzteren ansehnlicheren Orte zog er genauere Nachrichten von dem Zustande und der Verfassung des Reichs **Marokko** ein.

Dieses weitläuftige Reich liegt zwischen 29° und 36° N. B. Es erstreckt sich von Norden nach Süden etwa fünfhundert und funfzig Mei-

len

len in der Länge, und etwa zweyhundert in der Breite. Die Gränze gegen Norden ist die Straße von Gibraltar und das mittelländische Meer; gegen Osten, die Königreiche Tremeien und Sugulmussa; gegen Süden, der Fluß Suz; gegen Westen, das atlantische Meer.

Gegen Norden findet man das Klima beynahe eben so, wie in Portugall und Spanien, und Herbst- und Frühlingsregen, wie in diesen Ländern; südwärts sind die Regen weniger allgemein, und die Hitze groß. Die Städte im Innern des Landes, wie **Marokko** und **Tarudant**, sind zwar sehr heiß, aber die Nachbarschaft des **Atlas**, dessen höhere Gegenden das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind, und die erfrischenden Winde, welche ihnen dieser Berg zuführt, tragen sehr viel zur Verminderung der Hitze bey. Das Reich **Marokko** hat, bis auf die gebirgigen Gegenden an der Seeküste, fruchtbaren Boden, der aber nicht hinlänglich bearbeitet wird, da man bloß, ehe der Herbstregen einfällt, die Stoppeln verbrennt, und etwa sechs Zoll tief pflügt, und dennoch bringt er sehr frühzeitig herrlichen Weizen und Gerste, aber keinen Hafer hervor; ferner, Mais, Erbsen, Bohnen, Hanf und Flachs; Orange, Limonen, Citronen, Granatäpfel, Melonen, Wassermelonen, Oliven, Feigen, Mandeln, Weintrauben, Datteln, Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, und alle die Früchte, welche man in den südlichen Provinzen von Spanien und Portugall antrift. Man verwahrt hier das Korn in **Matamoren**, oder unterirrdischen Kornmagazinen, wo

es sich fünf bis sechs Jahre hält, ohne eine wesentliche Veränderung zu erleiden.

Die Unterthanen haben von Seiten des Regenten sehr wenig Aufmunterung zur Betriebsamkeit, daher das viele wüste, unbebaute Land in einer so schönen Gegend, welches dem reisenden Europäer einen traurigen Anblick gewährt. Die Fruchtbarkeit des Bodens in Marokko ist so erstaunlich groß, daß die Spanier, die ebenfalls im Besitze eines sehr ergiebigen Landes sind, dennoch dem Kaiser beträchtliche Geschenke jährlich geben, damit er ihnen die Ausfuhr des Getreides erlaube.

Der Wein, welchen die Juden in den meisten Städten machen, hat keinen sonderlichen Geschmack, und ist wenig schwächer als Weingeist.

Sie haben auch Toback, Palm- und Dattelbäume, aus welchen sie Oel pressen, und eine verschwenderische Mannichfaltigkeit von Pflanzen, z. B. die Stachelbeere, die Aloe, u. s. w. Auch Baumwolle, Wachs, Honig, Salz, arabisches Gummi und Sandrach.

Das Kameel ist ihr nützlichstes Hausthier. Es wird zu allen Geschäften des Ackerbaues und Handels gebraucht. Uebrigens haben sie die meisten europäischen Hausthiere. Von wilden Thieren giebt es daselbst Wölfe und wilde Schweine, und in den südlichen Provinzen auch Löwen, Tieger, und ungeheure Schlangen. Man sieht dort auch zuweilen ein Kamäleon. Dieses merkwürdige Thier ernährt sich von Fliegen, die es fängt, indem es seine außerordentlich lange

Zunge

Zunge mit großer Schnelligkeit auf sie losschießt. Das Sonderbarste an seiner Bildung ist das Auge. Es kann nämlich den Augapfel kreisförmig im Auge herum bewegen, und den Blick auf zwey verschiedene Gegenstände zugleich richten, in welcher Lage diese sich auch befinden mögen.

Die Mohren schneiden, nach jüdischer Weise, jedem Thiere, das sie essen, die Kehle ab, und wenden dabey, zur Ehre des Propheten, ihr Gesicht nach Mekka hin.

Sie sind in allen Künsten und Erfindungen der neuern Zeit weit hinter den kultivirten Nationen. Sie bedienen sich keiner Art von Räderfuhrwerk, und müssen alle Lasten auf Kameelen, Maulthieren und Eseln fortbringen. Ihre Gebäude sind zwar stark und dauerhaft, aber nach keiner Regel der Baukunst aufgeführt. Ihre Wohnungen sind sehr unbequem; aber das geschnitzte Holzwerk, womit viele derselben geziert sind, ist sehr künstlich gearbeitet. Die Gärten sind bloße Striche von eingeschlossenem Boden, mit Unkraut überwachsen, worin ohne alle Ordnung und ohne Geschmack hie und da Weinstöcke, Feigen-, Orange- und Citronenbäume zerstreut stehen. Kein Garten ist mit Blumen geziert.

Im Verhältniß zur Größe des Reichs giebt es in Marokko wenig Städte, und auch diese haben nur eine geringe Bevölkerung. Dieser Mangel an Bevölkerung liegt zum Theil an der Grausamkeit der vorigen Beherrscher, die bisweilen

len eine ganze Stadt oder Provinz, die sich ihren Unwillen zugezogen hatte, durch das Schwerd entvölkern ließen. Dieser einzige Zug verrieth die Regierungsform dieses Reichs hinlänglich. Weder Rang noch Verdienst sichert vor der Laune des Despoten. Die einzigen ziemlich unabhängigen Menschen im Lande sind die reichen Kaufleute in den Städten, welche vom Sitze der Regierung entfernter sind. Sie zeichnen sich auch durch geräumigere, besser möblirte Zimmer, durch einen größern Aufwand und feinere Sitten aus.

Lampriere erhielt nun den nähern Befehl, sich zu dem Prinzen nach Tarudant zu verfügen, und machte die Reise über Santa Crux. Er fand die Stadt Tarudant häßlich und schmutzig, selbst die Wohnung des Prinzen nicht ausgenommen, den Prinzen an einer Augenkrankheit leiden, zuvorkommend und voll Zutrauen zu ihm. Dieses Zutrauen stieg endlich zu dem Grade, daß er ihm erlaubte, in Begleitung der Verschnittenen, seinen Harem zu besuchen.

Ein neugieriger Schwarm von schwarzen und weißen Weibern und Kindern, Konkubinen, Sklaven und Miethlingen umgab den Europäer gleich bey seinem Hineintreten. Die ungewöhnliche Erscheinung versetzte sie der Reihe nach in Verwunderung, die, jemehr sie den Lampriere ansahen, bis zur höchsten Stufe des Erstaunens stieg, und nach den verschiednen Karakteren verschiedne Würkungen blicken ließ. Einige blieben ohne Bewegung, mit aufgehobenen Händen, starren Augen und offnen Munde stehen. Andre brachen in ein unmäßiges Gelächter aus. Sie

wurden

wurden nicht müde ihn zu begaffen, und vom Kopfe bis zu den Füßen jedes einzelne Kleidungsstück mit der größten Anstrengung zu untersuchen. Die Schnallen, Knöpfe und Strümpfe zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich, als eine den dortigen Gegenden ganz fremde Tracht; aber den Haarzopf konnten sie gar nicht begreifen, und den Puder hielten sie für bestimmt, lästige Insekten zu zerstören. So oft Lampriere den Harem besuchte, kam ihm dieser Haufen entgegen, folgte ihm bis dicht an das Zimmer, wohin er ging, wartete ungeduldig auf seine Rückkunft, und begleitete ihn dann wieder bis vor das Thor.

Die meisten von diesen Weibern waren fett und unbehülflich, hatten schwarze große Augen und runde Gesichter mit kleinen Nasen. Einige waren weiß, andre gelb, noch andere negerartig von Gesichtsfarbe.

Als eine von seinen neuen Kranken bereit war ihn zu empfangen, rief man ihn in das Zimmer, worin nichts zu sehen war, als ein Vorhang, der von oben herunter durch das ganze Zimmer gezogen war, wie vor der Bühne eines Schauspielhauses. Eine Sklavinn brachte ihm einen sehr niedrigen Stuhl, und sagte ihm, er solle ihrer Gebieterinn den Puls fühlen. Die Dame steckte nun ihre Hand unter dem Vorhange durch, und verlangte, daß er blos durch das Fühlen des Pulses die ganze Krankheit einsehen solle. Er fragte umsonst nach den nähern Umständen ihres Uebels; sie reichte ihm statt aller Antwort auch die andre Hand, und hielt das Pulsfühlen für hinlänglich, um den Sitz der

Krankheit ausfündig zu machen. Auf das wiederholte Verlangen, ihre Zunge zu sehn schnitt sie endlich ein Loch in den Vorhang und steckte die Zunge durch.

Eine andere Dame, mit einer skrophulösen Geschwulst am Halse, sah sich genöthigt, den Verfasser ihr Gesicht zu zeigen, das er sehr hübsch fand. Nachdem er ihren Hals untersucht hatte, nahm sie allen goldnen Schmuck von ihrer Kleidung ab, und bot sie dem Arzte zum Geschenk dar. Er schlug es aber aus, weil er an ihrer Heilung verzweifelte.

Die meisten Frauenzimmer im Harem waren noch nicht dreyßig Jahr alt, aber dick und schwerfällig. Sie dürfen einander besuchen, auch auf den ausdrücklichen Befehl des Prinzen ausgehen, aber nie weiter als von einem Orte der Residenz zum andern. Sie sind größtentheils unwissend, stolz und kindisch eitel. Sie wunderten sich über die außerordentlichen Fähigkeiten der Christen, als sie hörten, daß der Dollmetscher des Lampriere lesen und schreiben könne; denn auf die ersten Elemente der Wissenschaften verstehn sich bey den Mohren nur einige wenige Menschen, die deshalb Talbs, oder Erklärer des muhamedanischen Gesetzes genannt werden.

Diese Frauenzimmer werden täglich von einem Mohren, der sich eine kurze Zeit in London und Italien aufgehalten, und oberflächliche Kenntnisse in der Musik erlangt hat, in dieser Kunst unterrichtet. Die Instrumente bey einem solchen Konzert sind die Mandoline, eine Art von Geige,

und

und eine kleine Trommel. Dabey bemerkt man keine Spur von Melodie, Abwechslung oder Geschmack.

Die Augenkrankheit des Prinzen besserte sich, und er zeigte sich nun gegen den Lampriere sehr freundschaftlich. Er ließ ihn vor sich, selbst in Gegenwart seiner Frauenzimmer, befahl ihm ihren Puls zu fühlen, und nöthigte eine von den Damen, sich einige Tropfen von den ihm verordneten Mitteln in ihr krankes Auge gießen zu lassen. Ueber den kurzen aber heftigen Schmerz, den es ihr verursachte, brachen der Prinz und die andern Damen in ein heftiges Gelächter aus.

Der Prinz erkundigte sich auch sehr sorgfältig nach den Sitten, der Religion, der Regierungsverfassung und den Gesetzen der Europäer, besonders der Engländer. Er heißt **Muley Absulem**, ist von mittlerer Größe, ziemlich korpulent, und etwa fünf und dreyßig Jahre alt. Seine Augenkrankheit, seine krankgelbe Gesichtsfarbe und schlechten Zähne verunstalten ihn. Auf dem **Turban** trägt er einen seidenen Quast, als Merkmal der königlichen Würde. Sein **Kaftan** (Oberkleid) ist aus rothem wollnem Zeuge gemacht, und mit Pelzwerk verbrämt. Soldaten, Edelknaben, schwarze Verschnittne und einige schwarze Sklaven machen sein Gefolge aus. Er ist ein gutmüthiger, träger Fürst, ohne Ruhmsucht, und überläßt sich seinen Leidenschaften gern, wenn er keine Mühe anzuwenden braucht, um sich Vergnügen zu machen. Dieser Mangel an Energie im Karakter, und die ausschwei-

schweifende Liebe für das Frauenzimmer hat ihm seinen Reichthum und die Thronfolge gekostet.

Auf einen unerwarteten Befehl des Kayfers mußte Lampriere nun wieder nach Marokko; der Prinz nahm Abschied von ihm, und gab ihm zur Belohnung eine goldne Uhr, ein mittelmäßiges Pferd und einige harte Thaler.

Auf dieser Reise nach Marokko kam er nun wieder über den Atlas, in dessen obern Gegenden er nichts als eine ungeheuere Masse rauher, unfruchtbarer Felsen sah. An andern Orten reiste er durch dicke und große Wälder von Argabäumen, und in den Thälern lagen eine Menge Dörfer, Gärten und umzäunte Felder vor ihm, die auch damals, im December, mit reizendem Grün bedeckt, und mit Obstbäumen aller Art angefüllt waren. Felder mit Getreide, das zu dieser Jahreszeit im größten Ueberflusse wuchs, wechselten mit Pflanzungen von Oliven und Orangebäumen ab, die einer Menge verschiedner Arten von Singvögeln zum Aufenthalte dienen. An einigen Orten springen kleine Quellen oben aus den Felsen und Bergen hervor, und vereinigen sich in einen fortlaufenden Strom, der das Thal bewässert. Die Dörfer bestehen aus Hütten, von Erde und Lehm aufgeführt, mit einer Mauer umgeben, und gehören den Brebern. Diese ursprünglichen Bewohner des Landes flohen in diese Gebirge, als die Araber das Land eroberten, und haben sich daselbst in ihrer Unabhängigkeit erhalten. Sie sind stark, kriegerisch, ausdauernd, zu Widerwärtigkeiten gewöhnt, und entfernen sich selten von ihrem Wohnorte. Sie

scheeren ihr Vorderhaupt; aber von dem Scheitel bis in den Nacken laßen sie das Haar wachsen. Sie tragen statt Hemden und Beinkleider nur ein wollenes Kleid ohne Aermel, das sie mitten um den Leib gürten. Der Gebrauch der Flinten macht ihnen das meiste Vergnügen, da sie vortrefliche Schützen sind, und mancherley Künste mit ihren Gewehren zu machen wissen. Sie bezahlen gerne sechzig bis achtzig Dukaten, um sich eine Flinte mit Silber oder Elfenbein verzieren zu lassen.

Der Anbau der Thäler, die Viehzucht und der Fang wilder Thiere, mit deren Häuten sie Handel treiben, beschäftigt sie. Sitten und Religion sind den mohrischen ähnlich; aber ihre Sprache ist unvermischt geblieben, und den Mohren unverständlich.

In den Thälern wohnen auch viele Juden, die man überhaupt in der ganzen Welt nicht so häufig und überall gestreuet findet, als in der Barbarey.

Sie müssen die härtesten und niedrigsten Arbeiten für die Brebern machen, und werden im ganzen Lande sehr grausam behandelt, ohngeachtet die Nation ohne ihre Betriebsamkeit nicht bestehen könnte. Sie sind in Marokko die einzigen mechanischen Arbeiter. Nur einer unter ihnen, Jakob Attal, erhob sich durch viele Kunstgriffe und erprobte Geschicklichkeit zum Secretair des Kayfers. Die Kleidung der Juden unterscheidet sich von der Mauriſchen wenig. Das Haar scheeren sie dicht am Kopf ab, und

tragen lange Bärte. Sie tragen eine schwarze Mütze, schwarze Pantoffeln, und statt des mauriſchen Haik's, den Alberoße, einen Mantel von schwarzer Wolle, der die Unterkleider bedeckt. Sie dürfen kein Schwerd tragen, und kein Pferd, sondern nur Maulesel reiten; auch ohne ausdrücklichen Befehl des Kaisers nicht aus dem Lande gehn.

Die jüdiſchen Weiber kleiden sich in ein feines leinenes Hemde, mit großen weiten Aermeln, die beynahe bis auf den Boden hangen. Ueber dem Hemde tragen ſie einen Kaftan, ein weites Kleid von wollenem Zeuge oder Sammet von allerley Farben, das bis an die Hüften geht, und den ganzen Leib bedeckt, bis auf Hals und Bruſt, die sie bloß tragen. Außerdem tragen sie Geralditos, Röcke aus feinem grünem Tuche, deren Säume zuweilen mit Gold gestickt sind. Dieſe werden mit einem breiten Gürtel von Gold und Seide um den Leib befestigt. Die Enden des Gürtels hängen hinten ungezwungen herunter. Wenn sie ausgehen, werfen sie den Haik darüber. Die Unverheyratheten laſſen das Haar hinten in einigen Flechten herunterhangen, und tragen einen Kranz von gewirkter Seide, den sie in schönen Linien um den Kopf legen, und hinten in einen Bogen binden. Durch dieſen Kopfputz unterscheiden sie sich von den verheyratheten Frauenzimmern; denn dieſe bedecken den Kopf mit einem rothen seidnen Tuche, das sie hinten zuſammenbinden. Ueber dieſes legen ſie ein seidnes Band, deſſen Enden auf die Schultern herunterhangen. Strümpfe tragen die jüdiſchen

schen Frauenzimmer nicht, aber rothe mit Gold gestickte Pantoffeln. Unten an den Ohren haben sie sehr große goldne Ohrringe, und oben drey kleine, mit Perlen oder kostbaren Steinen besetzt. Ihr Hals ist ganz mit Korallenschnüre bedeckt, und ihre Finger voll kleiner goldner und silberner Ringe. Um die Gelenke der Hände und Füße tragen sie Bänder von Silber, und die Reichen lassen hinten vom Gürtel goldne und silberne Ketten herunterhangen.

Die jüdischen Heyrathen werden schon einige Zeit vor der Trauung mit vielen Festlichkeiten gefeyert, wobey sich die Braut und alle ihre Verwandtinnen das Gesicht weiß und roth, die Hände und Füße aber mit einem Kraute, welches Henna genannt wird, gelb bemalen. Sie ritzen sich mit der Nadel eine Menge Figuren, und reiben das Kraut, welches sie erst mit Wasser zu einem Teige gemacht haben, hinein, wodurch sich die Zeichnungen auf Händen und Füßen lange erhalten. Nach dem Tode eines Juden versammeln sich seine Verwandten vor und nach dem Begräbnisse, mit andern dazu gemietheten Weibern, und beklagen einige Zeit lang ihren Verlust mit dem schrecklichsten Geschrey, indem sie sich Haar und Gesicht zereißen.

Die jüdischen Frauenzimmer sind allgemein sehr schön und vorzüglich weiß. Sie heyrathen sehr jung, und werden im Hause oft eben so hart behandelt, wie die mauriſchen Weiber; aber ihr Gesicht brauchen sie auf der Straße nicht zu verbergen. Männer und Weiber essen abgesondert, wie bey den Mohren. Die unverheyratheten Frauen-

zimmer gehn nur bey besondern Gelegenheiten aus, aber immer mit bedecktem Gesichte.

Diese genauen Nachrichten von dem Zustande der jüdischen und mohrischen Bewohner von Marokko konnte Lampriere um so eher sammeln, da er lange Zeit in Marokko zubrachte, ehe er es dahin bringen konnte, dem Kaiser vorgestellt zu werden.

Endlich erschien der zu seiner Einführung bey Hofe angesetzte Tag. Mittags um zwölf Uhr kamen drey Negersoldaten, mit dicken Keulen in den Händen, um ihn nach dem Pallaste zu begleiten. Sie sagten ihm, daß sie ausdrücklichen Befehl hätten, ihn augenblicklich mitzubringen, daß sie mit ihrem Kopfe dafür haften müßten, ließen ihm nicht die Zeit, sich anständig anzukleiden, und liefen sogleich mit ihm in größter Eile zum Schlosse. Einer von den Audienzmeistern hieß ihn draußen vor dem Schlosse warten, bis er hineingerufen würde, und auf diesem Flecke ließ man ihn von zwölf Uhr Mittags bis fünf Uhr Abends stehn, um welche Zeit man ihn wieder in Eile durch zwey oder drey Thore bis zu dem Thore brachte, welches sich in dem Hof öfnete, wo ihn der Kaiser erwartete. Hier hielt ihn der Audienzmeister eine Zeitlang auf, weil Lampriere kein Geschenk für den Kayser mitgebracht hatte, welches die Europäer gewöhnlich thun. Da er aber nach vielen Weitläuftigkeiten dennoch nichts erhalten konnte, so ward er in der größten Geschwindigkeit vor den Kaiser gebracht, und angewiesen, sich mit seinem Dollmetscher so zu stellen, daß ihn der Kaiser sehen könne, doch ohne sich seiner Person sehr zu nähern.

Der

Der Mohr, welcher unsern Verfasser einführte, warf sich, sobald er dem Kaiser vor die Augen kam, auf die Erde, küßte sie, rief auf arabisch aus: **Gott erhalte den Sultan!** berichtete, als ihn der Kayser fragte, was er vorzubringen hätte, daß er auf Befehl Sr. Majestät den englischen Arzt her gebracht hätte, und zog sich nach einer sehr tiefen Verbeugung zurück. Hierauf mußte sich **Lampriere** mit seinem Dollmetscher ihm nähern; aber als sie nur noch zehen Schritte von ihn entfernt waren, zupften sie zwey Soldaten am Rocke, und gaben ihnen zu verstehen, daß sie es nicht wagen dürften, näher zu treten. Der Monarch saß auf einem seiner offnen Höfe, in einer europäischen Postchaise, vor welche ein Mauleſel, mit einem Führer auf jeder Seite, in eine Gabel gespannt war. Hinter dem Fuhrwerke standen Soldaten zu Fuß, einige Neger und Mauren in zwey Abtheilungen, die zusammen einen halben Mond bildeten. Einige Soldaten waren blos mit dicken Keulen bewafnet, andre mit Flinten, die sie senkrecht dicht an den Leib hielten.

Der Kayser maß nun den **Lampriere** vom Kopfe bis zum Fuße, und fragte endlich den Dollmetscher mit stolzer Mine und rauher Stimme: „Ist das der christliche Doktor, der dem **Muley „Absulem** gedient hat?“ Der Dollmetscher gab ihm eine bejahende Antwort. „Wie kamst du „ins Land? Wurdest du auf Befehl deines Königs „geschickt, oder von wem sonst“ — Auf Befehl der Regierung — „Wo hast du deine Kunst „gelernt, und wie heißt der Mann, der sie dich „lehrte?“

Hierauf erzählte ihm Lampriere die Geschichte seiner Studien.

„Weswegen sind die französischen Wundärzte „besser, als die englischen? und welche hältst du „für die besten?“ —

Lamp. „Die französischen sind sehr geschickt; „aber man muß einräumen, daß die englischen im „Ganzen den Vorzug verdienen, weil sie eine wis„senschaftlichere Bildung genießen.“

Hierauf merkte der Kaiser an, daß einmal ein französischer Wundarzt in sein Land gekommen wäre, der viele Leute getödtet habe. Nach einiger Zeit fragte er sehr mürrisch:

„Warum hast du dem Muley Absulem das „Theetrinken untersagt?“

Lamp. „Weil Muley Absulem sehr schwache „Nerven hat, und Thee dem Nervensystem scha„det.“

Der Kaiser. „Nun warum trinken dann die „Engländer so viel Thee?“

Lamp. „Sie trinken ihn nicht so stark, wie „die Mohren, und der Gebrauch der Milch be„nimmt ihm viel von seiner schädlichen Wirkung.“

Der Kaiser. „Du hast Recht; ich weiß, daß „zuweilen die Hände davon zittern.“

Nach dieser Unterredung brachte man dem Lampriere etwa zwölferley aus verschiednen Kräutern destillirte Wasser, die er kosten mußte, um dem Kaiser zu sagen, wie sie beschaffen, welche heiß, welche kalt wären u. s. w.

Der Kaiser fing nun an vertraulicher mit ihm zu reden, machte ihn auf den Schnee des Atlasgebirges aufmerksam, erkundigte sich nach dem englischen Klima, und ließ ihn nach einer sehr langen Unterredung, von einem seiner Diener, nach Hause zu seinem Juden bringen, mit dem Befehl, ihm alle mögliche Sorgfalt zu erweisen, und dem Zusatze: er wäre ein guter Mann, und Muley Absulem's Arzt, den er (der Kaiser) mit Sicherheit und ohne Anlaß zur mindesten Klage wieder in sein Land schicken wollte.

Des Abends war das Zimmer des Arztes voll Diener des Kaisers, die ihm zu der Ehre, welche ihm heute zu Theil geworden, Glück wünschten, und die bey solcher Gelegenheit üblichen Geschenke abforderten, welche er nun nicht länger verweigern konnte.

Sidi Mahomet (der Kaiser) war ein langer, hagerer Greis, beynahe achtzig Jahr alt, von krankgelber Farbe und konnte nicht mehr gehn. Sein langes Gesicht, sein schielendes Auge, und die finstre Mine, welche ihm zur Gewohnheit geworden, schreckte den Fremden ab; aber seine Unterhaltung verlöschte bald den widrigen Eindruck, welchen sein Blick gemacht hatte; denn er verstand die Kunst, Gegenstände zu wählen, von welchen die Person, mit welcher er spricht, am besten unterrichtet ist; er wußte ein Gespräch zu lenken, und zeigte Begierde, sich belehren zu lassen. Seine Kleidung unterschied sich von der gewöhnlichen maurischen gar nicht. Nur sein stärkeres Gefolge, das Fahren in einem Wagen, und der vor ihn her getragne Sonnenschirm, wenn er reitet,

künf-

kündigten den Monarchen an. Seine Leidenschaft war die Geldgierde. Diese hat ihn oft zu Grausamkeiten verleitet, gegen welche ihn sein gütiges Naturell und sein Verstand, den nur der Aberglaube und eine schlechte Erziehung verdunkeln konnte, hinlänglich gesichert hätte. In ihr liegt der Grund, daß er den auswärtigen Kaufleuten seinen Schutz angedeihen ließ, daß er endlich selbst Kaufmann ward, von den Europäern Waaren nahm, und die Juden zwang, ihm fünffach den Werth derselben zu bezahlen; daß er sogar die Reichen in seinem Lande, die man keines Verbrechens beschuldigen konnte, als des Fleißes und der Betriebsamkeit, welche sie bereichert hatte, ohne irgend einen Vorwand in Verhaft nehmen, in Eisen schmieden, an den Boden ketten, und unmenschlich behandeln ließ, bis sie ihm ihr ganzes Vermögen überlieferten. Seine eignen Söhne mußten ihm Geschenke machen, wenn sie in Freundschaft mit ihm leben wollten.

Der Geitz hatte ihn um die Liebe seines Volks gebracht; und das Bewußtseyn dieses allgemeinen Hasses machte ihn unglücklich. Er that keinen Schritt aus seinem Pallaste, ohne von einem zahlreichen Trupp Soldaten umgeben zu seyn, und selbst diese fürchtete er. Des Nachts mußten sechs große Jagdhunde in seinem Zimmer wachen; kein Mensch durfte sich ihm nähern. Seine Speisen wurden vor seinen Augen zubereitet und gekostet. Um das Ende seiner Tage lebte er in beständiger Furcht vor seinem ältesten Sohne, Muley Jazid (dem jetzigen Kaiser), der, wegen der üblen Behandlung seines Vaters, den Hof heimlich verlas-

lassen, und sich in eine heilige Kapelle, nahe bey Tetuan geflüchtet hatte. Dieser Prinz, dessen Mutter Lella Scherbetta, die Tochter eines englischen Renegaten war, hatte großen Einfluß, und war von Volk und Heer schon als Prinz so sehr geliebt, daß sein Vater Grund zur Furcht hatte. Der Vater wollte sogar Gewalt gegen ihn brauchen, und schickte eine Armee von fünf tausend Schwarzen mit dem Befehle ab, sich an der heiligen Kapelle zu vergreifen, und den Prinzen wegzuführen; aber der Anführer gehorchte diesem Befehl nicht, weil er sich auf die Soldaten nicht verlassen konnte, und der Prinz blieb ungestört in der Kapelle, bis sein Vater starb.

Sidi Mahomet war sich seiner Fehler sehr bewußt, und hatte die Gewohnheit, sobald er sich unruhig oder gar zu dem Ausbruch wilder Leidenschaften geneigt fühlte, alle Menschen ohne Unterschied von sich entfernen zu lassen. Während seiner Regierung entstanden wenig Rebellionen im Reich, und die aufkeimenden erstickte er sogleich. Er liebte den Frieden; aber sobald irgend eine Provinz Neigung zum Aufruhr zeigte, schickte er ein Korps Truppen hin, und ließ die ganze unzufriedene Provinz plündern und die Aufrührer gefangen nehmen. Diese wurden dann entweder zum Tode verdammt, oder man haute ihnen Hände und Füße ab, oder gab ihnen die Bastonnade.

Er haßte jede Pracht an seinem Hofe und an seiner Person. Seine eignen Söhne durften nicht anders, als in schlechter mohrischer Kleidung vor ihm erscheinen. Sie mußten dann ihre Mütze oder ihren Turban abnehmen, — dieses thut der

Mohr

Mohr sonst nicht eher, als wenn er zu Bette geht — statt dem Haick den Sulam, einen weißen oder blauen wollnen Mantel, tragen, und sobald sie dem Kaiser vor die Augen kamen, sich vorwärts auf die Erde hinstrecken, diese küssen und dabey ausrufen: Gott seegne den Kaiser! dann befahl er ihnen, sich zu nähern und ihn anzureden.

Seine Hofleute durften ihn niemals, wenn er sich mit ihnen in ein Gespräch einließ, ihre eigne Meinung vortragen, sondern nur der seinigen Beyfall geben. Er hielt sich für einen großen Theologen, und erklärte ihnen oft Stücke aus dem Koran nach seiner eignen Weise.

Mit allen diesen Fehlern verdient er dennoch den Vorzug vor dem größern Theil seiner Vorgänger; denn er verübte niemals muthwilligerweise Grausamkeiten; er bereute sehr oft seine Todesurtheile, und hütete sich, wie schon erwähnt, auf eine originelle Art, vor dem Ausbruche wilder Leidenschaften. Wenn sein eignes Interesse nicht im Spiel war, so war er ein strenger, gerechter Richter, hatte Achtung vor den Gesetzen, und besiegte den Geitz bei außerordentlichen Gelegenheiten, indem er zur Zeit des allgemeinen Elends seine Schätze freywillig zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen hergab. Auch speiste er täglich viele Arme in seinem Pallaste.

Seine Vergnügungen bestanden darin, daß er die Soldaten mit Musketen nach Tartschen (Schilden) schießen ließ, wofür er jedem, der gut traf, ein kleines Stück Geld zur Belohnung gab, und in der Falkenjagd; doch beschäftigten ihn seine Weiber am meisten.

Seine

Seine Staatsgeschäfte verrichtete er alle zu Wagen oder zu Pferde, und nahm auch in dieser Stellung jeden Fremden auf. In den letzten Jahren traute er auch seinen ersten Ministern nicht, ertheilte alle Befehle selbst, und ließ sie gewöhnlich bald widerrufen.

Kein Hofbediente des Kaisers, vom Minister bis zum Fahnenträger, wird besoldet. Sie leben alle von Akzidentien, oder von den Geschenken derer, die mit dem Hof etwas zu verhandeln haben.

Die Einnahme des Kaisers bestand aus einem Zehnten von allen Nahrungsprodukten des Landes, wie der Koran es ihm zugesteht, aus der jährlichen Abgabe der Juden, dem Ertrage seiner Zollhäuser und der Akzisen und dem Tribute, den er unter dem Namen Geschenke, von seinen Unterthanen, fremden Staaten und europäischen Kaufleuten forderte. Diese letzteren Artikel waren die einträglichsten.

Die Neger machen die Landmacht des Kaisers aus, und bilden eine stehende Armee von sechs und dreyßig tausend Mann, von welchem zwey Drittheile Reiterey sind. Die Armee wird aber im Kriege nach Willkühr vermehrt, da jedermann als Soldat angesehen wird. Ohngefähr sechstausend Mann machen des Kaisers Leibgarde aus, und sind immer um ihn; die Uebrigen sind in den verschiednen Städten des Reichs vertheilt. Die Ausrüstung der Soldaten besteht in einem Säbel, einer sehr langen Muskete, einer kleinen, rothen, ledernen Büchse zu den Kugeln, die vorn mit einer Art von Gürtel befestigt, und in einem Pulverhorn,

das über die Schulter gehängt ist. Ihre Kleidung ist die gewöhnliche maurische.

Diese Truppen sind von Natur sehr wild, können große Strapatzen ertragen, sind zum Scharmuziren sehr tauglich, aber zu regelmäßigen Angriffen fehlt es ihnen an Disziplin. Sie sind dem Kaiser nicht treu, sondern folgen dem, der sie am besten bezahlt.

Die Seemacht besteht aus ohngefähr funfzehn kleinen Fregatten, einigen wenigen Schebekken und zwischen zwanzig und dreyßig Rudergaleeren. Die Schiffe werden gewöhnlich nur zur Seemacht gebraucht.

Ueber die Strafen, welche den Verbrechen folgen, ist im Gesetze wenig Bestimmtes gesagt. Der Kaiser verfährt auch hierin nach Belieben. Ehedem hat er als Prinz das Amt des Henkers selbst vollzogen; aber seit seiner Thronbesteigung übergab er es den Negern.

Die oft vorfallenden Todesstrafen haben die Mohren schon zur Gleichgültigkeit gewöhnt. So erzählt **Lampriere**, daß einer von des Kaisers Söhnen, dem er den Auftrag gegeben hatte, dem Kaiser eine Bittschrift wegen seiner Rückreise zu überreichen, sich wegen der Nichterfüllung dieses Versprechens entschuldigte, indem er mit kaltem Blute die Antwort gab: „sein Vater sey zu sehr mit der Hinrichtung einiger Personen beschäftigt gewesen."

Die Mohren sind in allen Erfindungen der neuern Zeit noch weit hinter den Europäern. Künste und Wissenschaften sind ihnen ganz unbekannt.

kannt. Nur die Juden, als die einzigen fleißigen und erfinderischen Leute der dortigen Gegenden, bekümmern sich darum. *)

Von Natur sind die Mohren ernsthaft und nachdenkend, zur Verstellung geneigt, träge, im Unglück kriechend, im Glück übermüthig. Als Kinder sind sie lebhaft und verrathen Scharfsinn; der Mangel an gehöriger Bildung macht sie stumpf. An der Erziehung der Prinzen sieht man es hauptsächlich, wie sehr man sich in Marokko bemüht, jedem Keim des Guten und der Vernunft, selbst in den wichtigsten Personen für den Staat, frühzeitig zu ersticken.

Sobald sie zu alt geworden sind, als daß man ihnen innerhalb der Mauern des Harems noch trauen wollte, werden sie der Sorge eines von den Lieblingsnegern des Vaters übergeben. Mit diesem knüpfen sie dann gewöhnlich vertraute Freundschaft. Sie lernen von ihm lesen und schreiben, und machen eine Reise nach Mekka mit ihm. Sie kennen weder den Zustand, noch die Geschichte ihres eignen Landes, und werden daran gewöhnt, sich als höhere Wesen zu betrachten.

Trotz der Unwissenheit, welche unter den Mohren herrscht, sind sie schwazhaft. Sie sprechen sehr laut, und gewöhnlich zwey bis drey auf einmal, ohne die Antwort zu erwarten.

Sie

*) Die Buchdruckerkunst ist dort gänzlich verboten; auch die Manuskripte sind meistens verloren. Nur die astrologischen werden gelesen.

Sie sehen nur im Innern ihrer Häuser auf Reinlichkeit. Ihre Kleidung und ihr eigner Körper ist immer voll Schmutz. Die Kleidung entstellt sie sehr. Die Mannskleidung besteht nehmlich aus einem kurzen leinenen Hemde, mit großen, weiten Aermeln, die bis halb auf die Erde hangen — einem Paar weiter leinener Schifferbeinkleider, die beynahe bis auf die Knöchel reichen, und über die sie noch ein andres weites Paar von wollnem Zeuge ziehen. Ueber dem Hemde tragen sie zwey bis drey wollne Westen von verschiedner Farbe und europäischer Manufaktur. Diese werden so weit und groß gemacht, wie unsre langen Röcke, vorn mit sehr kleinen Knöpfen zugeknöpft, und mit einem seidnen Gürtel fest um den Leib gebunden. Ueber die Westen werfen sie ein sammetnes Band, das queer über die rechte Schulter geht, und wovon auf der linken Seite ein gekrümmter Dolch oder ein krummes Messer in einer metallnen Scheide hängt. Wenn sie ausgehen, werfen sie noch den Haik darüber.

Die eine Wallfarth nach Mekka gemacht haben, dürfen einen Turban tragen, und heißen El-Hatsch. Man begegnet ihnen immer mit großer Ehrfurcht; denn die Wallfarth nach Mekka wird für so heilig gehalten, daß selbst die Lastthiere, welche diese Reise gemacht haben, in großer Achtung stehn, und nach ihrer Zurückkunft von aller Arbeit frey sind. Die andre Klasse von Mohren trägt bloß schlichte rothe Mützen. Sie scheeren alle die Haare dicht am Kopf ab, so daß bloß oben auf dem Scheitel eine Locke stehn bleibt; den Bart lassen sie wachsen.

Die

Die Häuser haben in den meisten Städten ein elendes Ansehn. Die Zimmer sind an der Erde, und von außen angeweißt; die Dächer sind ganz platt, und dienen den Weibern zum Sommeraufenthalt. Wenn man in ein Haus will, so muß man entweder in dem vordersten Zimmer, welches gewöhnlich ein Stall ist, oder auf der Straße warten, bis alle Weiber aus dem Wege gebracht sind. Hierauf darf man in einen viereckigen Hof gehn; in diesen öffnen sich vier schmale lange Zimmer, vermittelst großer Flügelthüren, die zugleich die Stelle der Fenster vertreten. In der Mitte des Hofs ist gewöhnlich ein Springbrunnen; und wenn das Haus einem Reichen gehört, so ist der ganze Hof mit blauen und weißen Ziegeln nach Art eines Schachbrettes gepflastert. Die Thüren sind gewöhnlich mit Vierecken von mancherley Farben bemalt, und der obere Theil derselben ist mit sehr artigem Schnitzwerke geziert. Aus Mangel eines Heerds werden alle Speisen auf dem Hofraum, in einem irdnen, mit Holzkohlen geheitzten Ofen zubereitet.

Ihre einzigen Meublen sind eine mit feiner weißer Leinwand überzogne Matratze, oder auch nur eine gewöhnliche Matte, und ein kleines Stück Teppich, worauf der Herr mit kreuzweis untergeschlagnen Beinen sitzt. Bey den Reichen sind die Wände mit Spiegeln von verschiedner Größe verziert, und mit Taschen- und Wanduhren in Glaskasten. Auch sind in einigen Zimmern die Wände mit Löwen- oder Tiegerhäuten behängt, oder es sind Musketen und Säbel zur Zierde darinn aufgestellt. In den Häusern der Großen steht bisweilen

len an jedem Ende des Zimmers eine europäische Bettstelle von Mahagonyholz mit Matratzen, welche mit feiner weißer Leinwand überzogen sind. Inzwischen dienen diese Bettstellen bloß zum Zierrath; denn die Mohren schlafen immer an der Erde auf einer Matratze, und decken sich bloß mit ihrem Haik zu.

Schildereyen sieht man in keinem Zimmer, weil das muhamedanische Gesetz sie verbietet.

Ein Mohr, der Gäste bekömmt, steht von seinem Sitze nicht auf, sondern bittet den Fremden, sich bey ihm auf einem Teppich am Boden niederzulassen. Er bewirthet ihn zu jeder Tageszeit mit Thee, der auf einem Theebrette mit niedrigen Füssen gebracht, in sehr kleinen Tassen von dem feinsten chinesischen Porzellan gegossen, und ohne Milch mit etwas Kuchen oder Zuckerwerk in der Gesellschaft herumgegeben wird. Sie trinken eine so beträchtliche Quantität Thee, daß sie mehr als zwey Stunden damit zubringen.

Ihr größter sinnlicher Luxus besteht in Toback, den sie häufig rauchen und schnupfen.

Die Zeitordnung im Essen ist bey den Mohren sehr bestimmt, und wird ohne Unterschied der Stände beobachtet. Gleich nach Tagesanbruch nehmen sie ihr Frühstück zu sich, das gewöhnlich aus einer dünnen Suppe von Mehl und Wasser, nebst einem Kraute besteht, wodurch sie eine gelbe Farbe bekömmt. Der männliche Theil der Familie ißt in einem Zimmer, und der weibliche in einem andern. Die Kinder müssen mit den Bedienten essen. Das Gericht wird in eine irdne Schaale

gegos-

gegossen, in einer runden hölzernen Mulde gebracht, und mitten zwischen die Gäste gesetzt, die in einem Zirkel mit kreuzweiß untergeschlagnen Beinen auf einer Decke, oder auf der bloßen Erde sitzen. Um zwölf Uhr ißt jeder Mohr, vom Kaiser bis zum Bettler, **Kuskasü**. Den Gebrauch der Messer und Gabeln kennen sie nicht. Vor und nach dem Essen waschen sie sich, weil es ihnen im Gesetz geboten werd.

Ihre Art zu grüßen ist folgende: Wenn zwey Leute von gleichem Stande einander begegnen, so schütteln sie einander die Hände, und küssen diese gegenseitig. Der Geringere küßt dem Vornehmern den Theil des Haik, der den Arm bedeckt, und zu einem noch größern Zeichen von Ehrfurcht, die Füße. Vor dem Kaiser und den Prinzen vom Geblüte hebt man die Mütze oder den Turban ab, und legt sich mit dem Gesicht auf die Erde. Gegen Fremde beobachten sie eine seltsame Höflichkeitsbezeugung. Sie rennen nehmlich mit einer gewaltigen Heftigkeit zu Pferde auf sie los, halten es ganz in ihrer Nähe plötzlich an, und feuern eine Muskete unter ihren Augen an. Besuche statten sie auf Mauleseln ab, weil sie diese höher als die Pferde schätzen, ohngeachtet sie vortrefliche Reiter und auf ihre schönen Pferde sehr stolz sind.

Die Mohren lieben die Musik und Dichtkunst mit Leidenschaft, vorzüglich die langsamen, melankolischen, eintönigen Melodien. Ihre muntern Stücke haben viel Aehnlichkeit mit den schottischen Volksliedern. Der Gegenstand der Musik ist gewöhnlich die Liebe.

Ihre Instrumente bestehen, in einer Art von Hoboe ohne Klappen, der Mandoline, einer Art Geige mit zwey Saiten, der Trommel, der gemeinen Hirtenpfeife und der Handpauke. Diese Instrumente werden an allen Freudentagen angestimmt, und verschiedne Musketensalven von Reuterey oder Fußvolk beschließen die Musik.

Die muhamedanische Religion hat auch die Mohren sich unterwürfig gemacht, und sie hängen mit Enthusiasmus an ihrem Glauben, indem jeder Fremde, der eine Moskee betritt, sterben, oder ihre Religion annehmen muß. Diese Moskeen sind von den gewöhnlichen Häusern kaum verschieden; nur daß in der Mitte des Hofs ein großer Springbrunnen befindlich ist, und rund um die Bogengänge ein kleiner Bach fließt, woran die Mohren die Zeremonie des Waschens verrichten. Sie gehn mit entblößten Füßen in dieses Andachtshaus, und lassen die Pantoffeln vor der Thür. Oben auf der Moskee steht ein viereckigter Thurm mit einem Flaggenstocke. Diesen besteigt der Talb (Priester) zu gewissen Stunden, steckt eine weiße Fahne aus, und ruft das Volk zum Gottesdienste. Man hört das Rufen von dieser Höhe in einer großen Entfernung. Von dem Gebrauche der Glocken wissen sie nichts. Sobald die Fahne ausgesteckt ist, betet jeder ein Kapitel aus dem Koran, an dem Orte, wo er sich eben befindet, mit gegen Morgen gekehrtem Gesichte, weil Mahomet in Medina begraben ist, das gegen Morgen liegt. Die einer Moskee nahe sind, gehen hinein und beten daselbst. Bey dem Gebete erheben sie die Hände über den Kopf, neigen sich zweymal, beu-

beugen zweymal die Knie, neigen sich dann wieder zweymal und küssen die Erde. Sie wiederholen diese Zeremonie dreymal. Ihr Sabbath ist an unserm Freytage, und fängt von sechs Uhr des vorhergegangenen Abends an. An diesem Tage haben sie statt der weißen Fahne eine blaue. Vermöge einer Prophezeihung werden die Christen an einem Sabbathe ihr Land einnehmen, und deshalb sind während des Gottesdienstes in allen Städten und Pallästen des Kaisers die Thore geschlossen, um einen Ueberfall zu verhüten.

Sie berechnen die Zeit nach Mondsmonathen, und benennen die Tage der Woche nach Zahlen, der erste, zweyte, u. s. w. Sie schreiben mit einem Schilfrohr von der Rechten zur Linken.

Sie verheyrathen sich sehr jung, und viele Mädchen schon in einem Alter von zwölf Jahren. Nur die Reichen bedienen sich der Erlaubniß des Propheten, mehrere Weiber zu nehmen. Bey dem Schließen einer Ehe sind bloß die beyderseitigen Eltern zugegen, und die Brautleute sehen einander erst nach geendigter Zeremonie. Wenn der Kadi die Ehestiftung gemacht hat, so bringen die Verwandte der Braut die Aussteuer. Wenn die Braut keine Aussteuer hat, so macht sich der Mann verbindlich, ihr im Fall er stürbe, oder unfähig wäre, eine gewisse Summe auszusetzen. Die Kinder von den Frauen haben alle gleiches Recht auf das väterliche und mütterliche Vermögen; die Kinder der Beyschläferinnen bekommen nur die Hälfte der Verlassenschaft.

Die Braut muß nach geschlossener Ehestiftung acht Tage zu Hause bleiben, und täglich von ihren

Freundinnen Glückwünschungsbesuche annehmen. Während dieser Zeit unterhält sich ein Talb mit ihr über die Pflichten einer Ehefrau, und begleitet seine Ermahnungen mit Gesang. Die Braut läßt sich auch in diesen acht Tagen aufs Neue schmücken.

Während diese Zeit wird auch der Bräutigam von seinen Freunden des Morgens besucht, und reitet des Abends in ihrer Begleitung durch die Straßen, wobey einige von ihnen mit Hoboen und Trommeln Musik machen, und andre mit Musketen Salven geben.

Am Hochzeittage setzt man die Braut Abends in einen vier- oder achteckigten Käfich, der ohngefähr zwölf Fuß im Umfange hat, und mit feiner weißer Leinwand, oder Gaze und seidnem Zeuge von mancherley Farben bedeckt ist. In dieser Maschine, die auf einem Maulesel ruhet, wird sie, von ihren Freunden und Freundinnen begleitet, die theils brennende Fackeln tragen, theils auf der Hoboe blasen, theils mit Musketen Salven geben, in der Stadt zur Schau herumgeführt, und nach dem Hause ihres künftigen Ehegatten gebracht, der um eben die Zeit von einer gleichen Zeremonie zurückkommt. Sobald sie ankommt, wird sie allein in einem Zimmer gelassen, und man führt den Bräutigam zum erstenmal zu ihr. Bey seinem Hereintreten sitzt sie, wenn sie eine Person von Rang ist, auf einem seidnen oder sammetnen Polster hinter einem kleinen Tische, auf dem zwey Wachslichter brennen. Ihr Hemde hängt hinten wie eine Schleppe herunter, und darüber trägt sie ein seidnes oder sammetnes Kleid mit engen Ermeln, das auf der Brust und an der Hand mit

Gold

Gold gestickt ist, und etwa bis über die Waden reicht. Um den Kopf hat sie ein breites schwarzes Band, das hinten bis auf die Erde hinunter hängt. In dieser Kleidung und mit den Händen vor den Augen findet sie der Bräutigam, und empfängt sie als Ehemann. Zwey schwarze Sklavinnen warten draußen die Vollziehung der Ehe ab, und machen sie sodann durch Blasinstrumente und Flintenschüsse bekannt. *) Wenn der Ehemann Verdacht gegen die vormalige Lebensart seiner Frau zu finden glaubt, so kann er sich ohne Widerrede von ihr scheiden lassen.

Nach der Verheyrathung stellt die Familie und die Freunde viele Gastmahle und Lustbarkeiten an, die nach Belieben eine lange oder kurze Zeit über fortgesetzt werden. Der Mann bleibt gewöhnlich acht Tage und die Frau acht Monate nach der Verheyrathung zu Hause. Wenn die Frau beweisen kann, daß der Mann ihr nicht hinlänglichen Unterhalt verschaffen kann, so ist sie berechtigt sich von ihm scheiden zu lassen. Stößt er Flüche gegen sie aus, so bezahlt er ihr das erstemal acht Dukaten; das zweytemal giebt er ihr ein reiches Kleid von noch größerm Werth, und beym drittenmal kann sie

*) Nach Häß sind es zwey öffentliche Notarien (Adula), welche draußen warten, und sobald die Heyrath vollzogen ist, das Tuch mit den Zeichen der Jungfrauschaft empfangen, um darüber sogleich für den Vater der jungen Frau ein ordentliches Dokument auszufertigen. Das Tuch selbst wird dann mit Freudengeschrey und unter dem Schall der Trommeln nach den väterlichen Hause der Braut gebracht.

Anm. d. H. Hofr. Zimmerm.

ihn verlassen, und ihm ist es, nach den Gesetzen, erlaubt, sich nach Verlauf von zweyen Monaten wieder zu verheyrathen.

In diesem ganzen Lande gebären die Weiber ohne beträchtlichen Schmerzen. Sie sind öfters den Tag nachher schon wieder in dem Kreise ihrer Thätigkeit, und verrichten mit dem Kinde auf dem Rücken alle ihre Hausgeschäfte. Wenn die Kinder das Alter von zwölf Monaten erreicht haben, so setzt man sie auf die Erde, und sie lernen durch eigne Kräfte kriechen und allmählig gehen. Sobald sie dieses mit Festigkeit thun können, werden ihnen verschiedne ihrem Alter und ihrer Stärke angemeßne Arbeiten angewiesen. Die Kinder der Reichen werden in die Schulen geschickt, wo sie lesen und schreiben lernen. Die für den gelehrten Stand, das heißt, für die Kirche bestimmt sind, müssen es so weit bringen, daß sie den Koran beynahe auswendig wissen. Wenn sie die Schule verlassen, so führt man sie auf einem Pferde unter Musik, und bey einem großen Zusammenlaufe des Volks, durch die ganze Stadt zur Schau. Alsdann sind sie gelehrt und weise genug, um unter die Talbs oder Gesetzlehrer aufgenommen werden zu können.

Bey der Beschneidung wird das Kind sehr prächtig angezogen, auf einen Maulesel, oder, wenn seine Eltern arm sind, auf einen Esel gesetzt, unter der Begleitung von Leuten mit fliegenden Fahnen, und von Musikanten, die auf Hoboen blasen und die Trommel schlagen. In der Moskee wird die Operation vollzogen.

Nach

Nach dem Absterben eines Menschen miethet man eine gewisse Anzahl Klageweiber, die mit schrecklichem Geheul sich auf Gesicht und Brust schlagen, und ihre Wangen zerfleischen. Einige Stunden nach dem Tode wird der Körper zur Erde bestattet, nachdem man ihn gewaschen und in den Leichentuch genähet hat, so daß die rechte Hand unter dem nach Mekka gerichteten Kopfe liegt. Der Leiche folgen eine Menge Leute, immer zwey und zwey neben einander, die sehr schnell gehn, Gott und den Propheten anrufen, und passende Gesänge anstimmen. Das Grab wird unten weit, oben schmal gemacht, und der Körper ohne alle weitere Ceremonie hineingelegt.

Die Begräbnißplätze sind außerhalb der Stadt, und die Grabmäler lange steinerne Platten. Die Freundinnen der Verstorbenen weinen noch mehrere Tage lang über dem Grabe.

Eine Frau trauert vier Monate und acht Tage um ihren Mann, und darf während dieser Zeit kein Silber oder Gold tragen; ist sie aber schwanger, so muß sie bis nach der Entbindung trauern. Während dieser Zeit bekommt sie ihren Unterhalt von den Verwandten des Verstorbnen. Die Männer trauern nicht nach dem Tode ihrer Weiber. Nur unter den Vornehmen trauert ein Sohn eine zeitlang um seinen Vater, indem er weder die Haupthaare noch den Bart abscheert, und sich auch die Nägel nicht abschneidet.

Ein Jude oder Christ, der den muhamedanischen Glauben annimmt, wird sogleich in mohrische Tracht gekleidet, und bey Musik und einem großen Zusammenlaufen des Volks zu Pferde durch alle

Straßen

Straßen geführt. Er nimt einen mohrischen Namen an, und läßt sich von jemanden an Kindesstatt annehmen, den er nachher immer seinen Vater nennt. Jedoch ist dieser angenommne Vater nicht verpflichtet, den Neubekehrten zu erhalten. Dieser darf nie eine Negerinn oder die Tochter eines Renegaten heyrathen, und seine Nachkommen werden erst im vierten Gliede als ächte Mohren betrachtet.

Die Renegaten in **Marokko** sind hauptsächlich Spanier, die von **Ceuta** oder aus **Spanien** als Verbrecher entlaufen sind. Der Kaiser duldet sie, aber sie werden von den Mohren verabscheuet.

Nachdem sich **Lampriere** eine ziemlich lange Zeit in **Marokko** aufgehalten hatte, und noch immer von dem Kaiser nicht die Erlaubniß erhalten konnte abzureisen, schickte der Kaiser eines Tages zu ihm, mit dem ausdrücklichen Befehl, daß er sogleich vor ihm erscheinen solle. Er erschien, und erhielt, anstatt der Abschiedsaudienz, die er vermuthet hatte, die Ordre, eine von seinen Sultaninnen, welche krank war, zu besuchen, Nachmittags mit den gehörigen Arzneyen wieder zu kommen, und dem Kaiser seine wahre Meinung über ihren Gesundheitszustand nicht zu verheelen.

Er gehorchte sehr ungern, weil dieser seltsame Befehl, durch welchen der Kaiser einem Manne, und noch dazu einem Christen, die ganz ungewöhnliche Erlaubniß ertheilte, in die Geheimnisse des **Harems** einzudringen, eine schlimme Absicht zu

haben

haben schien. Indessen blieb ihm keine Zeit zur Wahl übrig, da der Bote, welcher ihm nach dem Harem bringen sollte, schon bereit stand, und es überdies gefährlich war, dem Kaiser zu widersprechen.

Der öffentliche und gewöhnliche Eingang in den Harem geht durch einen sehr großen gewölbten Thorweg, der an der Aussenseite mit zehn Mann besetzt ist. Er führt in eine hohe Halle, wo der Kapitain, oder Alkaid, mit einer Wache von siebzehn Verschnittenen steht. In diese Halle werden nur diejenigen gelassen, welche in den Harem Geschäfte haben.

Des Kaisers Befehl ward an der Aussenseite des Thors dem Alkaid übergeben, und Lampriere von einem derschwarzen Verschnittenen mit seinem Dollmetscher in dem Harem geführt. Im Hof, in welchem sich die Wohnungen der Weiber öfnen, sah er eine bunte Gruppe von Konkubinen, Aufwärterinnen und schwarzen Sklavinnen, alle auf verschiedne Weise beschäftigt. Die Ersteren saßen auf den Hof in Kreisen auf dem Boden, und schienen in einer Unterhaltung begriffen. Die Aufwärterinnen und Sklavinnen beschäftigten sich theils mit Nadelarbeit, theils mit dem Zubereiten des Kuskasu. Sobald sie den Lampriere sahn, liefen sie auf das eiligste nach ihren Zimmern zurück, weil sie nicht wußten, auf welche Art er Eingang in den Harem gefunden hatte. Die Dreistern näherten sich, und fragten seinen schwarzen Führer, wer er wäre, und auf wessen Befehl er ihn hieher brächte? Sobald man erfuhr, daß er ein Arzt sey, gingen mehrere von ihnen ab, und sagten den Entflohenen: der Fremde käme auf Befehl

fehl des Kaisers, um die Lella (Dame, Frau, in Marokko nur von den Sultaninnen gebräuchlich) Sarah, die Kranke zu besuchen; sie möchten doch zurückkehren und den Christen ansehn. Nun schrien alle überlaut: Seranio Tibib! Seranio Tibib! (ein christlicher Arzt) und in wenigen Minuten war Lampriere so sehr mit Weibern und Kindern umgeben, daß er keinen Schritt von der Stelle weichen konnte.

Die Damen waren nun alle bemüht, Klagen über tausenderley wirkliche und ersonnene Krankheiten dem Arzte vorzutragen, drängten sich in dichten Haufen um ihn, und verlangten alle zu gleicher Zeit, daß er ihnen den Puls fühlen solle. Wenn er durchaus keine Unpäßlichkeit an manchen bemerken konnte, so nahm es die Dame sehr übel; sie wollten alle krank seyn, und von dem christlichen Arzte geheilt werden. Ihre Krankheitsgeschichte erzählten sie ohne alle Zurückhaltung, und beobachteten weder in diesen Erzählungen, noch bey der Enthüllung der Theile, an welchen sie zu leiden glaubten, die ersten Regeln der Anständigkeit unter den gesitteten Völkern.

Ueberhaupt hat Lampriere die mohrischen Weiber in ihren Reden und Sitten ungemein zügellos gefunden. Die Männer des dortigen Landes bewahren die Frauenzimmer mit einer tyrannischen Sorgfalt vor jeder Vertraulichkeit mit Männern, um es ihrem groben sinnlichen Vergnügen aufzuopfern; aber für die wahre Keuschheit der Weiber, für Sittlichkeit und unerzwungne Treue sorgen sie so wenig, daß sie vielmehr nur durch niedrige und schmutzige Ausdrücke gereitzt werden können.

Es war endlich Zeit, den lästigen Fragen so vieler zudringlichen Weiber ein Ende zu machen, und das Ansehn des Verschnittenen brachte sie auseinander.

Der Verf. wurde nun aus diesem ersten Hof durch zwey oder drey ähnliche zu dem Zimmer seiner Patientinn geführt. Nach einigen Vorbereitungen von Seiten der Dame durfte er hineintreten. Er fand sie mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf einer an der Erde liegenden, und mit feinem Leinen überzognen Matratze sitzen. Zwölf schwarze und weiße Aufwärterinnen saßen an verschiedenen Orten des Zimmers in der nämlichen Lage. Keine von allen diesen Weibern versteckte ihr Gesicht, so wie dieses der Fall in des Prinzen Harem gewesen war. Auch die Frauen im ersten Hof dachten bey seinem ersten Hereintreten nicht daran. Er mußte sich neben der Sultaninn auf ein rundes Polster setzen.

Die Krankheit der Lella-Sara hatte ihren Grund in dem Neide ihrer Nebenbuhlerinnen. Sie war ohngefähr sechs Jahre vorher durch ihre außerordentliche Schönheit die Lieblingsfrau des Kaisers geworden, und der Monarch gab ihr diesen Vorzug vor allen Bewohnerinnen seines Harems so laut, und auf eine so empfindliche Art für die übrigen Damen, daß diese sich entschlossen irgend ein Gift (wahrscheinlich Arsenik) unter ihre Speisen zu mischen, und den Entschluß ausführten, ohne entdeckt zu werden. Sie bekam sehr heftige Krämpfe mit einem iminerwährenden Erbrechen, und konnte nur durch ihre ungewöhnlichen körperlichen Kräfte den tödtlichen Wirkungen des Gifts aus-

weichen;

weichen; aber seine Folgen waren eine schreckliche Schwäche und Reizbarkeit, besonders im Magen, und der Ruin ihrer Reize. Aus Mangel an Verdauungskraft zehrte sie ab, und war so schwach geworden, daß sie nicht mehr ohne Hülfe gehen konnte. Ihre Gesichtsfarbe war verblichen, ihre sonst reine schöne Haut krankbraun gefärbt, ihr Gesicht todtenbleich, die Zähne verdorben.

Sie mochte in einem Alter von sechs und dreyßig Jahren seyn, als Lampriere sie besuchte, und hatte schon nach dem Empfange des Gifts zwey schöne kleine Kinder bekommen, davon das älteste im sechsten Jahre, das jüngste aber noch unter der Pflege einer Amme, und sehr wenig über zwölf Monate alt war. Beyde Kinder waren über alle Erwartung gesund, und machten in jeder Rücksicht ihr Glück aus; denn nach dem muhamedanischen Gesetze darf sich kein Mann von einer Frau scheiden lassen, mit der er Kinder gezeugt hat, und der Kaiser sah sich also genöthigt, die Sara und ihre Kinder zu erhalten.

Unser Verf. war noch mit der Krankheitsgeschichte der Lella Sara beschäftigt, als eine Abgesandtinn kam, und ihn zur Lella Bathum rief. *)

Er fand an dieser eine vollkommne maurische Schönheit. Sie war übermäßig fett, ohngefähr vierzig Jahr alt, und hatte hervorstehende, runde, dunkelroth geschminkte Backen, kleine schwarze Augen, und ein Gesicht ohne allen Ausdruck. Sie saß an

der

*) Diese heißt, weil sie zuerst an den Kaiser verheyrathet ist, seine erste Gemahlin, und hat eigentlich mehr Recht auf den Titel Sultaninn als alle andere.

der Erde auf einer mit feiner, weißer Leinwand bedeckten Matratze, und war von einer großen Menge Konkubinen umgeben, die sie zu dieser Gelegenheit eingeladen hatte. Ihr Zimmer sah weit prächtiger aus, als das Zimmer der **Lella Sara**; auch war ihr ein ganzes Viereck eingeräumt. Sie bat ihn, sobald er in ihr Zimmer trat, sich dicht neben sie zu setzen und ihr den Puls zu fühlen. Ihr Uebel bestand in einem Schnupfen. Die übrigen Damen verlangten nun, daß er auch ihnen den Puls fühlen, und aus dem bloßen Fühlen des Pulses ihre Krankheit mit allen sie begleitenden Umständen kennen sollte. Von ihrem Gesundheitszustande ging die Unterhaltung sogleich zur Beurtheilung seiner Kleider über. Sie untersuchten jedes einzelne Kleidungsstück und machten seltsame Anmerkungen darüber. Dann fragten sie den Dollmetscher: ob **Lampriere** verheyrathet sey, ob er seine Frau mitgebracht hätte? und dergleichen Fragen mehr.

Mitten unter diesen Gesprächen ward Thee gebracht, ob es gleich schon Mittags um eilf Uhr war. Das Theegeschirr stand auf einem kleinen Theebrett mit vier niedrigen Füßen. Die Tassen waren von dem besten chinesischen Porzellain, ohngefähr so groß, wie eine große Wallnußschale.

Von dieser Königinn des **Harem's** brachte man den Verfasser zu der **Lella Duja** (Lalla Douyaw), der Favorite des vorigen Kaisers, einem Frauenzimmer, das auch in Europa für gebildet gelten würde. Sie ist aus Genua gebürtig, und ward nach einem Schiffbruch, den sie mit ihrer Mutter an der Küste der Barbarey litt, des Kai-

fers Gefangne. Sie war damals erst acht Jahre alt, aber so außerordentlich schön, daß der Kaiser den Befehl gab, sie mit Gewalt ihrer Mutter zu entreißen, und sie in seinen Harem zu bringen. Man versuchte hier alle Mittel, um sie zur Veränderung ihrer Religion zu bringen, ohngeachtet ihres zarten Alters, vergebens, bis der Kaiser zuletzt drohte, ihr im Weigerungsfall jedes Haar mit der Wurzel aus dem Kopfe reißen zu lassen.

Nachdem sie eine Zeitlang die Konkubine des Kaisers gewesen war, heyrathete er sie, und schenkte ihr seine ganze Neigung. Ihr Einfluß auf den Kaiser war von großer Wichtigkeit. Sie hat niemals eine Fehlbitte gethan.

Sie konnte ohngefähr dreyßig Jahr alt seyn, als der Verfasser sie besuchte. Sie war etwas korpulent, hatte ein ungemein angenehmes Wesen, und war fein und zuvorkommend im Betragen. Sie war eine italiänische Schönheit. Sie konnte arabisch lesen und schreiben, welches die Bewunderung der übrigen Bewohnerinnen des Harem's auf sich zog. Sie hatte Beurtheilungskraft genug, um die Rohheit und den armseligen Zustand des Volkes, unter welchem sie lebte, ganz zu fühlen, und zeigte noch immer viel Anhänglichkeit für die christliche Religion.

Ihre Krankheit war ein Skorbut am Zahnfleische, welcher ihr den Verlust einiger Vorderzähne drohte, und sie sehr traurig machte, weil sie in den Augen des Kaisers zu verlieren fürchtete.

Lampriere besuchte die Lella Duja nun ins geheim; denn des Kaisers Anhänglichkeit für diese Person war unbeschreiblich groß, und seine Rache, wenn ihn ein Europäer auch nur zu dem leisesten Verdacht Anlaß gegeben hätte, mußte schrecklich seyn. Sie hatte daher allen ihrer Sklavinnen den Befehl gegeben, wenn sie nur den mindesten Grund zur Furcht hätten, es ihr sogleich zu hinterbringen, und machte dem Verschnittenen, welcher den Lampriere hinführte, immer Geschenke, damit er sie nur nicht verriethe. Und so konnte der Verf. oft eine Stunde lang bey ihr bleiben. Sie unterhielt sich dann mit ihm über europäische Gebräuche und Sitten, und nahm viel Interesse für alles, was er ihr von dergleichen Gegenständen erzählte.

Lampriere machte nun wegen seines Besuchs im Harem dem Kaiser seine Aufwartung, und ward bey dieser Gelegenheit mit einer ganz geheimen Audienz beehrt; denn er nahm ihn mit in den Hof dicht an seinem Pallast, wo sich, so lange der Kaiser da ist, außer wenigen Pagen und den Leuten, welche unmittelbar zu seinen Wagen oder Pferden gehören, niemand zeigen darf.

Der Monarch saß in einem offnen vierrädrigen Wagen, der sehr niedrig hing, gerade für eine Person groß genug war, und von den Söhnen vier spanischer Renegaten gezogen wurde. Sobald er den Arzt bemerkte, befahl er ihn näher zu treten, ihm die Arzney zu bringen, und sie vor seinen Augen zu kosten. Er untersuchte sie nun sehr genau, und erkundigte sich nach den Bestandtheilen derselben, und nach der Würkung, welche sich von

ihr erwarten ließe. Auf die Frage, was er von dem Zustande der Kranken hielte, antwortete Lampriere: die Patientinn müsse die nämlichen Arzneyen eine Zeit über nehmen, er schlüge daher vor, sie vierzehn Tage lang zu besuchen, und ihr sodann eine Menge Arzneymittel, mit den Verhaltungsregeln, zu hinterlassen. Er setzte hinzu: der Gouverneur von Gibraltar hätte ihm befohlen, nach seiner Garnison zurück zu kommen, und im Fall des Ausbleibens würde er einer wichtigen Stelle verlustig werden; er bäte daher den Kayser um gnädige Entlassung. Hierauf antwortete dieser: Er fände nur noch zehn Tage lang seinen Besuch bey der Sultaninn nöthig; nach Verlauf dieser Zeit würde er ihn auf einem schönen Pferde nach Hause schicken. Dann wies er seinen ersten Minister an, ihm zehn harte Thaler als ein Geschenk auszuzahlen, und erlaubte dem Verfasser binnen dieser zehn Tagen den freyen Zutritt im Harem.

Lampriere hatte also Gelegenheit, die ganze Lage und innere Verfassung des Harems genau kennen zu lernen.

Der Harem macht einen Theil des Pallastes oder Serails aus, und hat durch eine besondere Thür, durch welche nur der Kaiser geht, Kommunikation mit demselben.

Alle Zimmer sind an der Erde, viereckig und sehr hoch. Viere derselben schließen immer einen geräumigen viereckigen Hof ein, in welchen sie sich durch große Flügelthüren öffnen. Diese dienen, aus Mangel an Fenstern, deren Gebrauch bey den Mohren völlig unbekannt ist, zum Einlassen des

Lichts

Lichts. Auf den Höfen, die mit blauen und weißen viereckigten Ziegeln gepflastert sind, steht in der Mitte ein Springbrunnen, der sein Wasser durch Röhren aus einem großen Behälter vor dem Pallaste bekommt, und hauptsächlich zu dem häufigen Waschen dient, welches bey den Mohren Religionsceremonie ist.

Die Zimmer sind von außen mit ungemein schönem Schnitzwerk versehen. Die meisten sind mit reichem Damnaste von verschiednen Farben austapeziert, der Boden ist mit schönen Teppichen belegt, und an verschiednen Stellen liegen Matratzen zum Sitzen und Schlafen. An jedem Ende eines Zimmers stehen europäische Bettstellen von Mahagonnyholz, mit dammastenen Umhängen, aber nur zum Staate. Die Decke ist Tafelwerk, mit Schnitzwerk und Malerey; die Wände sind mit kostbaren Spiegeln, und mit Stücken Atlaß, Sammt und Dammast von verschiednen Farben behängt.

Die erste Sultanin führt den Titel **Gebieterin des Harems**, hat aber keine Aufsicht über die andern Weiber. Sie nimmt ein ganzes Viereck ein, indessen für jede andre nur ein einziges Zimmer eingeräumt ist.

Nach der Güte des Kaisers bekommt jedes Frauenzimmer täglich eine größere oder geringere Summe, für welche sie alle ihre Bedürfnisse befriedigen muß. Die Favoritin Lella Duja hatte täglich nicht mehr als eine halbe englische Krone, und die andern nach Verhältniß weniger. Auch

leben sie meistens von den Geschenken der Europäer und Mauren, welche bey Hof Einfluß verlangen.

In dem Harem selbst haben die Weiber alle mögliche Freyheit, aber sie dürfen ohne den ausdrücklichen Befehl des Kaisers nicht ausgehen. Er erlaubt dieses nur sehr selten, als höchstens, daß sie von einem Pallaste nach dem andern gebracht werden. Dann geht ein Trupp Soldaten vor ihnen her, um die Männer zu zerstreuen, und sie von dem Anblicke dieser dem Kaiser geheiligten Weiber zu verhindern. Um den untern Theil des Gesichts wird ein Stück Leinwand gebunden, und dann hüllen sie sich ganz in ihre Haik's. So besteigen sie entweder Maulesel, auf welchen sie nach Art der Männer reiten, oder sie werden in eine viereckigen Kutsche oder Sänfte gesetzt, die zu diesem Zwecke besonders verfertigt ist, so daß sie durch das Gitterwerk derselben sehen können, ohne gesehen zu werden. Auf diese Art reisen sie unter einer Bedeckung von schwarzen Verschnittenen ab. Solche Reisen, und bisweilen ein Spatziergang innerhalb der Mauern des Pallastes, sind die einzige körperliche Bewegung, welche sie machen dürfen.

Der Harem des vorigen Kaisers bestand aus sechzig bis hundert Frauenzimmern, die zahlreiche Menge ihrer Mägde und Sklavinnen ungerechnet. Viele waren Maurinnen, die er zum Geschenk bekommen hatte, weil die Mauren es für eine Ehre halten, ihre Töchter in dem Harem zu haben, andere waren europäische Sklavinnen, die der Kaiser entweder gefangen gemacht oder gekauft hatte.

Die

Die maurischen Weiber haben insgemein ein Gesicht ohne Karakter, und bäuerische, plumpe Sitten. Sie sind unter mittlerer Größe, sehr fett, haben große und plumpe Füße, hellbraune oder auch gelblichte Farbe, ein rundes Gesicht, schwarze Augen, Nase und Mund klein, und schöne Zähne.

Im Harem werden auch verschiedne feyerliche Handlungen begangen, z. B. wenn Mangel an Regen im Lande ist, so gehen die jüngsten Kinder im Harem paarweise in Prozession. Ihnen folgen die größern, bis zuletzt sich ein großer Theil der Weiber anschließt, so daß die ganze Anzahl mehr als hundert Personen ausmacht. Auf den Köpfen tragen sie ihre Gebete, die auf Papier geschrieben, und auf viereckige Bretter geklebt werden, und so ziehen sie, unter andächtigen Gesängen, durch alle Höfe. Sie fahren mit dieser Zeremonie fort, bis ihr Gebet erhört wird.

Der Kaiser läßt gewöhnlich die Frauenzimmer, welche er wünscht, zu sich kommen, und dann erweisen sie sich demüthig vor ihm wie seine Sklavinnen.

Die Kleidung der maurischen Weiber besteht aus einem Hemde mit langen, weiten, beynahe bis auf die Erde herunterhangenden Aermeln, das am Halse und an der Brust offen, und an den Säumen mit Gold gestickt ist. Sie tragen leinene weite Beinkleider, und über dem Hemde einen von Seide oder Baumwolle, oder auch von Gold-

stoff

stoff gemachten Kaftan, der das Ansehn eines großen weiten Rocks ohne Aermel hat, und beynahe bis auf die Füße heruntergeht. Ein Gürtel von zusammengefalteter feiner Leinwand, oder von Kattun, wird um die Hüften gebunden, und seine Enden fallen bis unter die Kniee herunter. An diesen Gürtel sind zwey breite Streife befestigt, die unter jedem Arm durch über die andre Schulter gehn, so daß sie sich auf der Brust kreutzen und an den Theil desselben, der zwischen Brust und Schulter sitzt, ist an jeder Seite eine goldne Schildkröte befestigt, von der vorn eine goldne Kette nachlässig herunterhängt. Ueber dies alles kommt noch ein buntes seidnes Band aus der Manufaktur zu Fez, welches rund um die Hüfte gebunden wird, und ihre Kleidung vollständig macht, außer wenn sie ausgehn, wo sie noch einen Haik nachlässig überwerfen.

Ihr Haar wird von vorn nach hinten zu in verschiedne Zöpfe geflochten, die hinten frey herunterhangen, und am Ende alle mit gezwirnter Seide zusammengebunden sind. Auf dem Kopfe tragen sie ein langes, ohngefähr anderthalb Fuß breites Stück Seidenzeug, das sie fest um den Kopf binden, und dessen lange, mit gezwirnter Seide gesäumte Enden sie hinten beynahe bis auf die Erde frey hinunterhangen lassen. Der Kopfputz wird dann durch ein gewöhnliches seidnes Tuch vollständig, welches wie eine dicht anliegende Weiberhaube um den Kopf geht, und sich von dieser nur dadurch unterscheidet, daß es nicht vorn, sondern hinten, mit einer großen Schleife zusammengebunden wird. Im obern Theil jedes Ohrs hängt

ein

ein kleiner, halb offner goldner Ring, der so groß ist, daß er bis auf den Nacken hinunterreicht, und eine seiner Größe angemessene Traube von Edelsteinen hat. An den Fingern tragen die Damen auch verschiedne kleine, goldne, mit Diamanten oder andern Edelsteinen besetzte Ringe, und an den Handgelenken breite schlichte Armbinden von Gold, die bisweilen ebenfalls mit Edelsteinen besetzt sind. Den Hals schmücken sie mit mancherley Arten von Korallen und mit Perlen. Unter diesen geht um den Hals eine goldne Kette, woran vorn ein goldner Zierrath hängt.

Die Weiber tragen, wie die Männer, keine Strümpfe, sondern rothe, fein mit Gold gestickte Pantoffeln, die sie immer ausziehen, wenn sie in ihr Zimmer treten. Dicht über den Knochen geht um jeden Fuß ein großer goldner Ring herum.

Sie schmincken ihre Wangen dunkelroth, färben Augenbraunen und Augenlieder mit einem schwarzen Pulver, das Lampriere für Spießglas hielt. Auf Stirn und Nasenspitze macht man sich einen langen schwarzen Fleck, und auf jeder Backe mehrere dergleichen Flecke. Das Kinn wird dunkelroth gemalt, und von demselben läuft ein langer schwarzer Streif bis an den Hals hinunter. Auch die flache Hand und Nägel färben sie ganz dunkelroth. Auf der Rückseite der Hand machen sie verschiedne willkührliche Zeichen mit derselben Farbe. Die Füße werden wie die Hände bemalt.

Beschäftigungen haben sie gar nicht; daher plaudern sie im Harem beständig mit einander. Sie dürfen in keine Moskee kommen, sondern müssen ihr Gebet im Harem verrichten. Sie haben ihre Talbas, so wie die Männer ihr Talbs. Diese Personen sind Weiber oder Beyschläferinnen, können lesen und schreiben, und unterrichten die andern im Beten und in den Grundsätzen der Religion.

Alle Töchter des vorigen Kaisers und die Kinder seiner Beyschläferinnen wurden in einem gewissen Alter nach Tafilet geschickt, daselbst erzogen, und mit den Nachkommen seiner Vorgänger verheyrathet.

So bevölkern sie diese Stadt mit lauter Sherifs, (angebliche Abkömmlinge Muhameds in grader Linie) und die meisten von ihnen sind Seiten- oder andre Verwandte der jetzt regierenden Familie in Marokko. Muley Ischmael, der Großvater des jetzigen Kaisers, hatte 300 Kinder in Tafilet, und seine Nachkommen schätzt man jetzt auf 9,000. Diese alle leben an demselben Orte.

Alle Söhne des Kaisers von seinen Frauen sind Prinzen, und haben gleiches Recht zur Krone. Sie bekommen dann von dem Kaiser Provinzen, wo sie als Bascha's regieren.

Lampriere beschließt diesen Artikel nun mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die mauri-schen Weiber.

Man kann sie in zwey Klassen theilen, in die schwarzen, oder Negerinnen, und in die weißen. Die erstern sind entweder Sklavinnen, oder waren es, und haben die Freyheit erhalten. Viele von ihnen sind Beyschläferinnen; andre, Domestiken. Die Kinder männlichen Geschlechts werden alle zum Dienst in des Kaisers Armee erzogen. Zu dieser Klasse kann man auch die Mulatten männlichen und weiblichen Geschlechts rechnen, welche Kinder von einem Mauren und einer Negerin sind, und deren es sehr viele giebt.

Die Europäer werden von den mauriſchen Weibern sehr geschätzt. Wenn sie einem begegnen, ohne daß ein Mohr sie bemerken kann, so zeigen sie ihr Gesicht, schlagen den Haik auf einer Seite zurück, und lachen, oder sprechen mit ihm. Ein Jude oder Europäer, der in einer geheimen Verbindung mit einem mauriſchen Frauenzimmer ertappt wird, muß die muhamedaniſche Religion annehmen, oder er hat sein Leben verwirkt. Das Frauenzimmer aber wird, wie man sagt, entweder verbrannt oder ersäuft. Die Mohren selbst unterstützen durch ihren seltsamen Gebrauch die Liebeshändel der Fremden. In Weiberkleidern kann ein Mann leicht unbemerkt über die Straße kommen, da er sicher ist, daß ihn kein Mohr anreden, oder auch nur ansehn wird; und wenn er die Gelegenheit findet, das Haus in der Abweſenheit des Mannes zu besuchen, so darf er dessen Rückkunft gar nicht fürchten; denn, wenn der Herr des Hauses Pantoffeln eines fremden Frauenzimmers vor der Thür seines Harems stehen sieht, so schließt er daraus, es sey eine Nachbarin da, und nähert sich dem

dem Zimmer nicht eher, als bis die Pantoffeln wieder weggenommen sind.

Die zehen Tage, in welchen er die Lella Sara noch besuchen sollte, waren nun vorüber, und Lampriere hielt bey dem Kaiser dringend um seine Entlassung an. Nach vielem vergeblichen Bitten, und nach einigen Geschenke von Seiten des Kaisers, die in zwey elenden Pferden, einer Dublone für die Kur der Sara, u. s. w. bestanden, ertheilte ihm der Monarch endlich die Erlaubniß, seine Rückreise nach Gibraltar anzutreten.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zückert, Johann Friedrich, 1737-1778

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausfü hrlichen Auszuge Worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird ; Aus Bd.: 32

Berlin 1792

It.coll. 76-32
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465692-7
VD18 80458017-001